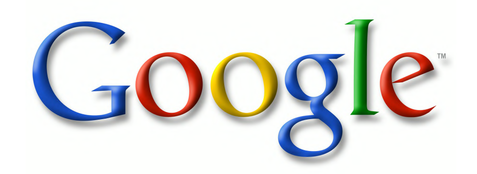
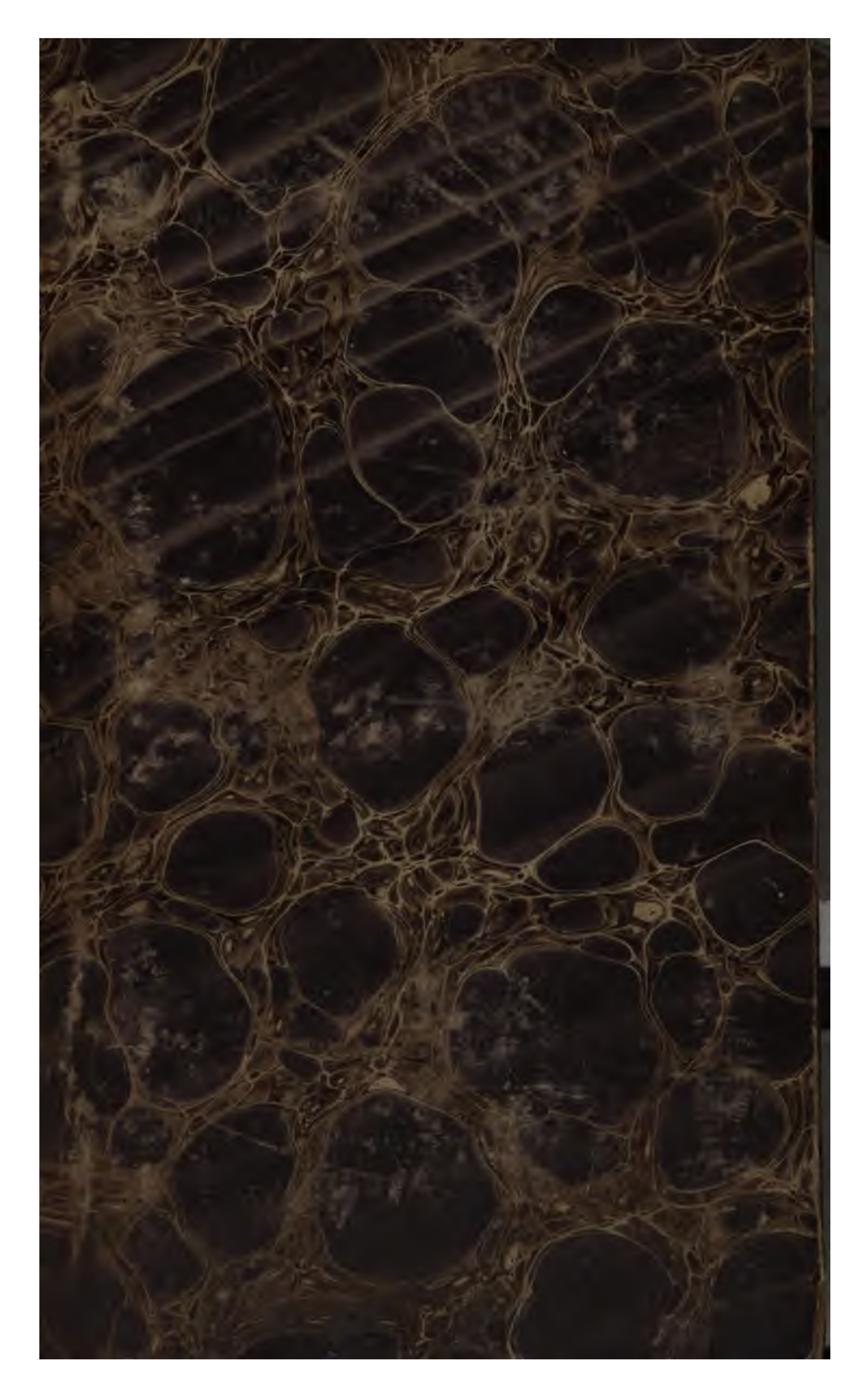
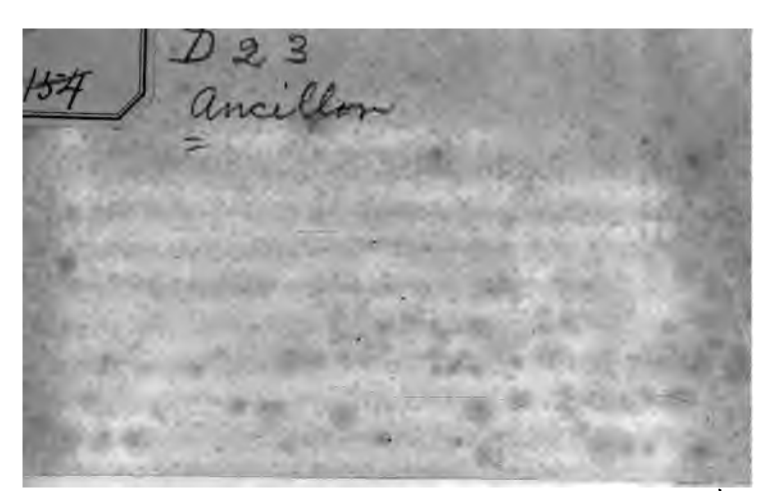
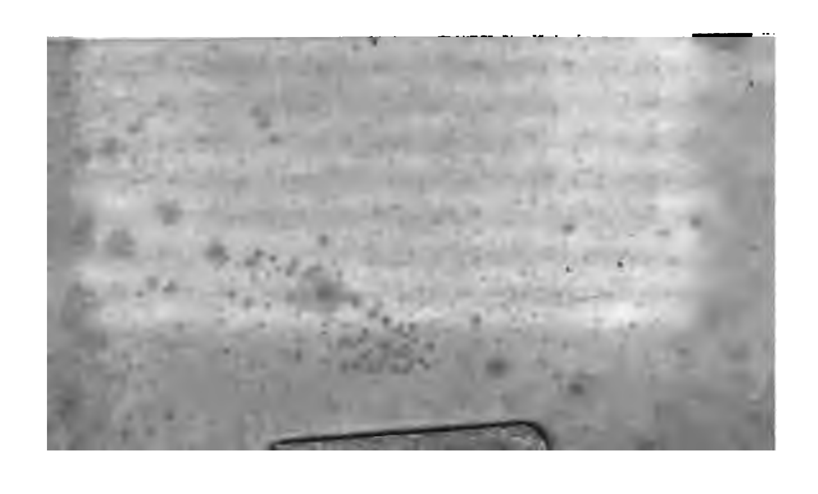





D 23
Ancillon



C. Francis –
1833 –

Zur

Vermittlung der Extreme

in den

Meinungen;

von

Friedrich Ancillon.

Inter utrumque tene.
OVID. MET. L. II.

Zweiter Theil.

Philosophie und Poesie.

Berlin,
verlegt bei Duncker und Humblot.

1831.

Le seul moyen d'arbitrer des idées opposées et des opinions divergentes est de s'élever au-dessus d'elles dans la région des principes.

CHARRON
de la Sagesse

Inhalt.

Berlin, gedruckt bei A. Petsch.

Ueber die

Grenzen der Wirksamkeit des Staats.

Satz. Die Wirksamkeit des Staats vermöge Gesetze, Anordnungen, Anleitungen, muß sich über alle Zweige des gesellschaftlichen Mechanismus erstrecken.

Gegensatz. Die Wirksamkeit des Staats muß sich in den engen Grenzen des allgemeinen und besonderen Schutzes aller rechtmäßigen Thätigkeiten halten.

Die beiden Haupt-Ansichten über den Umfang und die Grenzen der Wirksamkeit des Staats können, mit wenigen Worten, in ihrer grellen Entgegensetzung folgendermaaßen dargestellt werden.

Da die Entwickelung aller Kräfte die eigentliche Bestimmung der Menschheit ist, so muß sie auch der eigentliche Zweck eines jeden wohl eingerichteten Staates sein. Die höchstmögliche Freiheit aller Bewegungen und Handlungen ist das beste Mittel, diesen Zweck und diese Bestimmung zu erzielen. Die Gesetzgebung muß also diese Freiheit aller Individuen beschützen, aber weder durch Verbote noch durch Gebote dieselbe beschränken und leiten wollen.

Zum Gegensatz des vorigen stellt man folgende Sätze auf. Nur eine gewisse, bedingte, beschränkte Entwickelung der Kräfte ist der Wohlfahrt der bürgerlichen Gesellschaft angemessen. Die einzelnen Individuen verstehen sich nicht auf die Natur, das Maaß, den Gang dieser Entwickelung; sich selbst überlassen in dieser Hinsicht, würden sie unfehlbar das Gute und das Wahre verfehlen. Die Gesetzgebung muß ihnen also zur Hülfe kommen und durch Gebote und Verbote alles wo möglich selbst bestimmen, um eine jede

Thätigkeit zu erweitern oder zu beschränken; sie muß also an Umfang und an Wirksamkeit zunehmen, je mehr sie sich der Vollkommenheit nähert.

In diese zwei, einander entgegengesetzten Gesichtspunkte, nach welchen man den Zweck, die Mittel und den Wirkungskreis der Regierung und der Gesetzgebung angiebt, theilen sich die denkende und die civilisirte Welt. Sie haben auf zwei verschiedene Systeme geführt, welche man mit zwei Worten bezeichnen kann, nämlich: das der Positivität und das der Negativität. Beide, wenn sie mit scharfen Zügen und grellen Farben aufgestellt werden und man ihnen eine absolute, unbedingte Allgemeinheit zuschreibt, werden einseitig, übertrieben und durch Uebertreibung falsch. Hingegen, wenn man sie mit einander vergleicht, sie wechselseitig beleuchtet und durch diese Wechselseitigkeit begrenzt oder ergänzt; wenn man die Zeiten, die Völker, die Staaten in ihren Verschiedenheiten auffaßt und alles in Anschlag bringt, was hier berücksichtigt und berechnet werden soll: so verschwinden die schroffen Ansichten, die anscheinenden Widersprüche gleichen sich aus, statt einer unbedingten Allgemeinheit entsteht eine comparative, und die Wahrheit gewinnt unstreitig durch ein solches versöhnendes Geschäft. Eine solche Arbeit wollen wir hier versuchen. Aber, um sie glücklich durchzuführen, müssen wir einen Standpunkt nehmen, der, über die beiden kriegführenden Partheien erhaben, uns erlaubt, deutlich zu sehen, wo sie zusammentreffen, wo sie

von einander abweichen, und wo sie berichtigt werden können und müssen.

Alle Kräfte im Weltall, sie mögen rein materieller, oder rein geistiger, oder gemischter Natur sein, haben eine Tendenz zur Wirksamkeit; sie streben sich zu offenbaren, sich auszudehnen, sich zu entwickeln. Das gemeinschaftliche Wesen aller Kräfte besteht in diesem Streben und in dem Vermögen zu handeln, welches sich durch das erstere verkündet.

Sobald man sich das Weltall als unzertrennlich von einer unendlichen Intelligenz denkt, so denkt man sich auch die Wirkungen als Zwecke, die Ursachen als Mittel. Man kann mit Recht sagen, daß alles, was ist, sein soll; daß ein jedes Wesen dasjenige zu werden bestimmt ist, was es werden kann, und daß es sich in seiner ganzen Fülle so wie in seiner Eigenthümlichkeit ganz entfalten soll.

Zu ihrer Entwickelung bedarf eine jede Kraft ein dreifaches. Da als Kraft sie immer unsichtbar und übersinnlich ist, so fordert sie Organe, durch welche und auf welche sie wirkt; zweitens einen Stoff, auf welchen sie die Organe anwenden kann und vermöge ihrer ihn bearbeiten; endlich Wegräumung aller Hindernisse, die ihre Wirksamkeit hemmen, und Entfernung von feindseligen Kräften, die, ihr überlegen, sie lähmen oder tödten würden.

Der Mensch, dieser Mikrokosmus, dieser geheimnißvolle Mittelpunkt so verschiedenartiger, materieller, geistiger und gemischter Kräfte, ist demselben Urgesetz

wie alle anderen Kräfte unterworfen, und hat die Bedingungen seiner Wirksamkeit mit allen anderen gemein.

Die Natur hat ihm in seinen mannichfaltigen künstlichen Organen herrliche Werkzeuge geschenkt, die Natur bietet ihm auch in ihren Producten einen unerschöpflichen Stoff dar, auf den er seine Werkzeuge richten und den er in das Unendliche bearbeiten kann. Allein sie stellt ihm auch große, ja dem Einzelnen unübersteigliche Hindernisse entgegen, und er ist von Kräften umgeben, die gegen die seinigen einen schweren und verderblichen Krieg führen.

Diese Kräfte sind entweder materielle und thierische Kräfte, welche Wesen verschiedener Natur und Gattung angehören, oder es sind Kräfte der Wesen, die dem einzelnen Menschen gleich, die wie er ausgerüstet und begabt sind, und in denen er sich selbst gewissermaaßen wiederfindet und erkennt.

Die Kraft eines jeden einzelnen Menschen ist den Kräften der ihn umgebenden Natur so wenig gewachsen, daß er ohne die Hülfe, den Beistand, die Mitwirkung anderer Menschen der Naturnothwendigkeit unterliegen müßte.

Auf der andern Seite, sobald der einzelne Mensch in der sinnlichen Welt mit anderen Wesen seiner Gattung in Berührung kommt oder zusammentrifft, wird die Freiheit seiner Bewegungen und die Wirksamkeit seiner Kraft durch die Freiheit und die Wirksamkeit der anderen Menschen gehemmt oder beschränkt.

Da die Freiheit, aus der Natur des Menschen entspringend, nicht der ausschließliche Besitz eines Einzelnen, sondern das Gemeingut Aller ist, so beschränken sie sich wechselseitig, und die Freiheit eines jeden einzelnen Menschen darf sich nur bewegen, in so fern sie die Bewegungen der Freiheit der anderen nicht beeinträchtigt. Da ein jeder das Recht hat, sich zu bewegen und zu handeln, so hat auch ein jeder die Pflicht, dieses Recht bei den anderen nicht zu verletzen. Diese wechselseitige Beschränkung der Freiheit ist die erste und unabläßliche Bedingung des Daseins der Freiheit; sie ist ohne die Gerechtigkeit nicht denkbar, und ohne dieselbe wäre sie nur eine wilde, ungezügelte, sich selbst zerstörende Kraft.

Allein, so wenig der einzelne Mensch den Kampf mit den Naturkräften glücklich bestehen kann; so wenig er, sich selbst überlassen, dieselben sich dienstbar machen kann: eben so wenig kann er hoffen, seine Freiheit gegen den unrechtmäßigen Andrang und Angriff der Freiheit seiner Mitmenschen sicher zu stellen. Weit entfernt, diese Sicherheit zu besitzen, lebt er in der beständigen Gefahr, durch den Mißbrauch, den die Anderen von ihrer Freiheit machen oder machen können, die seinige zu verlieren, da die physischen und geistigen Kräfte der Einzelnen ungleich sind, so wie die Umstände, unter welchen sie auftreten. Aus diesem Verhältniß des Einzelnen gegen die Natur und gegen die anderen Menschen, entsteht aus der menschlichen Natur ein zu allen Zeiten und unter allen Zo-



nen gleich dringendes doppeltes Bedürfniß: einmal, durch die Verbindung mehrerer Menschen mit einander eine Gesammtkraft zu bilden, die es versuchen kann, sich mit der Natur zu messen, und sie zu beliebigen Zwecken zu brauchen; und zweitens, um zu verhindern, daß der einzelne Mensch in dieser Verbindung mit Anderen zu gemeinschaftlichen Arbeiten, von diesen seinen Mitmenschen verletzt und aufgerieben werde, eine schützende Gewalt aufzustellen, die durch gesetzmäßigen Zwang, durch eine kräftige und strenge Handhabung des Rechts, die Freiheit Aller sichert.

Aus diesen zwiefachen Bedürfnissen sind die Gesellschaft und die bürgerliche Ordnung entstanden, und die Regierungen haben sich gewissermaaßen von selbst gebildet, um diesen doppelten Zweck zu erreichen. Die Menschen haben unter sehr mannichfachen Formen ihre Kräfte vereinigt, um eine Gesammtmacht zu bilden, und dieselbe zum Schutz und zur Leitung in die Hände eines oder einiger Menschen gegeben.

In dieser ersten Periode der Entstehung und der Entwickelung der Gesellschaft, und noch in den nächstfolgenden, waren die Regierungen die Hauptquellen und die Haupttriebfedern der Thätigkeit der Einzelnen und des Ganzen; sie waren der alleinige Hebel aller Bewegungen, alles ging von ihnen aus, sie bestimmten durch Gesetze alle Verhältnisse des menschlichen Lebens, durch Gebote und Verbote erstreckten sie ihre Gewalt über die Religion, die Sitten, die Natur der

Arbeit, die Nahrungsart und die täglichen Verrichtungen der Menschen. Die positive Einwirkung der Regierungen kannte beinah keine Grenzen. Nicht allein beschützten sie die Kräfte eines jeden Mitgliedes der Gesellschaft gegen die ungerechten, wilden Ausbrüche der Kräfte der anderen; sondern sie gaben allen Kräften ihre Richtung, bezeichneten ihnen mit scharfen Umrissen ihre Sphäre, und nahmen sie alle in Anspruch, um die verschiedenen Bedürfnisse der Gesellschaft zu befriedigen.

Die ganze Geschichte der alten Welt bestätigt und beweiset, daß bei'm Beginn und der ersten Entwickelung der Gesellschaft diese Ansicht die herrschende war, daß die Regierungen ihrer Vormundschaft, ihren Pflichten, so wie ihren Rechten einen unbeschränkten Spielraum anwiesen, und in der Kindheit der Völker sie als Kinder behandelten. Bei den Indiern, bei den Aegyptiern, bei den Juden, wo die Gewalt in den Händen des Priesterstandes, und die Regierung rein theokratisch war, flossen die Religion und die Gesetzgebung zusammen. Die Religion wurde von dem weltlichen Arm unterstützt, und gehandhabt als wäre sie ein Staatsgesetz, und die bürgerliche Gesetzgebung wurde, wie der Ausspruch der Gottheit selbst, wie eine Religion gepredigt, geachtet, behandelt. Der Glaube, wie der Gottesdienst, wurden befohlen; der Mangel des einen, so wie die Vernachlässigung des andern, bestraft; die Menschen in Kasten getheilt, deren jede ihre beson-

dere Beschäftigung angewiesen war, und zwar auf eine unveränderliche Art, so das der einzelne aus einer Kategorie in die andere nicht übergehen, noch die ihm zugefallene Arbeit mit einer andern vertauschen durfte. Diätetische Regeln bestimmten für das ganze Volk die Kleidung in Hinsicht des Stoffes so wie der Form, die Reinigungsmittel, die Natur der Speisen, kurz alles was später der Willkühr des Einzelnen überlassen ward. Die Ehen und die Erziehung der Kinder wurden auch zur Sache der Regierung erhoben; gewisse Heirathen wurden verpönt, andere geboten; die Kinder gehörten weit mehr dem Staate als ihren Eltern. Alle Arbeiten, alle Einrichtungen, die zum gemeinschaftlichen Wohl dienen konnten oder zu dienen schienen, wurden von der Regierung angeordnet und ausgeführt. Mit Einem Worte der Staat umfaßte das ganze Leben des Einzelnen, von der Geburt an bis zum Grabe, und entschied nicht allein über die Hauptmomente und über gewisse Handlungen, welche die Entwickelung des Menschen entweder hemmen oder befördern konnten, sondern auch über die geringfügigsten Einzelheiten des Daseins.

So unzweckmäßig, so drückend, so sehr der Bestimmung der Natur widersprechend ein solcher Zustand der gesellschaftlichen Ordnung uns auch erscheinen mag, so war er doch in der Kindheit der Staaten natürlich und vielleicht nothwendig. Es geht den Völkern wie den einzelnen Menschen: sie müssen durch eine strenge und sich über alles erstreckende Erziehung

in den Stand gesetzt werden, sich frei zu bewegen, und durch die Freiwilligkeit ihrer Richtungen die Entwickelung ihrer Kräfte ferner zu fördern. Sie fangen alle mit der Unwissenheit und der Schwäche, oder mit wilden Trieben und blinden Leidenschaften ihre Bahn an, und in dieser Periode ihrer Geschichte brauchen sie Vormünder, deren Sorge und Pflege ihr Leben und ihre Handlungen unumschränkt leiten. Allein je mehr diese erste Erziehung gelingt und die von ihr zu erwartenden Früchte trägt, um so mehr muß sie allmählich von ihrer Thätigkeit und ihrer Herrschaft nachlassen, um so weniger bedürfen die Völker, daß ihre Regierung alles selbst übernehme, was der allgemeinen Wohlfahrt dienen kann. Der Kreis der früher nothwendigen Wirksamkeit des Staats wird immer enger, seine Gewalt beschränkt sich auf weniger Gegenstände, und der Kreis der Handlungen, die einem jeden nach Belieben überlassen bleiben, gewinnt an Umfang und an Ausdehnung. Der Arm der Regierung muß noch immer ein fester, starker Arm sein, um alles zu beschützen; er muß durch gesetzmäßigen Zwang die Freiheit Aller sichern, indem er die Freiheit Aller beschränkt. Aber die individuelle Freiheit gewinnt einen immer größeren Spielraum, sowohl in Hinsicht der Wahl der Gegenstände, die sie erzielen will, als der Mittel, zu ihrem Zweck zu gelangen.

Die Geschichte der Völker gewährt in allen ihren Theilen die Bestätigung dieses allgemeinen Ge-

setzes der Entwickelung des Menschengeschlechts; alle nehmen diese Richtung; ihr Streben geht dahin; man kann es ungerechter- und unklugerweise hemmen oder mit Freisinnigkeit und Besonnenheit befördern. Aber das erstere ist nicht ohne Gefahr für die Regierungen, die dieses Wagestück versuchen, und bleibt immer ein Unglück für das Volk, das man auf diese Art in einer immerwährenden Kindheit zu erhalten trachtet. Trotz dieser Mißgriffe und Verirrungen bricht doch früher oder später die den Menschen inwohnende Kraft durch die engen und willkührlichen Schranken, die man ihr setzt. Das ewige Gesetz der Entwickelung der Wesen siegt über die kleinliche Vorsicht und die ohnmächtige Gewalt schlecht berathener Herrscher; das Menschengeschlecht thut einige Schritte weiter, und indem die Einzelnen im Staate unter dessen schützender Aegide die Sphäre ihrer freiwilligen Thätigkeit erweitern, macht alles eine progressive Bewegung und schreitet vorwärts.

Wir haben gesehen, daß die Staaten in ihrem Beginnen mit der größtmöglichen Positivität der Gesetzgebung, und einer sich auf alle Zweige des menschlichen Lebens beziehenden Einwirkung von Seiten der Regierung angefangen haben; — eine Positivität, welche von Seiten des Volks und der Einzelnen eine totale Negativität voraussetzte oder herbeiführte. Der Endpunkt, der diesem Ausgangspunkte entgegensteht, wäre nach dem Ideal, das Viele sich davon entwerfen, die größtmögliche Negativität von Seiten der

Regierungen und die größtmögliche Positivität oder unbeschränkte freie Thätigkeit von Seiten der Regierten. In diesem Zustande, auf dem höchsten Gipfel der Entwickelung, würde alles der Wahl, der Einsicht, dem Willen der Einzelnen übertragen oder überlassen, und das Gedeihen der Gesammtheit weit besser durch solche Freigebung aller Zwecke und aller Mittel, als durch Gebote und Verbote befördert und gesichert sein. Die geistigen, übersinnlichen Interessen der Menschheit würden auf diesem Wege mit dem glücklichsten Erfolge gepflegt werden, und die materiellen, sinnlichen Interessen, weit entfernt darunter zu leiden, würden mit ihnen gleichen Schritt halten. Die Bedürfnisse, die in der Natur des Menschen begründet sind, und die aus seinen verschiedenen Vermögen und Fähigkeiten sich ergeben, würden nach oder mit einander sich entwikkeln, wahrgenommen werden und zur Sprache kommen. Ein jedes Bedürfniß würde den ihm entsprechenden Gegenstand suchen und finden, die ihm angemessene Thätigkeit hervorrufen. Alle möglichen Arbeitsarten und eine in das Unendliche übergehende Theilung der Arbeiten würden den in das Unendliche sich vervielfältigenden Bedürfnissen höherer oder niedrigerer Gattung Befriedigung gewähren. Was Keinem frommet, was Keiner begehren, wünschen, genießen mag, würde weder in der Natur aufgesucht, noch durch die Kunst hervorgebracht werden. Das Angenehme, das Nützliche, das Wahre, das Schöne,

das Heilige würde sich bis zur Vollendung entfalten. Wäre die Gesellschaft zu diesem idealischen Zustand, der in die Wirklichkeit nie ganz übergehen kann, gelangt, so wären die menschlichen Kräfte in ihrer vollen und zweckmäßigsten Wirksamkeit. Dann bringt der Boden alles hervor, wozu er sich eignet; ihm werden alle die Producte, die er tragen kann, abgewonnen, in so fern sie einen ausgedehnten, leichten, sichern, vortheilhaften Markt finden. Die Gewerbe erfinden, verrichten, vervollkommnen alle Gegenstände, die gesucht und gewünscht werden, ja sie kommen den Forderungen der Sinne entgegen, und erwecken die Bedürfnisse, um ihnen zu genügen. Der Handel bahnt sich neue Wege, und wählt diejenigen, die ihm einen sicheren Absatz und einen bequemen Austausch der Waaren gewähren. Ein jeder kauft außerhalb oder innerhalb des Staats was er will und wo er will, nachdem er hofft und glaubt, die Dinge, die er bedarf, besser und wohlfeiler zu beziehen. Ein jeder verkauft was er will und wo er will, da, wo er sich überzeugt hält, daß ihm die höchsten Preise seiner Speculationen und Bemühungen zu Theil werden, oder wie es seine Lage, seine Convenienzen, seine Verhältnisse von ihm erheischen. Durch diesen unbeschränkten Verkehr kommen, vermöge des Ueberschusses der Production eines jeden über die Consumtion, neue Capitalien zum Vorschein, und werden wieder als Betriebscapitalien auf andere Arbeiten und neue Zweige der Industrie angewendet.

Aus dieser freiwilligen, nach allen Richtungen sich bewegenden Thätigkeit macht der Nationalreichthum und der Wohlstand der Einzelnen rasche Fortschritte; durch alle Stände verbreitet sich ein reges Leben. Die sinnlichen Genüsse, die materiellen Zwecke finden eine reichhaltige Befriedigung in dem steten Zufluß mannichfaltiger Mittel, sie zu erreichen oder zu erfüllen. Kein unschuldiger, natürlicher Trieb wird unterdrückt, keine Kraft unbenutzt gelassen, kein Talent erstickt, kein Vermögen und keine Fähigkeit verachtet. In dieser Periode der Gesellschaft erwachen bald höhere Bedürfnisse: der Geist fordert edlere Nahrung, die Phantasie nimmt an Empfänglichkeit zu, das Gemüth sehnt sich nach Gegenständen, die es nicht allein beschäftigen, sondern immer mehr beleben. Da das physische Leben angenehm, leicht, sicher dahinfließt, so tritt das geistige, moralische Leben vor, und macht seine Ansprüche gültig. Ein allgemeiner Sinn für feinere Bildung verbreitet sich, wie ein rascher Umlauf des Bluts oder ein electrischer Funke durch alle Adern, in die Masse des Volks, und viele unter den von der Natur und den Umständen Begünstigten besitzen die Muße, die Mittel und den Trieb zu der Cultur der Wissenschaften und der schönen Künste. Anfänglich pflegt man nur das Wissen, in so fern es der productiven Arbeit zweckmäßigere Werkzeuge, bessere Stoffe und vollkommnere Vorrichtungen darbietet. Aber bald geht man weiter; man merkt, daß von der Oberfläche der Dinge sich nicht viel schöpfen

läßt; man dringt tiefer in's Wesen derselben ein, und da die Natur eine große Einheit, das Weltall ein Ganzes bildet, und alle Zweige des Wissens in einem engen Zusammenhang unter sich, nur Zweige einer und derselben Wurzel sind, so werden bald alle Wissenschaften harmonisch entwickelt und nach allen Richtungen angebaut. Je mehr sie an Umfang, an Höhe, an Tiefe zunehmen und gewinnen, um so weniger kann Einer das Ganze umfassen. Die producirende Arbeit wird auch in dieser Hinsicht in das Unendliche getheilt, und damit kein Theil des unermeßlichen Feldes vernachläßigt werde, wendet ein Jeder seine Kräfte und seine Zeit nur auf einen kleinen Theil desselben an. So wie die reine Liebe zur Wahrheit, so erwacht auch auf dieser Stufe der Cultur der reine Sinn für das Schöne. Nachdem für die nothwendigen Bedürfnisse, für das sinnliche Vergnügen, für die Gemächlichkeiten des Lebens, für das Nützliche in dem weitesten Sinn des Worts bis zum Ueberfluß gesorgt ist, strebt der Mensch nach Genüssen feinerer, edlerer, dauerhafterer Art, und alle die Künste, die vermöge der sinnlichen Eindrücke die Phantasie beflügeln, das Gemüth bewegen und erheben, und Beide mit dem Verstand und den Ideen der Vernunft in Einklang bringen, treten hervor und erschaffen unsterbliche Werke. Die große Mehrheit sucht zwar nur in der Kunst Mittel, die Zeit zu verkürzen und die Langeweile zu vertreiben; sie bedient sich der Kunst, um irgend einem Zweck nachzujagen. Allein die Erkohrnen

und Eingeweihten huldigen der Zweckmäßigkeit der schönen Formen ohne einen bestimmten nützlichen Zweck, und geben sich ganz dem freien Spiele der schaffenden Kraft hin. So gedeihen bei einem Volke, das sich bis zu dieser Höhe emporgeschwungen hat, Wissenschaft und Kunst auch ohne Aufforderung, Anleitung und Belohnung der Regierungen, einzig und allein von den Bedürfnissen der Menschheit eingegeben, durch die Entwickelung der höhern Geistesvermögen herbeigeführt, durch die Beharrlichkeit eines energischen Willens unaufhaltsam fortschreitend. Auch die Religion, diese höchste aller menschlichen Tendenzen, verbreitet und befestigt ihre Gewalt über das Innere der Menschen; nicht allein befreit von jedem äußern fremden Zwange, sondern auch von aller äußern Leitung entbunden, geht sie, geliebt, verehrt, angebetet, ihren ewigen Gang, nähert sich immer mehr ihrem übersinnlichen Ziele, und setzt allen menschlichen Gefühlen und Handlungen die Krone der Vollendung auf.

Dieses schwach skizzirte Gemälde, das vollständiger ausgeführt und mit lebendigeren Farben ausgestattet werden könnte, wäre das Bild eines Staats oder einer Gesellschaft, in welcher alle Kräfte der menschlichen Natur in vereinter Wirksamkeit handeln, alle Zwecke der Menschheit durch die individuelle Thätigkeit der Einzelnen, ohne höhere Anleitung, erreicht würden; es wäre der höchste Triumph der Freiheit des Geistes, die schönste Blüthe und die herrlichste Frucht

des dem Menschen inwohnenden Vervollkommnungs-triebes. Die sich einander erzeugenden Bedürfnisse, die ihnen entsprechenden Vermögen des Geistes und die Selbstständigkeit des Willens würden ohne fremde Gewalt dieses Ideal in der Wirklichkeit allmählich hervorzaubern.

Die ganze Geschichte der Menschheit ist nur die Darstellung einer stets progressiven Bewegung zu diesem idealischen Zustande, in welchem nicht die Regierungen alles in allen Verhältnissen des Lebens anordnen, durch Gebote oder Verbote leiten und sogar erzwingen, sondern wo jeder Einzelne selbst von dem Triebe nach schaffender Thätigkeit und Vervollkommnung beseelt, mit den anderen einverstanden, ohne sich mit ihnen verständigt zu haben, an der Hand der Erfahrung, des Verstandes und der Vernunft denselben Zwecken zueilt. Diese progressive Bewegung zeigt sich allerdings in verschiedenen Perioden rascher oder langsamer; manchmal gehemmt oder behindert, erscheint sie sogar auf gewissen Punkten rückgängig. Allein sie hebt immer ihren Lauf wieder an, wäre es auch nur, um in Spiralformen vorzurücken. Es geht aber diesem idealischen Zustande wie allen Idealen: man strebt und trachtet nach ihnen ohne sie je zu erreichen; man muß sogar nach ihnen trachten ohne auf sie Ansprüche zu machen. Die Geschichte aller Völker zu allen Zeiten ist immer nur eine Approximation, eine mehr oder minder glückliche Annäherung zu dieser höchsten Ener-

gie der individuellen Thätigkeit. Von dem Zeitpunkt an, den wir oben bezeichnet haben, wo die angehenden Völker, um aus der tiefsten Barbarei sich zu erheben und der Unwissenheit entrissen zu werden, einer strengen, ununterbrochenen, sich über alles erstreckenden Vormundschaft unterworfen waren und sein mußten, um zur Selbstständigkeit erzogen zu werden, bis zu dem Standpunkte, auf welchem die gebildeten Völker sich heutzutage in Europa befinden, hat man in der Bahn der freien Bewegung aller Kräfte große Fortschritte gemacht. Die drei letzten Jahrhunderte haben in dieser Hinsicht alle ihre Vorgänger weit überflügelt, und die neuere Welt erscheint hier der alten weit überlegen. In den großen despotischen Monarchien des Alterthums ging alles von der Regierung aus. In der Regel schlaff in ihrem Wirken, that sie wenig von dem was sie hätte thun können und sollen, ob sie sich gleich eine wahre Allgewalt anmaaßte. Noch öfter verfuhr sie unzweckmäßig ohne Verstand und Einsicht gegen, nicht für das Wohl des Ganzen. Aber auch in den freien Staaten Griechenlands und in Roms schönen Zeiten, wo die Staatsbürger einen großen Antheil am Gemeinwesen hatten und die Gesetzgebung von ihnen ausging, waren sie nicht allein die kleinere Zahl gegen die große Mehrzahl der Sclaven, sondern auch für die Freien griff die Gesetzgebung gebietend und verbietend, bestimmend und beschränkend in alle Verhältnisse ein, die der Einsicht und dem Willen der Ein-

zelnen hätten überlassen bleiben sollen, und legte in Hinsicht der Religion, der Erziehung der Kinder, so wie in Hinsicht der Gewerbe und des Handels, der freien Thätigkeit der Einzelnen Fesseln an, welche die Entwickelung der Kräfte lähmten oder hemmten und das Leben mit engen Schranken umgaben.

Die christliche Religion, aus deren Schooß die ganze heutige Civilisation hervorgegangen ist, hat durch ihre positiven Lehren, und den Geist der ihr ganzes Wesen durchdringt, dem menschlichen Geschlecht einen neuen Schwung gegeben und eine neue Richtung verliehen. Diese Religion der Freiheit hat die Sclaverei, die in der alten Welt vorherrschend war, abgeschafft, den Frauen ihre Würde zurückgegeben, indem sie ihnen heilige Rechte einräumte. Diese Religion der Sittlichkeit hat das ethische Reich begründet und dessen Gebiet ausgedehnt, viele Verhältnisse und Handlungen, die früher dem juridischen Zwang unterworfen waren, unter das sanftere Joch der moralischen Gesetze gestellt, und der freiwilligen innern Nothwendigkeit vieles zugewiesen, was früher eine äußere eiserne Nothwendigkeit mit Gewalt erzwang. Dadurch hat sie in das Leben der Staaten und in das große gesellschaftliche Treiben neue Mittel, neue Kräfte, eine wahre Emancipation gebracht, und eine große Veränderung in dem wechselseitigen Einfluß und der Thätigkeit der Regierungen und der Einzelnen bewirkt. In den neueren Staaten trachten die Regierungen und müssen dahin im-

mer mehr streben, ihren unmittelbaren Wirkungskreis zu beschränken, den der Einzelnen zu erweitern, und ihnen frei zu geben, was früher von den höchsten Potenzen des Staats ausging und ausgehen mußte. Daher giebt es denn bei uns, in Vergleichung mit den vorigen Zeiten, auch in den Monarchien, für die Einzelnen eine größere Masse von individueller Freiheit. Mit Ausnahme derer, die durch einen förmlichen Vertrag bestimmte Verpflichtungen gegen den Staat übernommen, und einen Theil ihrer Zeit und ihrer Kräfte, ja die Unabhängigkeit ihrer Person veräußert haben, thun im Grunde die meisten ihren eigenen Willen, oder vielmehr alles was das Maaß ihrer Kräfte und ihrer Mittel ihnen erlaubt, und treffen nur dann auf die Gesetze und die Schranken derselben, wenn sie in die Versuchung gerathen und auf dem Punkt stehen, die Freiheit der Anderen zu verletzen. Ein jeder kann den Stand und das Gewerbe wählen, zu welchem sein Talent und die Umstände ihn hinneigen; er kann es treiben, wie sein Interesse und seine Einsicht es ihm eingeben; er kann nach Belieben kaufen und verkaufen, diese oder jene Unternehmungen machen, und sie wieder aufgeben; sich der Arbeit oder dem Müßiggange hingeben, seinem Sinn und Geschmack gemäß seine Vergnügungen bestimmen und ordnen. Er heirathet, zeugt Kinder, leitet ihren Unterricht und ihre Erziehung nach der von ihm oder von ihnen vorgezogenen Bestimmung. Seine Religion ist das Werk

seiner Ueberzeugung, und sein Gewissen entscheidet über die Art wie er seinen Gottesdienst verrichtet. Er befolgt in den Wissenschaften und in den Künsten den Weg, der ihm der angemessenste und der zweckmäßigste scheint; er verwaltet sein Vermögen wie er es versteht, und sein Wille in Hinsicht der Anwendung desselben wird selbst noch nach seinem Tode befolgt. Da wo seine Kräfte nicht ausreichen, verbindet er sich mit Anderen, und bildet mit ihnen Vereine zu beliebigen Zwecken, zu großen und weit aussehenden Speculationen; da wo sein Capitalvermögen ungenügend wäre, findet er Theilnehmer, die unter verschiedenen Formen ihre Betriebsmittel mit den seinigen vereinigen, um die Gefahr und den Gewinn gemeinschaftlich zu theilen; und es entstehen auf diese Art Stiftungen, Institute, Bauten, Schöpfungen aller Art, welche die Welt in Erstaunen setzen. In dieser großen, freien und sich immer mehr erweiternden Sphäre der Thätigkeit der Einzelnen, was giebt den Ausschlag bei ihnen? was muß ihn geben? was beschränkt ihr Thun und ihr Treiben? Die Sittlichlichkeit, der Verstand, die Vernunft, die Natur, die Lage der Dinge, der eigenthümliche Charakter, nicht aber die zwingende Gewalt der Gesetze, denn diese treten den Einzelnen nur entgegen, wenn sie sich ungerechte Handlungen erlauben möchten, oder wenn sie rechtmäßige Handlungen thun wollen ohne die schützenden Formen zu beobachten, welche bestimmt sind, diese Handlungen zu bestätigen und sicher zu stellen.

So sehr auch diese Ansicht des jetzigen Zustandes oder des jetzigen Strebens der Staaten in Europa ihre Richtigkeit hat; so weit auch in künftigen Zeiten es zu erwarten steht, daß den Kräften der Einzelnen und ihrer Selbstbestimmung die Regierungen immer mehr einräumen und überlassen werden, und das allgemeine Wohl aus der sich immer weiter ausdehnenden Sphäre der persönlichen individuellen Freiheit eines Jeden hervorgehen wird, so würde doch dem Staate die Verpflichtung der Gesammtrichtung und des Gesammtschutzes aller individuellen Kräfte verbleiben; die Nothwendigkeit, durch Gesetze und Anordnungen alle Hindernisse aus dem Wege zu schaffen, welche der Thätigkeit der Einzelnen unnöthige Fesseln anlegen könnten, der nöthige Spielraum der zwingenden Gewalt, die erforderlich ist, um die Rechte Aller zu sichern, werden immer in den Augen jedes Unbefangenen zu den heiligsten Rechten und Pflichten der Regierungen gehören.

Ich sage, die Gesammtrichtung. In einem jeden lebendigen, organischen Staate giebt es eine Menge Handlungen, die gethan, eingeleitet oder vorbereitet, und viele Einrichtungen die getroffen werden müssen, zu welchen weder die Einsicht, noch der Wille, noch die Kräfte der Einzelnen hinreichen würden. Diese gehören in das Gebiet der Staatsgewalt, und können allein von ihr ausgehen. Der Einzelne steht in der Regel zu niedrig, um einen weiten Gesichtskreis zu umfassen. Er sieht wol ein was ihm frommt, und

wie er am zweckmäßigsten für sich sein Vermögen vermehren und anwenden soll; allein indem er seine Privatzwecke verfolgt, kann er, ohne sein Wissen, das allgemeine Interesse gefährden, und dadurch zuletzt an seinem eignen leiden. Die Regierung, aus ihrem höheren Standpunkte, kann dieses übersehen, berechnen und Mittel treffen, dieser Gefahr vorzubeugen. Der Einzelne, auch wenn er sich mit Mehreren verbindet, hat nicht Kräfte genug, um gewisse Arbeiten zu unternehmen, die dem Einzelnen so wie dem Ganzen nützlich und sogar nothwendig sind. Die Regierung, welche die Gesammtkraft auffordern, anziehen, aufbieten kann, ist allein im Stande, solche Unternehmungen zum Ziele zu führen, solche Institute zu bilden, solche allgemeinen Vorkehrungen zu treffen. Oefters auch könnte der selbstsüchtige Wille der Einzelnen zu Maaßregeln verführt werden, welche die freiwillige Thätigkeit der Anderen durch feindselige Verabredung beschränken oder lähmen würden. Die Regierung, die eine, von allem Privatinteresse unabhängige Stellung einnimmt, kann allein dergleichen Hemmungen wahrnehmen, ihnen vorbeugen oder ihnen steuern. So kann der Staat allein durch die Art wie die Steuern auferlegt sind, wie sie erhoben, vertheilt, angewendet werden, die einheimische Production befördern, vermehren, vervollkommnen, und den Ackerbau, die Industrie, den Handel von allen unnöthigen Fesseln befreien. So kann der Staat, und der Staat allein, vermöge seiner Verhältnisse

zu den anderen Staaten, der einheimischen Thätigkeit einen größern, sich stets mehr ausdehnenden Markt zum Absatz der Waaren verschaffen, öffnen, sichern, indem er anderen Völkern dieselben Vortheile in seinem Gebiet zugesteht, ertheilt, und den wechselseitigen Austausch auf die Basis der Reciprocität begründet. Auch kann die Regierung gegen die Staaten, die dem Prohibitionssystem in seiner ganzen Strenge getreu geblieben sind, und ihren Markt den anderen hermetisch verschließen, nicht allein durch Schutzsteuern die Production ihrer Unterthanen gegen die Einführung der Producte des Auslandes befördern, sondern auch durch eine momentane Sperrung des eigenen Markts engherzige und unverständige Regierungen eines Bessern leicht belehren und zu liberalen Ansichten zurückführen. So kann der Staat, der das ganze Land in seinem Ueberblick und in seiner Vorsorge umfaßt, und der die Bedürfnisse aller, und die Mittel, sie zu befriedigen am besten kennt, am zweckmäßigsten entscheiden, wie, wann, und wo neue Kunststraßen angelegt, neue Kanäle gegraben, neue Communicationen eröffnet werden sollen, und überhaupt durch Erleichterung, Abkürzung, Vervielfältigung der Verbindungen des Landes mit allen anderen Ländern, die Production auf eine schnelle Art begünstigen, indem er die Nachfrage der Waaren und den Absatz derselben von allen Seiten vermehrt. So kann der Staat, der als Einheit und Gesammtheit eigene Bedürfnisse hat, der tüch-

tige, geschickte, gut unterrichtete Verwalter, gründliche, umsichtsvolle, practische Rechtsgelehrte, wissenschaftlich gebildete Aerzte, fromme, in die Theologie eingeweihete, beredte Religionslehrer braucht, Schulen und Universitäten errichten, und Pflanzschulen des Wissens in allen verschiedenen Fächern anordnen. Zu solchen Instituten würden die Kräfte und die Einsicht der Einzelnen nicht hinreichen. Die Regierung allein, der alle Mittel zu Gebote stehen, ist solchen großen Zwecken gewachsen. So kann der Staat auch in Hinsicht der Fortschritte der Wissenschaften und der Künste selbst manches thun, was der Einzelne gar nicht, oder nicht so gut thun würde. Freilich im Schooß eines hochcultivirten, reichen, für alle Arten von Thätigkeit, Entwickelung und feinern Genuß empfänglichen Volks erwacht bald die Liebe zum Wissen, und ein reger Trieb für alles Geistige, Schöne, Großartige. Und aus dieser Liebe, aus diesem Triebe entstehen Entdeckungen im Reiche der Wahrheit, Erfindungen in den mechanischen, Schöpfungen in den höheren Künsten, die wie von selbst aus den Bedürfnissen und dem Genie hervorgehen. Allein auch bei einem solchen Volke kann der Staat noch vieles leiten, angeben, belohnen, und von ihm hängt es ab, alle Talente, wo nicht zu erschaffen, doch hervorzurufen; nicht über ihre Bestimmung soll er entscheiden, aber die Erreichung derselben erleichtern; nicht sie in einem gewissen Geleise festhalten, sondern vielmehr alle Schranken so viel als möglich von



ihnen entfernen, und vermittelst der Beschäftigung die er ihnen giebt, der Achtung und der gehörigen Würdigung die er ihnen schenkt, sie zu großen Werken aufmuntern, und unter ihnen eine alles belebende Nacheiferung erregen und nähren.

Aus diesem allen folgt, daß auch in den Staaten, in denen eine rasche, hohe, durch alle Zweige des gesellschaftlichen Lebens sich erstreckende Cultur statt findet, und wo dem freien Willen und der einsichtsvollen Thätigkeit der Einzelnen vieles überlassen bleibt, doch noch manches der Gesammtleitung der Regierung zu thun übrig bleibt. Obgleich die freiwillige Thätigkeit des Volks mit der Entwickelung desselben immer zunimmt und zunehmen soll, so kann und soll es sich doch nicht aller positiven Mitwirkung des Staats entziehen. Im Allgemeinen kann man sagen, daß die Regierungen berechtigt und verpflichtet sind, alles von ihrer hohen Stellung aus selbst und allein zu thun, was die Einzelnen, es sei nun getrennt oder in engerer, freiwilliger Verbindung mit Anderen, gar nicht, wenigstens nicht so gut, so leicht, so zweckmäßig verrichten würden. Im Allgemein[...] läßt sich aber nicht bestimmen, auf welche Gegen[...] de, auf welche Art, zu welcher Zeit die Regier[...] einem jeden Staate einschreiten darf oder m[...] wechselseitigen Schranken, welche die [...] Gemeinen- und des Privatwesens, der [...] der individuellen Wirksamkeit besti[...] grenzen, sind von Natur beweg[...]

tige, geschickte, gut unterrichtete Verwalter, gründliche, umsichtsvolle, practische Rechtsgelehrte, wissenschaftlich gebildete Aerzte, fromme, in die Theologie eingeweihete, beredte Religionslehrer braucht, Schulen und Universitäten errichten, und Pflanzschulen des Wissens in allen verschiedenen Fächern anordnen. Zu solchen Instituten würden die Kräfte und die Einsicht der Einzelnen nicht hinreichen. Die Regierung allein, der alle Mittel zu Gebote stehen, ist solchen großen Zwecken gewachsen. So kann der Staat auch in Hinsicht der Fortschritte der Wissenschaften und der Künste selbst manches thun, was der Einzelne gar nicht, oder nicht so gut thun würde. Freilich im Schooß eines hochcultivirten, reichen, für alle Arten von Thätigkeit, Entwickelung und feinern Genuß empfänglichen Volks erwacht bald die Liebe zum Wissen, und ein reger Trieb für alles Geistige, Schöne, Großartige. Und aus dieser Liebe, aus diesem Triebe entstehen Entdeckungen im Reiche der Wahrheit, Erfindungen in den mechanischen, Schöpfungen in den höheren Künsten, die wie von selbst aus den Bedürfnissen und dem Genie hervorgehen. Allein auch bei einem solchen Volke kann der Staat noch vieles leiten, angeben, belohnen, und von ihm hängt es ab, alle Talente, wo nicht zu erschaffen, doch hervorzurufen; nicht über ihre Bestimmung soll er entscheiden, aber die Erreichung derselben erleichtern; nicht sie in einem gewissen Geleise festhalten, sondern vielmehr alle Schranken so viel als möglich von

ihnen entfernen, und vermittelst der Beschäftigung die er ihnen giebt, der Achtung und der gehörigen Würdigung die er ihnen schenkt, sie zu großen Werken aufmuntern, und unter ihnen eine alles belebende Nacheiferung erregen und nähren.

Aus diesem allen folgt, daß auch in den Staaten, in denen eine rasche, hohe, durch alle Zweige des gesellschaftlichen Lebens sich erstreckende Cultur statt findet, und wo dem freien Willen und der einsichtsvollen Thätigkeit der Einzelnen vieles überlassen bleibt, doch noch manches der Gesammtleitung der Regierung zu thun übrig bleibt. Obgleich die freiwillige Thätigkeit des Volks mit der Entwickelung desselben immer zunimmt und zunehmen soll, so kann und soll es sich doch nicht aller positiven Mitwirkung des Staats entziehen. Im Allgemeinen kann man sagen, daß die Regierungen berechtigt und verpflichtet sind, alles von ihrer hohen Stellung aus selbst und allein zu thun, was die Einzelnen, es sei nun getrennt oder in engerer, freiwilliger Verbindung mit Anderen, gar nicht, wenigstens nicht so gut, so leicht, so zweckmäßig verrichten würden. Im Allgemeinen läßt sich aber nicht bestimmen, auf welche Gegenstände, auf welche Art, zu welcher Zeit die Regierung in einem jeden Staate einschreiten darf oder muß. Die wechselseitigen Schranken, welche die Sphäre des Gemeinen- und des Privatwesens, der Gesammt- und der individuellen Wirksamkeit bestimmen und begrenzen, sind von Natur beweglich, und verengen

oder erweitern sich, den besondern Verhältnissen eines jeden Volks und der Stufe seiner intellectuellen und moralischen Bildung gemäß. Die Demarkationslinie zwischen der einen und der andern kann nicht auf eine scharfe, sichere, feste Art gezogen werden. Eine aufgeklärte, verständige, dem hohen Zweck der bürgerlichen Gesellschaft stets nachstrebende Regierung wird sie von selbst treffen, und sie in einer jeden Periode des Daseins des Volks mit geschickter Hand sich selbst vorzeichnen; eine schlaffe, engherzige, geistlose, oder eine despotische, tyrannische wird diese Linie geflissentlich oder unbewußt doch immer verfehlen. Es wäre überflüssig die eine, es wäre fruchtlos und unnütz die andere dieser Regierungen belehren zu wollen.

Könnte auch je ein Zeitpunkt eintreffen für irgend einen Staat, wo eine gewisse Gesammtleitung unnöthig wäre, so würde doch immer der Gesammtschutz, den die Regierung der freien und gesetzmäßigen Thätigkeit ertheilen muß, unumgänglich nothwendig bleiben. Den rechtmäßigen Gebrauch der Kräfte durch gesetzliche Normen zu bestimmen, die Freiheit Aller zu sichern, indem man der Freiheit eines jeden Einzelnen Schranken anweiset, und die Punkte feststellt, in welchen die Thätigkeit des Einen die des Andern auf irgend eine Art berühren und stören, lähmen, erdrücken würde; diese Punkte auffassen, angeben, sie stark bezeichnen, durch zweckmäßige Gebote und Verbote wie mit einem Walle umgeben,

und mit einer festen Hand und der gehörigen physischen Kraft die Aufrechthaltung dieses Rechtszustandes sichern: dieses wird immer der Hauptzweck wie die heiligste Pflicht aller Regierungen, die ihres hohen Berufs sich bewußt sind, bleiben und bleiben müssen. Welches auch die Formen der Staaten sein mögen, wird es immer die allgemeine und nothwendige Bedingung ihres Lebens sein und immer als ewige Wahrheit sich bewähren, daß die Rechte Aller nur dann Wirklichkeit, Haltung und Dauer erhalten, wenn sie von oben bestimmt und beschützt werden; daß gesetzmäßiger Zwang das Princip der bürgerlichen Ordnung sei, und daß die politischen Formen diese heilige Ordnung verbürgen sollen. In dieser Hinsicht kann ein Volk, so sehr es auch in der Laufbahn der Civilisation vorgerückt sein mag, einer starken Regierung nie entbehren; in dieser Hinsicht können die Einzelnen sich nie selbst berathen und helfen, und es kann nie eine sogenannte Mündigkeit der Individuen eintreten. Die Sittlichkeit der Mitglieder einer Gesellschaft, wären sie auch höchst ausgebildet, wird und kann nie den Rechtszustand ersetzen; im Gegentheil, mit der Entwickelung der intellectuellen Kräfte, mit der Vermehrung und Vervollkommnung aller Gegenstände, welche die sinnlichen Neigungen ansprechen, vermehren sich auch die thierischen Triebe, die sinnlichen Leidenschaften, die Verleitung zu ungerechten Handlungen, die Kunst, auf Kosten der Rechte seiner Nebenmenschen

eigennützige Zwecke zu erzielen, vervielfältigen sich die Verbrechen und die Vergehen und halten Schritt mit der Entwickelung der Kräfte. Bei einem Volke, welches auf einer solchen Stufe steht, kann man weniger der Sittlichkeit vertrauen, als bei einem einfachen, armen, in seiner Thätigkeit von der Natur beschränkten Volke; das erste bedarf mehr als das andere strenger Gesetze und einer kräftigen Regierung, damit das Uebergewicht der Intelligenz oder des Vermögens die Freiheit, so wie das Besitzthum der Schwächern, nicht bedrohe und gefährde.

Um auf den Punkt, von welchem wir beim Anfang ausgegangen sind, wieder zurückzukommen, ergiebt sich also als Schlußsatz der Untersuchung über die Grenzen der Wirksamkeit des Staats, daß die beiden entgegengesetzten Systeme darüber, nämlich das der größtmöglichen Negativität und das der größtmöglichen Positivität der Wirksamkeit des Staats in ihrer schroffen Absonderung beide unrichtig sind, und sich wechselseitig beschränken und ergänzen. Die Wirksamkeit der Staatsgewalt, hätte sie auch nur einen negativen Zweck, nämlich den: immer mehr ihre eigene Sphäre zu beschränken, und nichts zu thun oder zu dulden, was die Freiheit unnützer- oder schädlicherweise einengen, oder lähmen und gefährden könnte, müßte doch immer eine große positive Wirksamkeit haben, entweder um die Gesammtleitung oder den Gesammtschutz Allen angedeihen zu lassen.

Wir haben schon die heutige Lieblingslehre der

Mündigkeit der Völker berührt. Wegen ihrer engen Verbindung mit dem abgehandelten Gegenstand, verdient sie hier eine nähere Beleuchtung.

Könnte es ein mündiges Volk geben, so würde es in Gesellschaft leben, ohne einer gesellschaftlichen Ordnung eigentlich unterworfen zu sein; einer solchen würde es nicht bedürfen. Die Gewalt der Vernunft, die Abwesenheit oder die Beherrschung der Leidenschaften, die klare und deutliche Einsicht in seine wahren Interessen, würden bei einem solchen Volke eine jede zwingende Gewalt unnöthig oder unnütz machen. Allein die productive Arbeit, die in einer jeden Gesellschaft die große Mehrheit der Individuen immer ausschließlich beschäftigen wird, und alle ihre Kräfte in Anspruch nimmt, entwickelt zwar mannichfache Talente in Hinsicht der Bearbeitung der materiellen Welt, hemmt aber oder erschwert die Entwickelung des Geistes in anderen wesentlichen Punkten. Ohne vielseitige Bildung, ohne moralische Haltung, ohne eine tiefere Einsicht in die gesellschaftlichen Verhältnisse, welche sich zu erwerben für die Mehrzahl der arbeitenden Klassen an Unmöglichkeit grenzt, bleibt ein Volk immer unmündig. Auch in den Klassen, worin eine allgemeinere Kultur gedeiht, nehmen die Leidenschaften und die Laster des Volks öfters in einer schnellen Progression zu, und verhindern die Mündigkeit desselben. Die Fortschritte der Bildung selbst bringen neue Bedürfnisse hervor; diese Bedürfnisse erregen mannichfache Begierden, und

indem sie ihnen Nahrung geben, verleihen sie ihnen eine außerordentliche Thätigkeit. Die Leidenschaften, die mit Verstand und Kenntnissen versetzt sind, obgleich verschieden von denen die aus Unwissenheit herrühren, sind nicht minder thätig, heftig und gefährlich. Die Begierden und die ungerechten Handlungen, zu welchen Armuth die Einen, Eigenliebe und Eitelkeit die Anderen treibt, würden gleich verderblich und zerstörend wirken, wenn sie nicht durch die zwingende Gewalt der Regierung in ihrem Entstehen bekämpft, oder in ihrem Wachsthum zurückgehalten würden.

Der jetzige Zustand der Gesellschaft giebt den Beweis davon. Niemals war die Kultur allgemeiner, und nie war die Ordnung mehr bedroht; sie wird es von zwei entgegengesetzten Seiten. Es findet jetzt in Europa zwischen der Production der Waaren und der Nachfrage nach denselben ein großes Mißverhältniß statt. Die erstere übersteigt bei weitem die Consumtion. Aus diesem Mißverhältniß entsteht auf mehreren Punkten eine Stockung der Arbeit, welche die Bedürfnisse der arbeitenden Klasse unbefriedigt läßt, das Mißvergnügen derselben zur Folge hat, und sie leicht gegen die bürgerliche Ordnung feindselig stimmt, weil sie dieses Uebel in der Regel der Regierung zuschreibt, und es nicht aus allgemeinen, in dem Zustand der Gesellschaft tief liegenden Ursachen abzuleiten vermag.

Es findet nicht minder ein großes Mißverhältniß

statt,

statt, zwischen den eitelen, eigennützigen, ehrsüchtigen Ansprüchen, welche die Kultur vermehrt und stets gesteigert, und der Anzahl der einträglichen und ehrenvollen Stellen, welche ein jeder Staat in Europa den Individuen anzubieten und zu vergeben hat. Daher sind die meisten, sich dem Staate widmenden Männer in ihren Hoffnungen, Absichten, Ansprüchen getäuscht. Die gereizten oder verletzten Leidenschaften und die unbefriedigten Wünsche und Begierden gähren in dem Busen jedes Einzelnen. Man klagt die Regierung wegen der bedrängten Lage Vieler an, welche sie gar nicht verschuldet hat, und in ihrem ungerechten Wahn mögten viele die bürgerliche Ordnung umwälzen, oder, wie sie es nennen, reformiren, in der irrigen Voraussetzung, dadurch Gelegenheit zu finden, sich leichter und sicherer zu befriedigen.

Wie könnte man also glauben, daß auf einer Stufe der Kultur, welche die Bedürfnisse vermehrt, das Leben erschwert, die Leidenschaften anfacht, die Anmaaßungen steigert, die Masse der Menschen der Stimme der Vernunft im Allgemeinen Gehör geben wird, und die Völker zur Mündigkeit gelangend, die leitende oder zwingende Hand der Regierung entbehren könnten?

Das Gleichgewicht zwischen der Production und der Consumtion wird sich von selbst mit der Zeit wieder herstellen, vermöge der ewigen Gesetze des gesellschaftlichen Mechanismus, die da machen, daß am Ende in dieser Hinsicht alles wieder wagerecht zu

stehen kommt. Doch haben die Uebergänge von einem Zustande zum andern immer ihre eigenen Gefahren, und wenn ein solcher Zeitpunkt des Mißverhältnisses sich in einer Periode der Gährung der Gemüther zeigt, so finden öfters gewaltige Zuckungen im politischen Körper statt, bevor die Production und die Consumtion, es sei durch den allmählichen Tod derjenigen, die Arbeit vergebens suchen und fordern, oder durch eine neue Richtung der arbeitenden Kräfte, sich wechselseitig wieder die Wage halten.

Aber das Gleichgewicht zwischen den Ansprüchen Vieler auf Beförderung, und den Mitteln befördert zu werden, wird sich nicht von selbst wieder herstellen. Die Natur der Dinge kann allein das Uebel nicht heben, die Regierungen müssen ihrerseits ihm vorbeugen oder es bekämpfen, der Vermehrung derjenigen, die sich den Wissenschaften und dem Staatsdienste widmen, entgegen arbeiten, Viele von dieser Laufbahn entfernen, und sie auf andere Erwerbszweige hinweisen. Durch eine zweckmäßigere Richtung der Erziehung, durch die Gewalt der Gewohnheiten, und den Einfluß der Grundsätze, das Aufbrausen der Leidenschaften zurückhalten, ist hier das einzige sichere Mittel zum Zweck zu gelangen.

Gewöhnlich glaubt man, daß ein Volk sich erwachsen und mündig zeigt, wenn es den Schein annimmt, als führe es durch das Organ seiner Repräsentanten seine Geschäfte selbst; aber in allen Ländern, wo die repräsentativen Formen eingeführt sind,

ist man von dem Grundsatz ausgegangen, daß die Masse des Volks, aus Mangel der nöthigen Unabhängigkeit und der nöthigen Kenntnisse, welche in der Regel ein gewisses Vermögen den Einzelnen allein gewähren kann, sogar unfähig sei, zur Wahl der Repräsentanten mitzuwirken, und daß folglich die Verfassung ihr dieses Recht entziehen müsse. Daher hat man allenthalben bei Festsetzung der repräsentativen Formen Bedingungen der Wahlfähigkeit und der Wählbarkeit aufgestellt; Bedingungen, die, von dem Interesse des Volks angegeben und hergenommen, allein gute Wahlen herbeiführen können. Die Wahlgesetze beruhen allenthalben auf dieser Grundlage, und also setzen sie alle die Unmündigkeit des Volks voraus. Wenn man auch annehmen wollte, daß alle männliche Individuen in einem Volke zur Wahl der Repräsentanten desselben berufen sein könnten, was würde das zu Gunsten der abgeschmackten Lehre, daß die Völker mündig seien, beweisen? Gar nichts. Um zu zeigen, daß ein Volk mündig sei, müßte es sich selbst regieren und regieren können; die Gesammtheit seiner Mitglieder müßte die Interessen der Gesammtheit vertreten, leiten und pflegen. Die Sache ist rein unmöglich. Da, wo sie verwirklicht scheint, ist es ein leerer, trügerischer Schein, und, im strengen Sinne genommen, hat sie nirgend statt gefunden. Was ich von einem Andern thun lasse, thue ich nicht selbst. Ich wähle einen Sachwalter, mein Recht zu verfechten, oder einen Verwalter meiner

Güter, weil ich unfähig bin, diese Angelegenheiten selbst zu leiten, oder weil dazu die Zeit und die Mittel mir abgehen. Was sind die Repräsentanten eines Volks anders als Männer, denen es sein Vertrauen schenkt, und sich für alle Gegenstände, die es nicht selbst behandeln kann, hingiebt? Diese Repräsentanten mögen nun Erb- oder Wahl-Repräsentanten sein, gleichviel; sie verrichten die Geschäfte, welche die Nation selbst nicht verrichten kann. Auch liegt es im Wesen des wahren Repräsentativ-Systems, daß diejenigen, die vertreten werden, ihren Stellvertretern keine bindende Instructionen geben. Auf was reducirt sich also der hochtrabende Ausdruck, das Volk regiert sich selbst?

Im Grunde und recht betrachtet werden die Individuen eines Volks nie repräsentirt. In den Ländern, wo die sogenannten vermeintlichen repräsentativen Formen eingeführt sind, können und sollen die Einzelnen nie als Repräsentanten der Totalität vortreten. Der große Irrthum der jetzigen Zeit ist, das Gegentheil zu glauben, zu behaupten, und daraus allein die Rechtmäßigkeit der Gesetze ableiten zu wollen, als wären sie, vermöge dieser Form, der ausgesprochene Wille des Volks. Diese Formen haben eine ganz andere Bedeutung und einen andern Zweck. Es ist höchst wichtig in einem jeden Staate, daß die Vernunftmäßigkeit der Gesetze durch eine vielseitige Beleuchtung derselben gesichert sei, und daß die Nationalinteressen, um gehörig erörtert und gründlich be-

trachtet zu werden, durch gesetzmäßige Organe repräsentirt werden. Nun ist unstreitig am besten dafür gesorgt in einer Verfassung, wo neben den erblichen Gewalten auch Wahlgewalten vorhanden sind, die zur Gesetzgebung mitwirken. So wie es in jeder zweckmäßigen Justizorganisation mehrere Instanzen giebt, um die Anwendung der Gesetze auf jeden einzelnen Fall mit Einsicht und Unparteilichkeit zu sichern, eben so müssen auch für die Gesetzgebung mehrere Instanzen statt finden, damit die Gesetzentwürfe unter verschiedenen Gesichtspunkten geprüft werden, und alle verschiedene Interessen, die das Gesetz berücksichtigen soll, untersucht, abgewogen und richtig beurtheilt werden. Die drei Instanzen, durch welche das Gesetz in England gehen muß, sind: der König, das Oberhaus und das Unterhaus. Da jede dieser drei Instanzen eine verschiedene Stellung hat, hat sie auch einen verschiedenen Gesichtspunkt, und so wird es beinah unmöglich, daß die Gesetzgebung einseitig und oberflächlich behandelt werde.

Obgleich ein Volk eigentlich nie mündig ist, so verbreitet sich doch allmählich der Wohlstand im Gefolge der Arbeit unter eine größere Anzahl von Individuen, mit dem Wohlstande die Kultur, und auch die unteren Klassen gewinnen an Einsicht, an Kenntniß, an Geistesthätigkeit. Es können ihm also ohne Gefahr mehrere Dinge, deren Pflege seine Regierung früher selbst übernahm, überlassen werden. Es kann sich nie selbst regieren, im strengen Sinne des Worts;

die zwingende Gewalt des Staats muß zwar immer mit Kraft die feindseligen Leidenschaften zurückhalten und die Leitung der allgemeinen Interessen, die nur durch allgemeine Mittel können befördert werden, muß immer von Oben ausgehen; das Volk allein kann bei zunehmender Kultur weniger regiert werden, vieles von ihm selbst ausgehen, und von ihm zweckmäßig geführt und gethan werden. In der Kindheit eines Volks, wie in der Kindheit des einzelnen Menschen, müssen Andere alles, was ihm nothwendig oder nützlich ist, anordnen und verrichten. Allein mit der Entwickelung und Entfaltung der Menschheit in einem Volke nimmt dieses ab, und die Thätigkeit der Regierenden beschränkt sich auf um so weniger Gegenstände, je mehr die Thätigkeit der Einzelnen zunimmt. Indem ein jeder, auf eine verständige Art für seine Bedürfnisse arbeitend, zugleich den Nationalreichthum befördert, und dem gesellschaftlichen Leben Kraft, Schwung und Gedeihen giebt, kann man in einem gewissen Sinne sagen, daß die Mündigkeit eines Volks zunimmt.

In einem andern Sinne kann man auch noch mit Wahrheit sagen, daß die Völker in Europa vorgeschritten sind oder vorschreiten, und sich immer mehr selbst regieren, wohlverstanden, daß man das Wort immer in der gehörigen, beschränkten Bedeutung nimmt. Wenn ein Staat nicht von Fremden beherrscht und unterjocht, und also von ihnen verwaltet wird, so leitet sich die Nation selbst. Nicht

allein daß der Herrscherstamm aus ihrer Mitte entsprossen, mit ihr verwandt, in ihr verwachsen, ihr zugehört, sondern die ganze Beamtenwelt, von der höchsten bis zur niedrigsten Stufe, geht aus der Nation selbst hervor. Vermöge dieser mit ihr verzweigten Organe spricht sie sich selbst Recht, leitet ihre Verhältnisse im Innern und im Aeußern, beaufsichtigt das öffentliche Einkommen, so wie sie selbst gegen ihre Feinde die Waffen führt, und sich selbst vertheidigt. Das erstere gilt freilich nur von dem gebildeteren Theile des Volks, allein er ist doch ein integrirender Theil des Ganzen, und, kraft seines innern gediegenen Gehalts, verdient er am meisten, das Ganze würdig zu vertreten. Noch mehr: man kann heut zu Tage nicht verkennen, daß die Regierungen selbst die Nützlichkeit, ja die Nothwendigkeit fühlen, das Volk über seine Angelegenheiten und Bedürfnisse zu vernehmen, und ihm also eine Art von Mündigkeit zuzuerkennen. Allenthalben, wo, unter dieser oder jener Form, die verschiedenen Stände in der Person derjenigen, denen sie ihr Vertrauen schenken und die es durch ihr Vermögen, ihre Einsichten, ihre Unabhängigkeit verdienen, ihre Wünsche, ihre Forderungen, ihre Klagen aussprechen, sind sie der Leitung des Gemeinwesens nicht fremd. Das Volk, als solches, ist freilich nie mündig, und wird es in seiner Totalität nie sein, aber eine ansehnliche Anzahl von Staatsbürgern gelangt zu einer gewissen politischen Reife, und führt eine Stimme, die befragt und ver-

nommen wird. Die Höheren sprechen dann für die Niedrigen, und auch die Sache der Proletarien wird berücksichtigt und verfochten. Aber die Proletarien bilden nie die Nation, im edleren Sinne des Worts, sondern die Kraft und der Kern derselben bestehet in den Eigenthümern, 'und unter diesen sind diejenigen, die auf den obersten Sprossen der Leiter stehen, die besten Sachwalter aller übrigen.

Ueber das Verhältniß
des Idealen und der Wirklichkeit.

Satz. Das Ideal allein kann die Wirklichkeit beleben, gestalten, vervollkommnen; ohne dasselbe hat sie weder Werth noch Würde, weder Haltung noch Zweckmäßigkeit.

Gegensatz. Die Wirklichkeit kann allein der Natur des Menschen genügen, sie allein entspricht seinen Bedürfnissen, seinen Wünschen, seiner Bestimmung; das Ideal ist ein leeres Hirngespinst, welches die Wirklichkeit uns entrückt und entzieht, oder dieselbe verfälscht und verdirbt.

Von dem Augenblicke an, wo die innere Welt im Menschen, zu seinem Bewußtsein gelangt, sich der äußern Welt entgegenstellte, hat sich in der Geschichte der Menschheit der Streit über die Natur und die Vorzüge des Idealen und des Wirklichen ergeben. Wie es immer im Streit zu gehen pflegt, hat man dem einen oder dem andern zu viel vergeben, bald dieses bald jenes ausschließlich gepriesen, und mit den grellsten und glänzendsten Farben ausgemalt. Uebertreibung hat Uebertreibung erzeugt, und so hat man öfters die Wahrheit verfehlt. Die hohen, geistigen, großartigen Naturen haben sich der idealischen Welt angenommen, zumal wenn sie, von den Umständen begünstigt, sich dem Schaffen und Treiben der wirklichen Welt haben entziehen können. Die thätigen, rüstigen, zur täglichen productiven Arbeit gezwungenen, oder zum sinnlichen Leben geneigten Menschen haben nur die wirkliche Welt gekannt, geschätzt und gepriesen. Beide Theile haben die Natur und die Bestimmung des Menschen verkannt. Es muß bei gründlicher Erörterung der Begriffe einen höheren Standpunkt geben, wo die beiden entgegengesetzten Ansichten näher an einander treten, und sich

ausgleichen lassen. So wie die Theorie und die Praxis, je vollkommener sie sind, um so mehr in enge Berührung treten, und am Ende sich wechselseitig durchdringen müssen, so müssen auch das Ideale und das Wirkliche in Einklang und Harmonie gebracht werden können.

Das Wirkliche ist das, was die Wesen in einem jeden gegebenen Augenblick sind, und wie sie bei allem Wechsel auf der Oberfläche uns beharrlich erscheinen.

Das Ideal ist die Vorstellung von dem, was ein jedes Wesen, Product der Natur oder Kunst, sein kann oder werden soll.

Die Ideale erster Art, von dem was die Wesen sein können, werden mit Recht die Ideale der Natur genannt. Die Ideale von dem, was die Wesen werden sollen, sind die Ideale der Kunst, wenn man das Wort in seiner weitesten und umfassendsten Bedeutung nimmt. Jene entstehen aus der Vergleichung und der Abstraction; diese, die eigentlichen wahren Ideale, gehen aus unserem Innern hervor, und erheben sich öfters in unserem Gemüthe, ohne vorhergehendes Nachdenken, in ihrer ganzen Schönheit und Vollendung.

Die Wesen organischer Art, welche die Natur unmittelbar hervorbringt, obgleich einander ähnlich, in wie fern sie zu derselben Gattung gehören, und einen unveränderlichen Typus reproduziren, unterscheiden sich doch immer durch mehr oder minder auffal-

lende Verschiedenheiten. Sie zeigen nicht alle, in gleichem Grade, mit derselben Vollendung ausgeprägt, die charakteristischen Zeichen ihrer Gattung. Ein jedes von ihnen ist und wird zwar immer alles was es sein kann, vermöge der Bedingungen und der Umstände, unter welchen es sich gebildet und entfaltet hat; allein es giebt mehr oder minder günstige Bedingungen und Umstände. Die Vollkommenheit des Individuums hängt von der Natur desselben ab. Einige entsprechen besser als andere dem reinen Begriff ihrer Gattung, sind ihrem Zweck angemessener, und scheinen ihre Bestimmung mehr zu erfüllen. Es giebt solche Musterexemplare der Wesen in einer jeden Gattung. Es gestalten sich Thiere, Pflanzen, Blumen, Bäume, die über alle andere Wesen derselben Art hervorragen; ja die Crystalle selbst sind nicht alle gleich ausgewachsen, und haben nicht alle eine vollkommene Regelmäßigkeit. Die Natur in ihrer großen Werkstatt scheint öfters zu arbeiten wie ein Künstler, dem alle seine Werke nicht gleich gut gelingen. Die Blumen sind nicht immer mit derselben fleißigen und geschickten Hand ausgemalt; alle Eichen sind nicht mit derselben üppigen Fülle, mit derselben dauerhaften Kraft ausgestattet, und die thierischen Schöpfungen contrastiren noch weit mehr unter sich, in Hinsicht der Größe, der Stärke, der Verhältnisse ihrer Formen und des sie beseelenden Feuers des Lebens. Wenn wir nun diese Verschiedenheiten bemerken, diese Contraste auffassen, die Vorzüge ge-

wisser Individuen vor allen anderen derselben Gattung wahrnehmen und festhalten; wenn wir von allen, dem Scheine nach mißgeglückten Versuchen abstrahiren, und nur das Vollkommenste jeder Gattung als Maaßstab derselben gelten lassen, so bilden wir Ideale der Natur, die uns bei der Beurtheilung ihrer Werke vorleuchten. Sie sind nur durch Vergleichung des Gleichartigen entstanden, und haben also immer nur einen relativen Werth und eine comparative Vollendung. Dergleichen Ideale, die eigentlich von der Wirklichkeit selbst genommen sind, üben auf die Wirklichkeit einen nicht zu verkennenden und heilsamen Einfluß aus. Sie sind aus dem Leben gegriffen, und greifen auch wieder in das Leben ein. Da der Mensch auf die Natur einwirkt, sie anbaut, bearbeitet, veredelt, durch Kunst und Fleiß sie seinen Zwecken und seinen Ideen dienstbar macht, so trachtet er, die Producte, die er ihr abgewinnt, ihren eigenen Idealen gemäß zu gestalten, und in der größtmöglichen Vollendung aufgehen zu lassen.

Auch in den schönen Künsten schweben der schöpferischen Phantasie des Malers und des Dichters solche Ideale vor. Sie treten als wesentliche Bestandtheile in seine Gemälde und in seine Dichtungen ein. Er zeichnet sie nicht nach der Natur, aber die Natur hat ihm doch den Stoff zu denselben geliefert; sie hat ihm öfters gesessen, oder er hat sie öfters angeschaut und beobachtet. Hätte er in einem Lande gelebt, wo die Natur, weit entfernt, in ihrer ganzen

Pracht zu erscheinen und sich selbst zu übertreffen, in der Mehrheit ihrer Werke nur mittelmäßige oder gar verkrüppelte Gestalten hervorbringt, so hätte er sich schwerlich zu der an ihm bewunderten Höhe erhoben. Seiner Phantasie hätte es an Elementen und an Stoff gefehlt, weil er von der ihn umgebenden Wirklichkeit nichts hätte zu neuen Zusammensetzungen entlehnen können. Aber so, in der Mitte einer üppigen Natur, mit einer üppigen Phantasie geboren, hat ihm weder die Materie noch die Form gemangelt, und vieles was wir bei ihm als Idee bewundern, war vielleicht nur eine glückliche Wahl und eine treue Abbildung eines wirklichen Gegenstandes, welchen ihm der Zufall zuführte. So kann man heut zu Tage noch in Griechenland und auf einigen der Inseln, welche dasselbe wie eine Sternen-Krone umgeben, in den Gesichtszügen und in der Gestalt der Bewohner dieses gepriesenen Landes, die Elemente der Schöpfungen eines Phidias, eines Praxiteles und eines Scopas finden. So fallen dem Wanderer, der in den Gegenden von Albano, Marino und Grottaferrata verweilt, die regelmäßigen, edlen, schönen, ausdrucksvollen Gestalten auf, die Raphael vorschwebten, als er seine himmlischen Madonnen und seine göttlichen Kinder aus dem Nichts zur Unsterblichkeit hervorrief; so dachte Dante an Beatrice, Petrarcha an Laura, Boccaccio an Fiametta, als sie der geistigen Schönheit sinnliche Formen verliehen.

Allein diese Thatsachen müssen uns nicht in Hinsicht der Natur des Ideals irre führen. Dieses alles dient dem Ideal, ist aber noch nicht das Ideal selbst. Das Ideal geht unstreitig in allen Künsten aus dem Geiste des genialischen Künstlers hervor; es hat einen übersinnlichen Ursprung. Die sinnlichen Eindrücke, die der Mensch empfängt, veranlassen die Erscheinung des Ideals, aber nicht sein Dasein. Verborgen in den Tiefen des Gemüths liegt sein fruchtbarer Keim, dem ihn in sich Tragenden selbst unbewußt. Dort schlummern alle die edeln, reinen, menschlichen Gefühle, die, durch die sinnlichen Eindrücke aus ihrem Schlafe geweckt, von der Phantasie geschwängert und entwickelt, bis zur höchsten Potenz gesteigert werden können.

Diese Gefühle, wenn sie einmal erwacht, und in das Bewußtsein getreten sind, werden von dem genialischen Künstler aufgefaßt, gepflegt, geläutert, von allem fremdartigen Stoffe befreit, und bilden in ihm eine Welt von Idealen, unter welchen er mit Begeisterung wandelt. Auf diese Art entstehen Ideale aller Gefühle, aller Verhältnisse, aller Handlungen, aller geistigen Zustände, die das Leben des Menschen ausmachen, erfüllen, verherrlichen, oder verfinstern, bestürmen und verderben. Mit einer jeden dieser geistigen Erscheinungen ist in der Phantasie des Künstlers ein Ideal der ihnen am besten entsprechenden Erscheinung in der sinnlichen Welt verbunden; ein jedes dieser Gefühle offenbart sich in dem besonnenen

nenen und nachdenkenden Künstler unter besonderen Gestalten und Formen, deren Vollkommenheit in der Verbindung der Schönheit und des Ausdrucks besteht. Nun erst treten vor den Künstler, in ihrer Lebendigkeit und Individualität, alle die Bilder hin, die ihm der Umgang mit den Menschen und mit der Natur zugeführt hat. Durch die Macht der Wahlverwandtschaften gesellen sie sich, wie von selbst, zu den ihnen entgegen kommenden Idealen. Oefters auch wählt der Künstler, mit nüchterner Ruhe, unter den ihm zu Gebote stehenden Formen, die ihm in der Gegenwart aufstoßen oder die er aus dem Schatze seiner Erinnerungen hervorzieht. So entstehen, durch die magische Gewalt des Pinsels oder des Meißels hervorgezaubert, die herrlichen Schöpfungen, in welchen das Ideal und die Wirklichkeit sich wechselseitig durchdringen. Das Gemüth und die Phantasie des Künstlers gaben das Ideal, die Natur reichte den Stoff und die Elemente der Form.

Also findet in der Kunst, sei es daß sie das Schöne oder das Erhabene durch Versinnlichung in der sichtbaren Welt aufstelle, ein inniges Band zwischen dem Idealen und dem Wirklichen statt. Das Ideal entlehnt von der Wirklichkeit die bestimmten Formen, unter welchen es hervortritt; die Wirklichkeit, indem das Ideale in sie eindringt, erscheint bedeutungsvoller und verklärt. So entstehen die Bedingungen der Kunst, die Verhältnisse der Theile zum Ganzen, das Ebenmaaß der einzelnen Glieder, die Mannig-

faltigkeit die sich in die Einheit verliert, die Einheit die sich in die Mannigfaltigkeit verzweigt und entfaltet; mit einem Worte, das Schöne; oder es gestaltet sich die sinnliche Kraft, die, ohne Anstrengung zu verrathen, die höchste geistige Kraft ausdrückt und immer etwas Unendliches andeutet; — das Erhabene.

Außer diesen Idealen, welche, da sie in die sinnliche Welt übergehen, und dann von den Sinnen wahrgenommen werden, öfters nur die gesteigerte Wirklichkeit zu sein scheinen, giebt es in dem innersten Wesen der Seele reine, unbedingte, in sich vollendete Ideen der Wahrheit, der Seligkeit, der Freiheit, und der mit ihr unzertrennlich verbundenen Gerechtigkeit; Ideen, die sich dem Menschen, wenn er zu einer gewissen Entwickelung und Reife gediehen ist, in ihrer Reinheit mit einer unwiderstehlichen Gewalt offenbaren, und sich ihm gewissermaaßen aufdringen.

In der äußern wirklichen Welt finden wir weder ihre Quelle noch ihr Urbild, denn in der Wirklichkeit entspricht ihnen nichts Gleichlautendes oder Aehnliches, und was sie in dieser Hinsicht darbietet, ist höchstens ein schwacher Wiederschein des innern Lichts. Es hängt nicht von uns ab, diese Ideen in unserm Gemüthe hervorzubringen noch zu vertilgen; sie erscheinen nicht in allen Momenten allen Menschen, auch nicht den Edleren mit derselben Klarheit und Lebendigkeit, aber sie erscheinen Allen, und dringen sich ihnen oft mit einer Art von Nothwendigkeit auf.

Daß die Wahrheit in der harmonischen Uebereinstimmung der Begriffe und dem Wesen, in der Identität des Seins und des Denkens besteht; daß es Rechte giebt, die wir nicht erschaffen, Pflichten, welche die Menschen uns nicht aufgelegt haben; daß das Gute nur in der Heilighaltung Beider zu suchen und zu finden sei; daß die Freiheit und das sie bindende ewige Gesetz das Höchste im Menschen sei; daß eine ungetrübte, reine, vollendete und dauerhafte Glückseligkeit irgendwo ihren Sitz haben müsse; diese Ueberzeugungen sind tief eingewurzelt in der menschlichen Natur; sie waren zu allen Zeiten die charakteristischen, wesentlichen Zeichen der Menschheit. Diese ursprünglichen Ideen schweben uns immer vor wie ewige Sterne in der Finsterniß des Lebens; manchmal verdunkelt, öfters unbeachtet, leuchten sie uns doch immer wieder. Die Besseren machen sie zum Ziel ihres Strebens, zum Hauptzweck ihres Daseins; sie trachten stets, ihre Grundsätze, ihre Gefühle, ihre Handlungen, ja die äußere Welt diesen Ideen gemäß zu gestalten. Es gelingt ihnen zwar nie ganz, und nur auf eine unvollkommene Weise; in wenigen glänzenden Momenten schlagen ihre Versuche nicht fehl. Aber sie lassen in ihren Anstrengungen nicht nach, und fangen immer wieder das göttliche Werk von vorne an. Wenn sie sich auch des Erfolgs nur selten erfreuen, so freuen sie sich doch ihres edlen Wollens und ihres schönen Eifers. Die ungebildeten, sinnlichen, gemeinen Menschen sind zwar

dieser großartigen Tendenz mehr oder weniger fremd, und versuchen es nicht einmal, diesen ewigen Ideen nachzuleben, aber sie können sich doch nicht der Ueberzeugung erwehren, daß sie es sollten; es ist ihnen nicht gegeben, diese Ueberzeugung ganz abzustreifen, das heilige Feuer in ihrem Busen ganz auszulöschen; es steht ihnen nicht frei, die Realität dieser Ideale zu verläugnen, und wenn sie es versuchen, so straft eine innere Stimme sie der Lüge.

Was man die Ideale der Natur nennt, sind nur wie wir es gesehen haben, die vollkommensten Exemplare einer jeden Art von organischen Wesen. Dergleichen Ideale sind etwas Gegebenes, und also streng Bestimmtes, Abgeschlossenes, Endliches. Alle andere Ideale, die unsere eigene Phantasie erschafft, die aus der Tiefe des Gemüths hervorgehen, oder in unserm inneren Wesen, von einer höhern Hand niedergelegt sind, tragen an sich als charakteristisches, von ihnen unzertrennliches Kennzeichen etwas Unendliches. Es sei, weil sie, aus dem unendlichen Wesen entsprossen, das Gepräge ihres göttlichen Ursprungs behalten haben, und wir selbst ein Reflex des Unendlichen sind; es sei, daß sie von der unendlichen Vervollkommnungsfähigkeit der menschlichen Natur zeugen, dem Verstande fremd, der Vernunft angeboren; es sei endlich, weil wir erkennen, daß alles, was in der sinnlichen Welt und in dem menschlichen Leben sich uns darbietet, ja nicht allein die äußeren Gegenstände, sondern auch die innere Welt, auch unsere

Vorstelluugen, unsere Gefühle, unsere Handlungen, was wir empfangen und was wir bewirken, nie diesen Idealen vollständig entspricht, sich nur in einer unendlichen allmählichen Progression den unbedingten, ewigen Ideen des Schönen, des Wahren, des Guten nähere. Der Mensch, bei aller Kraft und Größe, die er manchmal offenbart, verhält sich zu diesen Ideen, wie die Linien, die man Asymptote nennt, die neben einander laufen, stets weniger von einander entfernt, ohne je zusammen zu fallen, und in eine Einheit sich zu verschmelzen.

Diese merkwürdige Erscheinung der menschlichen Natur scheint ihr inneres Wesen auszumachen, und erklärt den herrlichen Ausspruch des heiligen Augustinus: „Außer dem Wesen, welches das Sein selbst ist, und seine Wurzel in sich hat, giebt es nichts Schönes als das was nicht ist.“

Dieser erhabene Gedanke kann im ersten Augenblick mehr glänzend als wahr erscheinen, aber je mehr man ihn ergründet, je mehr findet man, daß er das wahre Verhältniß des Idealen zum Wirklichen ausspricht, daß er das Geheimniß unserer räthselhaften Natur auf eine glückliche und lebendige Art ausdrückt, seine Bestätigung in unserm Thun und Treiben, in unseren sinnlichen Genüssen, so wie in den höheren geistigen Entzückungen findet, und durch alle Momente unseres Daseins wie ein Nebelstern uns begleitet.

In der That, alles was der Mensch begehrt,

wünscht, hofft, zu eifrig verfolgt, erzielt, im Großen wie im Kleinen, trägt auf der einen Seite das Unvollkommene, Ungenügende, Beschränkte, und verkündet auf der anderen ein Wesen, welches von einer immer wiederkehrenden Sehnsucht nach etwas Vollkommenem, Vollständigen, Befriedigenden getrieben wird; ein Wesen, welches in der es umgebenden Wirklichkeit die reine Schönheit sucht oder zu schaffen sich anstrengt, weil es ein unendliches Ideal in sich besitzt; ein Wesen, das die Wirklichkeit immer anklagt, verwirft und öfters verachtet, weil sie mit diesem Ideale nie in Einklang gebracht werden kann. Was unter lebendigen, reellen Formen in der äußern oder in der innern Welt existirt, ist nie ganz schön; was noch nicht in das Dasein gerufen wird, was nur in der unsichtbaren, verklärten Idee sich uns offenbart, schwebt uns allein in seiner ungetrübten Schönheit vor.

Alle unsere Handlungen sind Versuche, Beides, das Ideale und die Wirklichkeit, in Harmonie zu bringen; aber die Versuche mißglücken, und der Widerspruch, den wir heben wollen, tritt immer wieder unter grellen Farben hervor.

In Hinsicht aller Gegenstände, die den Menschen ansprechen, ihn anziehen, seine Begierden und seine Wünsche erregen, glaubt er, daß sie ihn befriedigen werden, und fängt damit an, zu wähnen, daß sie in der That schön sind, und daß ihr Besitz ihm das Vollkommene, nach welchem er beständig strebt, gewäh-

ren werde. Allein die Erfahrung belehrt ihn bald eines andern. Die Gegenstände seiner Wünsche und seiner Liebe entlehnen nur ihren magischen Reiz von seiner Unbekanntschaft mit ihnen, von ihrer Entfernung, von den Hindernissen die sie umgeben, und besonders von den Nebenvorstellungen, die er unwillkührlich mit ihnen verbindet und die, öfters ihnen fremdartig, von der Phantasie hinzugedichtet werden. Diese Nebenvorstellungen gehen aus dem Menschen selbst hervor; er wirft sie auf die Gegenstände wie glänzende Farben, wie ein bezauberndes Licht; sie dienen der Wirklichkeit zu einer blendenden Einfassung, bereichern sie mit einer verschwenderischen Pracht, und verbergen dem Auge ihre engen Schranken und ihre traurige Dürftigkeit. Allein die Täuschung verschwindet bald. Man kommt leicht von seinen Träumen zurück. Die nähere Bekanntschaft mit dem Gegenstand, der Besitz, der Genuß desselben entrücken seine erborgte Schönheit dem nüchternen Auge. Ein jeder neue Gegenstand, der unsere Sinne, unseren Geist, unser Gemüth in Bewegung setzt, wirkt auf uns wie eine unbekannte Größe. Unsere Unwissenheit verbirgt uns eine längere oder kürzere Zeit seine Schranken, und aus dieser Unwissenheit geht öfters ein phantastisches aber begeisterndes Bild hervor. Die Endlichkeit der wirklichen Welt scheint sich in eine wahre Unendlichkeit zu verwandeln. Aber je näher wir der ersteren treten, je vertrauter wir mit ihr werden, desto mehr verfliegt dieser künstliche Dunst;

die Wirklichkeit zeigt sich entblößt von dem ihr geliehenen Gewande in ihrer engen Beschränktheit, in ihrer winzigen Gestalt. Der Mensch erscheint groß, auch in seiner unbefriedigten Sehnsucht, allein die vor ihm liegende Welt scheint seinen Kräften so wie seinen Wünschen ganz unangemessen, und der ihm einwohnenden Würde unwürdig.

Hätte der Mensch nur solche Begierden, welchen die Bedürfnisse vorangehen, oder die aus den Bedürfnissen entspringen, so würde er nur beschränkte und endliche Bedürfnisse kennen; er würde, wie die Thiere, unruhig sein, so lange sein Begehren nicht befriedigt sein würde. Allein die Ruhe würde mit dieser Befriedigung eintreten, und wir würden über diesen Kreis hinaus nichts ahnen, wünschen und hoffen. Aber es leben stets in uns Begierden, die den Bedürfnissen voraneilen, oder vielmehr dieselben erzeugen; ein Sehnen, ein Streben, die, auf etwas Unendliches gerichtet, in der Endlichkeit nie befriedigt werden können. Die Gegenstände, die bei'm ersten Anblick dieser Sehnsucht entsprechen, erscheinen uns bald als trügerische Schatten, die einen Anstrich von Realität haben, den optischen Täuschungen ähnlich, die im Mittelländischen Meere öfters in der atmosphärischen Luft dem Auge Gebilde von Landschaften vorspiegeln, wie colorirte Wolken, die dem Seefahrenden am Saume des Horizonts das lang ersehnte feste Land vorzaubern. — Sie wirken auf uns wie unbe-

kannte Größen und erregen lebhafte aber nie befriedigte Begierden.

In einem arabischen Mährchen wird erzählt, daß im Morgenlande ein mächtiger Monarch eine Frau besaß, die alle Reize und alle liebenswürdige Eigenschaften vereinigte, welche, in der Entfernung gesehen, in einer beinahe überirdischen Schönheit glänzten: Allein durch eine feindselige Zauberei geschah es, daß, sobald er sich ihr näherte, sie verblaßte, und je näher er ihr trat, verschwanden in ihr alle Farben des Lebens; ihre Formen erstarrten, und die Auflösung des Todes schien auf ihren Zügen zu ruhen. Je mehr er sich wieder von ihr entfernte, um so vollkommener und schneller blühete sie wieder auf; das Leben und die Schönheit fanden sich in ihrer ganzen Fülle wieder ein. Man wende dieses Mährchen auf alle Gegenstände an, und man wird ein treffliches Bild von dem haben, was dem Menschen bei seinem Begehren, seinem Sehnen und Streben widerfährt. So geht es mit allen unseren Schöpfungen, mit unseren Anstrengungen, mit unseren Gefühlen, wären sie auch rein, unschuldig, erhaben. In der Idee scheinen sie unbedingt schön, gut, beseligend; in der Wirklichkeit bleiben sie weit von der Idee entfernt; sie werden von dem Unendlichen in uns leicht überflügelt, unsere unbefriedigte Sehnsucht erhebt sich immer über alle Schranken, und in unserm Thun und Treiben scheint es immer, daß wir, wie Ixion in dem berühmten Mythus, statt der Königin des Him-

mels, eine Wolke umfaßt und umarmt haben, und wir werden von der Wahrheit des Ausspruchs durchdrungen, daß außer dem Wesen, welches die Quelle alles Seins ist, nichts schön erscheint als das, was noch nicht ins Dasein übergegangen.

Daß dieser Ausspruch alle die Gegenstände trifft, die, in enge Grenzen eingeschlossen, nur einen zweifelhaften oder sehr bedingten Werth haben, alle die Leidenschaften niederschlägt, die nur kleine, winzige, schwache Seelen für den Augenblick berauschen können, die Sinnlichkeit, die Eitelkeit, die Geld- oder Ehrsucht, haben die Edleren von jeher gefühlt und ihnen den Stab gebrochen. Ungenügend, unsicher, momentan, sind sie alle nur schwache Surrogate der großartigen Triebe, und der unermeßlichen Sehnsucht, welche reinere, höhere Naturen beseelen, und die zwar immer unbefriedigt, doch nicht an sich als Irrthümer oder Täuschung gebrandmarkt werden können, die das Gepräge ihres göttlichen Ursprungs an der Stirn tragen, und in verwandten Seelen immer Sympathie erwecken. Wir sprechen hier von der Liebe zum Ruhme, und von der eigentlichen moralischen Liebe, welche den Menschen mit seinen Nebenmenschen so innig verknüpft.

Die Liebe zum Ruhme, der Wunsch, vermöge genialer Werke oder großer Handlungen zu demselben zu gelangen, ist gewiß eine der edelsten Leidenschaften, die das menschliche Gemüth beseelen können. Der Jüngling, der zum Dichter oder zum

Künstler geboren ist, der eine reichhaltige Ader des Talents in sich fühlt, und vom Feuer einer schöpferischen Phantasie begeistert wird, träumt einen unsterblichen Ruhm, wähnt schon, daß er einst könnte von den mächtigen Flügeln desselben über alle seine Zeitgenossen emporgehoben, und zu der entferntesten Zeit getragen werden. In der Bewunderung, die er zu erregen hofft, sieht er die Wirkung und das Zeichen seiner hohen Verdienste, und in der Begeisterung der Mit- und Nachwelt erhält er das überschwengliche Bewußtsein seiner eigenen Kraft. Diese Liebe zum Ruhme erwacht nicht in gewöhnlichen, gemeinen Gemüthern. Der Ruhm bezieht sich so wenig auf die Bedürfnisse des thierischen Lebens; er hat etwas so Unkörperliches, so Unsichtbares, so Uebersinnliches; er erhält einen solchen Zauber von allen Nebenvorstellungen, die sich mit ihm verschwistern; er ist dermaaßen mit dem Zauber einer unbestimmten, unbekannten, entfernten Zukunft umgeben, daß er mit dem Unendlichen mehr Verwandtschaft zu haben scheint, als alle andere Leidenschaften. Eben weil er von einer unbestimmten und unbestimmbaren Natur ist; weil er in einer stets zunehmenden Ausdehnung und Progression besteht; weil man ihn in seiner Vollständigkeit nie besitzt, sondern immer nur trachtet, ihn zu besitzen, sollte er immer gleich schön und begehrungswerth bis ans Ende des Lebens uns erscheinen; und doch ist dieses keinesweges der Fall. Gerade die Ungewißheit des Besitzes dieses vermeintlichen hohen

Guts benimmt ihm früher oder später seinen blendenden Reiz. Man hat keinen sichern Maaßstab, um einigermaaßen zu bestimmen, wie weit der Ruhm sich erstreckt, noch wie lange er dauern wird, und dehnte er sich auch im Raume und in der Zeit aus, so weit man es zu denken vermag, so bleibt dieser Kreis doch immer sehr beschränkt, die Zahl Derjenigen, die von einem großen Manne der Vorzeit etwas vernehmen oder zu welchen die Werke des Genies gelangen, ist immer gering und klein. Am Ende scheint es immer, daß man mit dem Triumphwagen, der zur Unsterblichkeit führen sollte, nur ein wenig Staub und ein kurzes Gerassel erregt hat. So viel Ruhmwürdiges ist ungerechterweise untergegangen und eben so ungerechterweise hat Manches die Zeit überlebt, daß diese einfache Betrachtung hinreicht, um die Liebe zum Ruhme abzukühlen, und ihn uns in seiner Blöße und in seiner Nichtigkeit zu zeigen. Der Ruhm ist nur schön in der ersten Periode des Lebens, in der Entfernung, wenn man nach ihm strebt und trachtet; an sich hat er immer etwas Unbefriedigendes, man mag ihn verfehlen oder erreichen.

Von allen Gefühlen, die sich leicht in eine unschuldige oder sogar edle Leidenschaft verwandeln können, ist unstreitig die Liebe, in dem eigentlichen Sinne des Worts genommen, das lebendigste, das zarteste, dasjenige was am allgemeinsten das Gemüth ergreift und bewegt. Die erste Liebe, die sich in einer ju-

gendlichen, frischen, sich eben entfaltenden Seele entzündet, in einem Alter, wo man weder sich selbst noch Andere kennt; wo die Welt sich in einem blendenden und täuschenden Glanz zeigt, und man sich allen möglichen Täuschungen hingiebt, versetzt die Seele in einen Zustand, der keinem anderen gleicht. Die zauberische Gewalt eines neuen, bis dahin unbekannten Lebens scheint dem Menschen eine reine, vollkommene, unerschöpfliche, unendliche Glückseligkeit zu versprechen. Der Gegenstand einer solchen Liebe ist in unseren Augen nicht allein ein angenehmer, interessanter, schöner, entzückender Gegenstand, sondern wir wähnen in ihm das Ideal der Vollkommenheit zu sehen und zu finden. Die Person, die wir lieben, zeigt sich uns in einer Art von Zwielicht und von Helldunkel, die aus ihrer Entfernung, aus unserer Unbekanntschaft mit ihr, und den Schwierigkeiten selbst, ihr näher zu treten, entsteht, und über ihre Handlungen, ihre Reden, ihre Geberden, ihre Züge, ihr ganzes Wesen sich verbreitet. Es ist zumal in dem Aufkeimen der Leidenschaft, daß dieser unaussprechliche Zauber seine ganze Gewalt über uns ausübt. Es ist als ständen wir auf dem Rande eines unermeßlichen Meeres von Hoffnungen, von Wünschen, von Freuden, die sich einander an himmlischem Reize überbieten. Welchen blendenden Lichtkreis von Erinnerungen der Vergangenheit und von Vorgefühlen der Zukunft bilden wir nicht um das Haupt des geliebten Gegenstandes! Wir verbinden

alles was es in der Welt Liebliches, Schönes, Großes giebt, mit seinem Bilde; er wird der Mittelpunkt, um welchen sich alle unsere Handlungen und Gedanken bewegen; wir leihen ihm Eigenschaften und Tugenden aller Art. In ihm spiegelt und malt sich, so zu sagen, alles was in der Natur uns erregt und ergreift. Wie glücklich würde das Leben dahin fließen, könnte die Wirklichkeit dem Ideale, dem sie auf eine kurze Zeit so viel verdankt, entsprechen oder das Ideal seinen magischen Duft um die Wirklichkeit gleichmäßig verbreiten. Allein nur wenige Wesen, durch allmählige Entfaltung ihrer Kräfte, durch die Fülle eines reichhaltigen Gemüths treten einem solchen Ideale näher, und auch diese verrathen immer bei einer innigern Bekanntschaft ihre Mängel, und auch bei einer steten Vervollkommnung bleiben sie immer sehr hinter dem Ideale zurück. Die Wirklichkeit zerstäubt das Werk der Idealität, und zerbricht das wundersame Prisma, das uns eine so herrliche Strahlenbrechung und so mannigfaltige Farben darbot. Da wo in der Entfernung sich eine Unendlichkeit unseren getäuschten Augen und unserm begeisterten Gemüth öffnete, fühlen wir uns immer mehr mit Schranken umgeben und beengt. Auf den Trümmern des feenartigen Gebäudes, in welchem wir heimisch zu werden hofften, ist nur das wahrhaft schön, was kein Dasein, weder im Raume noch in der Zeit, hat.

Noch mehr die Liebe für das Wahre, das Schöne,

das Gute, diese übersinnlichen Triebe unseres besseren Ichs, so rein auch ihre Quellen, so erhaben ihr Gegenstand, so unbegrenzt ihre Entwickelung, so unendlich ihre Folgen und Wirkungen, werden auch in der jetzigen Ordnung der Dinge von demselben harten Urtheil getroffen, und gelangen nie zu ihrem Ziele. Auch sie können nie im Leben das der menschlichen Natur einwohnende Bedürfniß von etwas Vollständigem, Vollkommenen, Unbedingten befriedigen; auch in Hinsicht ihrer kann man sagen, daß die Wirklichkeit weit hinter dem Ideale zurück bleibt.

Giebt es viele Menschen, in welchen die Liebe zum Wahren in seiner ganzen Reinheit sich vorfindet? Die besseren, edelsten sind in dieser Hinsicht eben so wenig mit sich selbst als mit Anderen zufrieden. Wer liebt die Wahrheit ohne alle Beziehung auf sein Interesse, auf seine Wünsche, auf das was er hofft, fürchtet, zu erreichen und zu vermeiden trachtet? Wer liebt die Wahrheit, abgesehen von ihren Resultaten, ihren Folgen, ihren wohlthätigen Wirkungen? Wer liebt die Wahrheit im hohen Alter, am Ende des Lebens wie in der ersten Jugend? wer setzt in allen Momenten des Daseins ihren Besitz über jeden andern? wer zieht den Genuß, den sie giebt, allen anderen Genüssen vor, und ist immer bereit, ihr ein jedes Opfer zu bringen? Auch in den erkohrnen Seelen erreicht die Liebe zum Wahren in ihren eigenen Augen nie die Lebendigkeit, die Dauer, die Stärke, die sie ihr wünschen. Dieser

edle Trieb läßt auch mit der Zeit nach wie alle andere Triebe; oft verliert er sich, so gern man ihn auch auf derselben Höhe festhalten mögte. Die Wirklichkeit, auch in dieser Hinsicht, ist nie so schön als das, was wir von ihr denken oder träumen.

Die Wahrheit selbst, zu der wir gelangen können, oder die wir besitzen, liegt weit entfernt von der reinen, gewissen, lichthellen, vollständigen, ewigen Wahrheit, die alles in sich schließt, alles umfaßt, der Gottheit einwohnt, von welcher das ganze Weltall nur die Entfaltung und Entwickelung ist, und deren Begriff wir in uns tragen, ohne ihn ganz verwirklichen zu können. Die Wahrheit, die wir besitzen, ist nur ein Abglanz der Realität. Was wir die Wahrheit nennen, oder vielmehr die Wahrheit, die zu erreichen uns gegeben ist, bezieht sich einerseits auf anscheinende und relative Existenzen, die wir beobachten, auffassen, zergliedern, mit einander vergleichen, beurtheilen, und zu einem Ganzen zu verbinden suchen; andererseits auf ein wirkliches Sein, auf reelle Existenzen, die wir mit unwiderstehlicher Gewißheit wahrnehmen, die sich uns gewissermaaßen aufdrängen, die uns der innere Sinn offenbart, allein die wir nicht begreifen, und deren innerste Wesenheit und unzählbare Verzweigungen wir, trotz unserer Anstrengungen, nie ergründen werden. Von diesen Realitäten, die uns unmittelbar ergreifen, und die wir öfters für Erscheinungen halten, und von den Erscheinungen, die wir öfters für Realitäten ansehen, giebt es keine, die

uns

uns in jeder Hinsicht befriedigte, die unseren unersättlichen Wünschen entspräche. In der ersten Jugend, wo man das Maaß der Geisteskräfte des Menschen noch nicht kennt, weil man sich noch nicht mit der Natur der Dinge gemessen hat, wähnt man leicht, die reine Wahrheit zu besitzen, oder zu deren Besitz zu gelangen. Aber dieser Wahn verfliegt sehr bald; je mehr wir uns in die Tiefe versenken oder der Höhe anstreben, je mehr scheinen sie uns unerreichbar, und sich von uns zu entfernen. Die Wahrheit, die einzige die einen unbedingten Werth hat, die einzige die eines ewigen Glanzes und eines unbefleckten Lichts sich erfreut, bleibt unseren Augen hienieden verborgen, und doch bleibt sie immer unverrückt das letzte Ziel unseres Strebens, und erregt eine unversiegende stets wiederkehrende Sehnsucht.

Man kann dasselbe vom Schönen sagen. Bald ist das Gemüth nicht tief und umfassend genug, oder der Geist zu schwach, um das Schöne, wie die Natur und die Kunst es uns darbieten, in seiner Reinheit und Lebendigkeit aufzufassen, oder die Begeisterung, die es einflößen sollte, zu empfinden, und sie, wie ein heiliges Feuer, zu nähren und zu unterhalten; bald erscheint das Schöne in der Natur, und zumal in der Kunst, der Thätigkeit, der Energie, den Forderungen unseres Innern nicht angemessen. Wir träumen etwas Vollendeteres, und es schwebt uns dunkel ein Ideal vor, welches die Wirklichkeit weit überflügelt. Wer hat nicht gewisse Momente der

Begeisterung und Erhebung gefühlt? wer hat nicht betrauert, daß sie so schnell verflogen? wer hätte nicht gewünscht, ihnen Dauer und Beharrlichkeit zu verleihen, wenn Perioden von Erschöpfung und Gleichgültigkeit ihnen folgten? Ja die Momente selbst, wo die Seele von jedem materiellen und eigennützigen Interesse gereinigt, sich über sich selbst erhaben scheint, sind nie so rein von allen heterogenen Eindrücken, nie so vollkommen, so herrlich, wie sie nach unserem eigenen Urtheile sein könnten und sollten. Die Empfindungen, die das Schöne in uns erregt, befriedigen uns nie: es scheint uns immer, daß, um die menschliche Natur zu der größtmöglichen Höhe zu bringen, dieselben zarter, lebendiger, tiefer sein müßten. Und wäre auch die für das Schöne empfängliche Subjectivität vollkommen, so würde doch die Objectivität des vorhandenen Schönen unserem Ideal nie ganz entsprechen. Wie oft haben wir von einem Erzeugnisse der Kunst, welches für ein Meisterstück galt, einen alles übertreffenden Genuß gehofft und erwartet? Durch Raum und Zeit getrennt, wie innig haben wir uns nach ihm gesehnt? Sein Anblick wird uns endlich gewährt: wir schauen es an, wir hören, lesen es mit hoher Wonne, aber es versetzt uns nicht in den Zustand der Bewunderung, in die stille Begeisterung, in die göttliche Erhebung, auf die wir gerechnet hatten. Wir finden in demselben nicht den geistigen Lebensstrom, das genialische Gepräge, die Harmonie der Verhältnisse,

die wir von ihm erwarteten. Die Fehler, die wir in ihm wahrnehmen, verdunkeln und schwächen den Glanz seiner Vorzüge. Entweder ist die Regelmäßigkeit des Ganzen nur auf Kosten der Kraft, der Fülle, der Hoheit der einzelnen Züge erzielt, und es erhält nur von uns einen kalten Beifall; der Verstand findet daran nichts auszusetzen, aber es ergreift nicht unser Gemüth, und entzieht uns nicht der uns umgebenden täglichen Welt; — oder, so sehr wir auch von der Kühnheit der Idee, von der Kraft der Darstellung, der Originalität eines Meisterwerks der Kunst hingerissen werden, so werden wir doch oft von dem wilden, ungeregelten, abenteuerlichen Charakter der einzelnen Theile desselben zurückgestoßen, oder wenigstens in unserem Genuß gestört. Bald zeigen die Schöpfungen der Kunst mehr Genialität als Geschmack, bald mehr Geschmack als Genialität: immer kehren wir unbefriedigt zurück. Unser Ideal steht höher als die Wirklichkeit; wir sehen oder ahnen noch etwas jenseits des uns vorliegenden Werks, und kommen wieder auf den Ausspruch zurück, daß das, was nicht existirt, schöner sei als das Daseiende.

Kein genialer Dichter, kein großer Künstler, kein hervorragendes Talent irgend einer Art, welche nicht denselben Ausruf über ihre eigenen Werke gethan, und mit tiefer Wehmuth, mit innigem Schmerz in den Schranken ihres eigenen Geistes die der menschlichen Natur wahrgenommen hätten. In den Stunden der Begeisterung und der Eingebung,

wo man den Plan eines schöpferischen Werks entwirft; wo die schaffende Idee aus den Tiefen des Gemüths hervorgeht, organisch in die Wirklichkeit eintritt, sich vor uns in sinnlichen Formen gestaltet; wo der Künstler und seine Arbeit, sich wechselseitig durchdringend, eine wahre Einheit bilden, kann man sich leicht über sich selbst und über den innern Werth seiner eigenen Werke täuschen. Ja man muß es sogar, um sich über eine flache und blasse Mittelmäßigkeit zu erheben. Allein diese Täuschung dauert nicht lange; der schöne Wahn verfliegt und verschwindet bald. Wie hoch auch die Stelle, die ein Kunstwerk einnimmt, sein mag, von dem Augenblick, wo es vollendet ist, wo es nicht mehr allein in dem Künstler lebt, und mit dessen Wesen verschmolzen ist; wo es, von ihm getrennt, in der sinnlichen Welt erscheint, und der Künstler es wie einen jeden andern Gegenstand beurtheilt, zerstiebt in seinen Augen der magische Hauch, der es umgab; die Glorie von Vollkommenheit, die es umstrahlte, geht unter; der Künstler, sei es auch Raphael, oder vielmehr weil es Raphael ist, findet, daß seine Arbeit bei weitem das Ideal nicht erreicht, das, in sein Innerstes eingegraben, ihm immer vorschwebt. Mit sich selbst unzufrieden, während die Mitwelt ihm huldigt, ihn mit Lob überschüttet, ist der Künstler oder der geniale Autor in seinen eigenen Augen von der Höhe die er erreichen wollte, und die er einen Moment erreicht zu haben glaubt, gesunken und her-

abgestürzt, und indem er das, was er geleistet hat, mit dem was er hat leisten wollen, vergleicht, sagt er in seinem verwundeten Herzen: „Nur das ist wahrhaft schön, was noch nicht in das Dasein getreten ist."

Dieser Ausspruch findet seine Anwendung auf die sittliche Schönheit noch weit mehr als auf das sinnlich Schöne. Die Demuth, welche das Christenthum so dringend empfiehlt, und die uns sogar als eine heilige Pflicht auferlegt wird; was ist sie anders als das innige Gefühl unserer Schwäche, oder wenigstens das Bewußtsein der unendlichen Entfernung, die unsere Handlungen, unsere Empfindungen, unsere Gedanken, unsere ganze moralische Person von der Vollkommenheit trennt? Je tiefer der Mensch in seinen Busen greift, und über die Schwachheiten seiner Natur nachdenkt, um so mehr fragt er sich: „Giebt es eine einzige menschliche Handlung, die ganz rein sei von aller Mischung des Fremdartigen, des Unechten, des Verderblichen? Giebt es einen Willen, der nie abweiche von der gesetzmäßigen Bahn, und mit einer sich immer gleichen Kraft dem hohen Ziele der Menschheit beharrlich entgegenstrebe? Giebt es einen einzigen Charakter, der, trotz seines angebornen oder erworbenen Adels, mit Widersprüchen und Inconsequenzen behaftet, nie in das Kleinliche, Niedrige verfiele? Die schwachen Seiten eines sonst hervorragenden Menschen bleiben öfters den Zuschauern seines Lebens und seiner Zeitgenossen unbekannt, wären diese auch mit einem scharfen Beobachtungsauge begabt.

Ja sie entgehen sogar denjenigen, denen diese Mängel anhangen, oder offenbaren sich ihnen nur von Zeit zu Zeit. Die Tugenden der Menschen erscheinen nur rein, groß, erhaben in der Ferne, und verschwinden nach einer nahen, strengen, anhaltenden Prüfung. In der ersten Jugend, wo das Ideal der sittlichen Vollkommenheit das Gemüth ergreift, bewegt, erfüllt und zur höchsten Begeisterung erhebt; wo man sich selbst und die wirkliche Welt wenig beobachtet, nimmt man leicht alles für baares, echtes Gold an, giebt sich harmlosen und gutmüthigen Träumen unbefangen hin, glaubt alles, bewundert alles, und hofft das Höchste von Anderen und von sich selbst. Später verschwindet dieses beseligende Gefühl: man macht herbe Erfahrungen an sich selbst und am Leben, man beurtheilt den Menschen mit bitterer Strenge. Nachdem das Alter uns billiger und milder gemacht, kehrt das Wohlwollen wieder heim, man trifft das wahre Maaß der moralischen Beurtheilung, und begnügt sich, mit inniger Ueberzeugung in den Ausspruch des heiligen Augustinus einzustimmen.

Das Höchste im menschlichen Gemüthe, die Krone aller Gefühle, die Liebe zu dem unendlichen Wesen, so wie sie sich in den edelsten Menschen offenbart, trägt dasselbe Gepräge, und läßt uns eben so unbefriedigt wie alle anderen Versuche, die wir machen, um die Idee und die Wirklichkeit mit einander auszusöhnen. Einmal können wir das unend-

liche Wesen nie fassen noch zu fassen hoffen: denn zwischen dem Endlichen und Unendlichen liegt immer die Unendlichkeit. Obgleich die Schranken unseres Wesens beweglich sind, und immer weiter vorgerückt werden können, so bleiben wir doch immer in enge Schranken eingeschlossen. Die Idee des unendlichen Wesens liegt deswegen nicht minder in uns, und die Ueberzeugung seines Seins läßt sich nicht abläugnen. Auch finden wir, daß das unendliche Wesen einer unendlichen Liebe würdig sei, aber zu der Unmöglichkeit, das Unendliche in sich aufzunehmen, zu fassen und zu begreifen; gesellt sich noch die Unmöglichkeit, ein Gefühl in uns aufgehen zu lassen und zu bewahren, welches diesem unendlichen Wesen angemessen wäre. Die Schwäche des Gemüths gesellt sich zur Schwäche der Vernunft. Auch die erkohrnen Seelen, die von der heiligen Liebe durchdrungen und durchglüht waren, haben tief empfunden, daß sie in dieser Hinsicht sogar von den Forderungen, die sie an sich selbst machten, weit entfernt blieben. Auch die heilige Therese, auch Fenelon sogar in den Augenblicken, wo sie, über die sinnliche Welt erhaben, sich in der Anschauung der Gottheit verloren, und auf den Flügeln der reinsten Liebe zum Throne des Ewigen sich emporschwangen, haben die schweren, lähmenden Fesseln der menschlichen Natur gefühlt, und bald von ihrer Anstrengung ermüdet, sind sie unwillkührlich zur Erde zurückgesunken, und haben das allgemeine Loos aller unserer Bestrebungen, den him-

meßweiten Unterschied von dem was da ist, und von dem was unserem Ideale gemäß sein könnte oder sollte, tief betrauert.

Doch muß bemerkt werden, daß der Abstand der Wirklichkeit vom Idealen einen ganz anderen Charakter annimmt, wenn er bei unseren sinnlichen Trieben, bei den gewöhnlichen gemeinen Neigungen sich offenbart, als wenn es die geistige Schönheit, die ewige Wahrheit, das moralische Gute und das Unendliche gilt. Im ersten Falle liegt die Ursache des Abstandes und die drückende Wahrnehmung desselben in den Gegenständen. Sie sind an und in sich höchst beschränkt, ungenügend, unvollkommen; man kann sie erreichen und besitzen, allein ihr Besitz beglückt und befriedigt nicht. Wir stehen höher, wir sind größer als sie; sie sind zu unvermögend, um unserem Vermögen angemessen sein zu können. Wir achten uns selbst zu sehr, um sie nicht selbst früher oder später zu verachten. Wir finden uns zwar gedemüthigt, ihnen nachgejagt zu haben, allein indem wir unsere Verrechnung und unsern Irrthum anerkennen, können wir doch Trost und Ersatz in dieser Anerkennung finden. Im zweiten Fall, wenn in der Sphäre der Ideen der Schönheit, der Wahrheit, der Sittlichkeit, des göttlichen Seins wir uns von ihnen unendlich entfernt fühlen, so liegt die Ursache des Abstandes in uns selbst, in unserem beschränkten Wesen, in dem Unvermögen unserer Kräfte. Die Gegenstände sind hier vollkommen, ewig, unendlich, wir

können sie aber nicht umfassen, besitzen, durchdringen; wir sind groß und reichlich genug begabt, um diese Ideen in uns zu tragen, wir sind aber zu klein, um sie zu erzielen. Unsere Zwecke sind tadelfrei, rein, erhaben, aber unsere Mittel zu denselben sind unzulänglich. Das Gefühl dieses nicht zu beseitigenden Abstandes ist zwar auch demüthigend, allein es liegt etwas Herzerhebendes in diesem Gefühle selbst, und wenn die Unendlichkeit den Menschen niederbeugt, so kann er doch stolz sein, ihr allein zu unterliegen.

Also treten das Ideal und die Wirklichkeit in allen Elementen des menschlichen Lebens einander entgegen. Bald ist diese Entgegensetzung schroffer und auffallender, bald milder, sanfter, versöhnender; aber nie verschwindet sie ganz, nie entspricht die Wirklichkeit den Forderungen des Ideals, und eben so wenig läßt das Ideal von seinen Forderungen nach, und findet sich mit der Wirklichkeit ab, oder verschmilzt mit derselben. Diese immer wiederkehrende Antinomie, in der geheimnißvollen Natur des Menschen begründet, macht eigentlich dessen Wesen aus; denn sie besteht in der stets wiederkehrenden und unauslöschlichen Entgegensetzung der immer mit frischer Lebendigkeit und ewiger Jugend in dem Herzen der Menschen aufgehenden unendlichen Ideale und der blassen, mangelhaften Wirklichkeit mit ihrem schwachen, langsamen, schweren Gange. Auch kann noch soll diese Antinomie hienieden nie aufgehoben werden, und sich in eine wahre Harmonie oder in die Einheit

auflösen. Einzelne Menschen erheben sich zwar, wie Palmen in der Wüste, über das gemeine Leben; es giebt Heroen in jedem Fach menschlichen Schaffens und Wissens; aber sie erscheinen immer nur als solche, in Beziehung auf alle niedrigen Potenzen, und in ihrem eigenen Wesen tritt immer scharf und grell diese Urantinomie auf. Die Menschheit steht freilich immer höher als alle einzelnen Menschen jeder Periode; die Menschheit schreitet vorwärts, wir sehen ihre Morgenröthe: wer wird ihren Culminationspunkt zu bestimmen wagen? Das letzte Geschlecht erbt von dem vorhergehenden, und wuchert mit dieser Erbschaft, aber ein jedes kommende Geschlecht, so groß auch seine Entdeckungen im Reiche der Wahrheit, seine Schöpfungen im Gebiete der Natur und der Kunst sein mögen, wird immer die Urantinomie hervortreten sehen, und sie gleich uns wahrnehmen und empfinden.

So stehen wir zwischen zwei Welten, auf die unsere Doppelnatur sich gleichzeitig bezieht; beide können gegründete und immer wiederkehrende Ansprüche auf uns machen. Wir stehen und bringen unser Leben zu zwischen Satz und Gegensatz, ohne daß wir vermögend wären, den einen oder den andern zu verwischen, oder sie beide in vollkommenen Einklang zu bringen.

Nach allen mißrathenen und unnützen Versuchen, das Ideal und die Wirklichkeit in eine vollkommene Harmonie zu bringen, wäre es noch viel

gewagter und unnützer, das eine oder das andere zu verkennen, zu verläugnen, zu bekämpfen, um uns wo möglich ihm ganz zu entziehen.

Ein solcher verzweifelter Vorsatz würde nicht allein unnütz sein und zu nichts führen, weil wir die ursprüngliche und wesentliche Natur des Menschen nicht durch einen Act der Willkühr abändern können; auch wenn er gelingen und zur Ausführung kommen könnte, würde er höchst verderblich ausfallen, und statt den Menschen zu veredeln, und ihn seiner Bestimmung näher zu bringen, denselben verstümmeln, indem er das geistige oder thätige Element unseres Daseins vernichten würde.

Man frage sich ernstlich, was wäre das Ideal ohne die Wirklichkeit, oder die Wirklichkeit ohne das Ideal, und es wird sogleich einem jeden Unbefangenen einleuchten, daß alle Fächer der productiven Thätigkeit, alle Zweige des menschlichen Wissens, alle Verhältnisse der Gesellschaft durch diese Trennung verlieren, und in ein unfruchtbares und zweckloses Treiben, oder in eine flache, stereotypische Mittelmäßigkeit verfallen würden. Trachtete nicht immer der Mensch, beide Extreme, welche eine solche Trennung nothwendig herbeiführen würde, zu vermitteln und immer näher zu bringen, so würde das Leben ohne Wirksamkeit sein, oder die Wirklichkeit des inneren, höheren Princips des Lebens entbehren.

Bestünde ohne alle Berührung mit dem Ideal die Wirklichkeit, so würden die Menschen immer das-

selbe auf dieselbe Art thun, und sich in einem engen, einförmigen, stets wiederkehrenden Kreise bewegen; nichts würde besser werden, und eben dadurch würde schon alles allmählig schlechter ausfallen; nichts würde vervollkommnet, weil der Maaßstab und der Trieb zur Vervollkommnung fehlen würde. Der Gedanke würde nie die That überflügeln, der Begriff sich nie über das Geschehene erheben; die Phantasie, zum Schweigen gebracht, würde erlahmen; das Gemüth, von der Phantasie weder genährt noch bereichert, würde vertrocknen oder versteinern; der ganze Mensch in armseliger Genügsamkeit, in stumpfer Gleichgültigkeit untergehen. Hätte er nicht die Idee der reinen Wahrheit, er würde nie aus dem Irrthum und der Unwissenheit heraustreten; die Idee des höchsten Guts, so würde er sich mit jeder Schlechtigkeit abfinden; die Idee des ewigen Rechts, er würde die Gesetze und die Einrichtungen der Gesellschaft, wie er sie vorfindet, mit sich unverändert fortschleppen; die Idee der höchsten Zweckmäßigkeit, er würde die Gewerbe, welche die materiellen Bedingungen des Lebens abgeben, in ihrer Kindheit lassen; die Idee des Schönen, so würde er die Kunst nie erfunden haben. Nur vermöge dieser Ideen strebt der Mensch immer höher, und nur, indem er, mit dem Errungenen immer unzufrieden, nach einem größeren Besitz strebt, gelingt es ihm, etwas zu erreichen und zu besitzen. Wenn sein Begehren nicht unbeschränkt wäre, so würde er auch nicht einmal die Mittel erschaffen kön-

nen, welche auch beschränkte Wünsche erfordern; wenn er nicht in jeder Art dem größten Luxus nachjagte, so würde er nicht einmal das Nothdürftige erzielen.

Wollte man hingegen dem Ideale allein dienen, es allein gelten lassen, für dasselbe und in demselben leben, es von allem Verkehr mit der Wirklichkeit abschneiden, und mit der letzteren brechen, so würden aus diesem extremen Gesichtspunkt, und aus dieser ausschließlichen Vorliebe eben so große Nachtheile als aus dem entgegengesetzten Entschluß hervorgehen. Die Wirklichkeit verkennen, herabsetzen, von einer vermeintlichen Höhe auf sie mit einer stolzen Verachtung herab sehen, wäre ein grobes Versehen gegen die Natur des Menschen, gegen seine Bestimmung und die Entwickelung seiner thätigen Kräfte. Die Wirklichkeit würde zwar immer ihre Rechte behaupten, und durch die Gewalt immer wiederkehrender Bedürfnisse und die Macht der nicht zu erstickenden sinnlichen Triebe uns immer wieder zu sich herüberziehen und unsern lächerlichen Vorsatz zerstäuben. Eine reine und totale Absonderung von der Wirklichkeit ist also weder möglich noch denkbar; aber auch in dem Grade, wo sie möglich ist, wäre sie, wenn sie stattfinden sollte, ein arger Mißgriff und ein verderblicher Irrthum. Nicht allein würden wir nicht mehr in die reelle Welt eingreifen, um sie zu veredeln und zu verbessern, oder es nur mit schlaffer und ungeschickter Hand thun; nicht allein würden

wir den schönen Genuß, der mit dem eigenen Schaffen verbunden ist, entbehren; nicht allein würde die Wirklichkeit durch einen solchen Wahn ihre fortschreitende Bewegung einbüßen, sondern die Ideale selbst würden allmählich erblassen, verschwinden, in Leerheit ausarten, und zuletzt in eine unfruchtbare Schwärmerei, in einen phantastischen Dunst sich auflösen. Wenn die Wirklichkeit dem Ideale viel zu verdanken hat, und von ihm einen großen Theil ihrer Reize erhält, so erborgt auch das Ideal von der Wirklichkeit allein vollendete Bestimmtheit, individuelle Gestaltung, sinnliche Formen und lebendiges Dasein. Ohne Berührung, ja ohne innige Verbrüderung mit derselben, würde am Ende das Ideal zur splitternackten Abstraction werden, und in eine schwankende Vorstellung, die wir nicht festhalten könnten, sich unwiderruflich verlieren.

Aus diesem allen erhellt, daß eine totale Trennung des Idealen und der Wirklichkeit für Beide, wenn sie denkbar wäre, gleich lähmend und vernichtend ausfallen würde. Beide, in der menschlichen Natur gegründet, sollen sie nicht allein neben einander bestehen, sondern mit einander sich ausbilden, sich allmählich immer mehr durchdringen, und einen innigen, unverbrüchlichen Bund stiften. In ihrem wechselseitigen Einfluß besteht die Vermittelung ihrer wechselseitigen Vortheile und Nachtheile und der entgegengesetzten Charaktere, die sie in ihren Extremen

darbieten. Eine vollkommene Durchdringung und Verschmelzung Beider in allen Zweigen des menschlichen Thun und Treibens ist unmöglich, und wird nie statt finden. Die Approximation Beider in einer ununterbrochenen Progression soll das höchste Ziel der Menschheit sein. Trotz dem wird die Wirklichkeit in ihrer spröden Individualität immer etwas darbieten, was dem Ideale widerspricht und dasselbe luftiger Unbestimmtheit so wie ungerechter Anmaaßung und unbilliger Forderungen anklagt, so wie das Ideal, nie in den sinnlichen Formen der Wirklichkeit ganz ausgesprochen und ausgeprägt, immer gegen dieselbe auftreten wird. Die Erkohrnen, die sich zu der Höhe der reinen Ideale emporgeschwungen haben, werden mit der Wirklichkeit in keinem Moment des Daseins vollkommen zufrieden sein. Aber diese Unzufriedenheit, in gehörigen Schranken gehalten, ist weder ein Unglück noch eine Schande für die Menschheit. Diese Unzufriedenheit nimmt sogar einen erhabenen Charakter an, weil sie die Würde des Menschen, seine himmlische Bestimmung, seinen göttlichen Ursprung verräth und verkündet. Ein jeder Mensch, wenn er zu einer gewissen Höhe der Bildung gekommen ist, soll, seiner Doppelnatur getreu, beide Welten abwechselnd bewohnen. Wir sind gemacht, um in der Wirklichkeit zu athmen, zu handeln, zu schaffen, den Ideen gemäß, die uns immer vorleuchten sollen; aber wir können und müssen aus

dieser irdischen Atmosphäre treten, um in höheren Regionen, auf dem sonnigen Gipfel der Ideen eine reinere Luft einzusaugen, das Gemüth aufzufrischen, die Phantasie zu beflügeln, und uns in der Wirklichkeit mit verdoppelter Kraft den ewigen Urbildern nachzubilden.

Ueber die

classische und romantische Poesie,

oder

Ueber die Leistungen der Poesie in den letzten Decennien.

Satz. Die Poesie hat in den letzten Decennien große Fortschritte gemacht, und sich zu größerer Höhe und zu neuem Leben emporgeschwungen.

Gegensatz. Die Poesie ist in Verfall gerathen und auf Abwege gestoßen, welche sie immer mehr von der einzig wahren Richtung der früheren Jahrhunderte entfernen.

Um die Beurtheilung und unpartheiische Würdigung der früheren Jahrhunderte in Hinsicht der Poesie zu begründen, muß man einen festen Standpunkt haben, und vor allen Dingen die Frage: Was ist Poesie? zu beantworten versuchen.

Es giebt im ganzen Gebiete des menschlichen Schaffens Dinge, Gegenstände, freie Aeußerungen der Kraft, die es viel leichter ist zu begreifen, als deren Begriff bestimmt und vollständig anzugeben. Ein Jeder faßt sie richtig auf, unterscheidet sie leicht von allen anderen, verschiedenen und verwandten Begriffen; das Wort welches sie ausdrückt, leuchtet durch seine Klarheit einem Jedem ein; und doch, sobald man eine Erklärung desselben versucht, erscheint oft dessen Sinn zweifelhaft und zeigt sich uns in einer Art von Zwielicht. Dieses ist besonders der Fall, wenn alles darauf ankommt, die Thätigkeit der Fähigkeiten und der Vermögen der Seele, aus welchen eine Erscheinung hervorgeht, oder auf welche diese Erscheinung sich am meisten bezieht, genau anzugeben und scharf zu bezeichnen. So wie die Gegenstände, durch Verschiedenheiten getrennt, doch wieder Aehnlichkeiten mit einander haben und in

mancher Hinsicht zusammenfließen, so haben noch weit mehr die Vermögen der Seele Berührungspunkte und Wahlverwandtschaften mit einander; obgleich bei den verschiedenen Werken und Schöpfungen der Kunst dieses oder jenes Vermögen ein Uebergewicht über die anderen hat, so wirken doch immer auch die in den Hintergrund gestellten mit, und es ist nicht leicht, zwischen den vorherrschenden und den mehr oder minder mitwirkenden eine feste Grenze zu ziehen.

So geht es auch mit dem Begriff der Poesie: sie ist entstanden, wie alles was der Mensch hervorbringt, aus einem schöpferischen Vermögen auf der einen Seite und einem ihm entsprechenden Bedürfnisse auf der andern; aus einer genialen Thätigkeit des Dichtenden und einer gewissen Empfänglichkeit und sympathetischen Theilnahme der ihm Zuhörenden. Bei allen Völkern dichteten die ersten Dichter, wie der Vogel im Walde singt, wo nicht sich selbst unbewußt, doch ohne vorher zu wissen und angeben zu können, was sie eigentlich thäten und wie sie es beginnen und vollenden wollten. Die sie umgebende und wahrnehmende Menge freute sich des neuen, bis dahin unbekannten Genusses, gab sich nach der Stimmung des Dichters derselben Stimmung unbefangen und freiwillig hin, ohne zu fragen und zu forschen, wodurch der Dichter so mächtig auf sie einwirkte und sie in den Strom seiner eigenen Empfindungen und Gefühle mit sich fortrisse. Erst später kamen die

Dichter zum Selbstbewußtsein über das was der eine erschaffen und die anderen empfangen hatten, gaben sich Rechenschaft von der hervorgebrachten Wirkung und den angewandten Mitteln, trachteten Kräfte und Werke dieser Art von allen anderen Arten des menschlichen Wirkens und Empfangens durch eigene Bestimmungen abzusondern und zu trennen, und so versuchte man allmählich sich zu dem Begriff der Poesie zu erheben.

Dieser Begriff, wenn er von Nutzen sein, und seine Anwendung in der Geschichte aller Völker und aller Zeiten finden soll, muß nicht in enge Grenzen eingeschlossen sein, nach einer einseitigen Theorie gebildet, noch von irgend einer besondern Litteratur, sei sie auch noch so reichhaltig, abstrahirt werden, sondern das Wesen der Poesie an sich ausdrücken, und nur solche Bestimmungen angeben, welche dieselbe von allen anderen Geisteswerken und zumal von allen anderen schönen Künsten unterscheiden.

In ihrer allgemeinsten Bedeutung ist die Poesie das freie Spiel der schöpferischen Phantasie und des Gemüths, ohne andern Zweck, als dieses freie Spiel selbst, in so fern es ein Ideal irgend einer Art, vermöge der Macht des Worts und der sinnlichen Formen desselben, darstellt.

Aus dieser Begriffsbestimmung ergeben sich für die Aufstellung von Grundsätzen zur Würdigung der besonderen Litteraturen in verschiedenen Zeiten sehr wichtige Resultate.

Aus der productiven Kraft der Phantasie und des Gemüths gehen die Schöpfungen des Dichters hervor. Sie sind bei ihm die vorherrschenden Vermögen, und nehmen auch diese Vermögen vor allen anderen bei den Zuhörern der Dichtung in Anspruch; allein, da die Vermögen der Seele nie in ihrer reellen Wirksamkeit ganz abgesondert von einander gedacht werden können und nie einzeln thätig sind, wie die Cylinder einer Flötenuhr, so muß dies Spiel der Phantasie und des Gemüths sich nie von der Einwirkung des Verstandes und der Vernunft befreien wollen, sondern vielmehr mit den Urtheilen jenes und den Forderungen dieser ihre Werke in Einklang bringen. Denn nur auf diesem Wege können die Einzelheiten sich zum Ganzen und die Mannichfaltigkeit der Bilder sich zur wahren Einheit gestalten.

Aus dem Begriff, den wir aufgestellt haben, ergeben sich schon die verschiedenen Dichtungsarten: entweder erschafft das Genie eine Folge von Handlungen, oder schildert eine Folge von Empfindungen, die sich auf einen gewissen Zustand der Seele beziehen.

Ist der Gegenstand des Dichters eine Folge von Handlungen, so werden sie entweder erzählt oder drastisch dargestellt. — Diese Erzählung nimmt eine Menge von Formen an, vom epischen Gedicht bis zur Fabel und zur Ballade. Diese dramatischen Darstellungen sind eben so mannichfach in Hinsicht

der Form, die ihnen ihr Hauptcharakter und ihre Haupttendenz giebt, vom Trauerspiel bis zur Posse.

Will hingegen der Dichter nur Empfindungen und Gefühle, die sich auf einen gewissen Zustand und eine gewisse Lage des Menschen beziehen, ausdrücken und sie gleichgestimmten Seelen mittheilen, so entstehen, wie von selbst, die lyrischen Gedichte, von der Ode bis zum Liede, von der Elegie und der Romanze bis zum Sonnet und zum Epigramm.

Das beschreibende Gedicht und das lehrende oder didactische sind nur Abarten der vorigen allgemeinen Eintheilung, und wenn sie streng nur das leisten, was ihr Name bezeichnet, so haben sie in der Regel wenig poetischen Werth. Das beschreibende Gedicht so wie das didactische erhalten nur Reiz und Interesse in so fern durch Episoden sie sich den epischen oder lyrischen Gedichten nähern und von ihnen vieles erborgen. Thun sie dieses nicht, so wird das beschreibende Gedicht eben so frostig wie eine Landschaft ohne menschliche Gestalten oder Andeutung menschlicher Werke, und das didactische eben so trocken wie eine philosophische Abhandlung.

Wir haben gesagt, daß die Poesie ein freies Spiel der Phantasie und des Gemüths sei. Es giebt wenig Gedichte, wo beide Vermögen eine gleiche Höhe erreichen, und sich wechselseitig das Gleichgewicht halten: gewöhnlich hat eins von beiden ein entschiedenes Uebergewicht über das andere, und giebt der Dichtung sein eigenthümliches Gepräge. Nicht allein

hängt dieser vorherrschende Charakter von der Individualität des Dichters, von der Natur des Gegenstandes, den er behandelt, ab, sondern auch von der Form, welche er wählt. Das Gemüth erzeugt den lyrischen Schwung, und ergießt sich kräftig und reichhaltig in den Strom der Ode und des Hymnus; die Phantasie trägt, beflügelt und erhebt den epischen Dichter, doch müssen sie zu jeder genialen Schöpfung mit vereinter Kraft wirken, und durch ihre innige Verbindung und Durchdringung allein erreichen die Werke der Kunst eine gewisse Höhe und nähern sich der Vollkommenheit. Phantasie ohne Gemüth würde nur glänzende Bilder oder phantastische Träume vor uns vorbeiziehen lassen, die uns weder rühren noch ergreifen und erschüttern würden; Gemüth ohne Phantasie würde nur zu einer unbestimmten farbenlosen Schwärmerei der Gefühle führen, denen kein bestimmter Gegenstand vorleuchten würde.

Der Verstand und die Vernunft können und sollen nie in der Poesie die Phantasie und das Gemüth weder ersetzen, noch lähmen und bis zur Knechtschaft beherrschen; sie sind hier nicht die schaffenden sondern die sichtenden, ordnenden Vermögen; sie dienen nicht, Schönheiten hervorzubringen, aber Fehler zu vermeiden. Der Verstand urtheilt und richtet über die Theile und das Ganze eines jeden Werks, und wenn dieses Urtheil eben so schnell als richtig und gewissermaaßen instinctartig verfährt, so nennt man es Sinn

des Schönen oder Geschmack. Die Vernunft stellt die Begriffe, die Grundsätze, die Ideen auf, mit welchen ein jedes Kunstwerk verglichen werden muß, denen sich ein jedes, mehr oder minder, nähert, und nach welcher der Verstand seine Richtersprüche fällt. Ein Gedicht in einer jeden Gattung kann durch die Fülle der Phantasie und die Tiefe des Gemüths, aus welchen es hervorgegangen ist, sich auszeichnen, aber dabei den Geschmack beleidigen, den Verstand zurückstoßen, die Vernunft verletzen; hinwieder kann es vor dem Richterstuhl dieser Vermögen der Seele untadelhaft erscheinen, aber weder die Phantasie ergreifen oder mit sich fortreißen, noch das Gemüth bewegen und erschüttern; es wird einen negativen Werth haben, aber wenig positive Schönheit darbieten. Hätte man nur die Wahl zwischen beiden, so müßte man unstreitig die der ersten Gattung vorziehen. Allein große Dichter wissen allen Forderungen zu genügen, alles zu vereinigen, die Phantasie mit dem Verstande, das Gemüth mit der Vernunft zu versöhnen, und sich selbst bewußt oder unbewußt, drücken sie so ihren Schöpfungen das Siegel der Vollendung auf.

Alle schönen Künste, und somit auch die Poesie, haben dieses Gemeinschaftliche, daß sie ein Ideal irgend einer Art unter sinnlichen, charakteristischen, individuellen Formen darstellen. Alle haben also auch denselben Zweck, nämlich das Schöne oder das Erhabene hervorzubringen, und diese Gefühle in empfänglichen Gemüthern zu erregen. Die Natur und der

Mensch, in der ersten ein jeder Gegenstand, in dem andern ein jedes Vermögen, ein jeder Zustand, eine jede Handlung, haben ihre ideale Seite, oder vielmehr es leben im Menschen sich selbst erzeugende bewegende Ideen von dem was jede Schöpfung der Natur und jede Seite der Menschheit in ihrer größten Energie sein kann oder sein soll. Alle sinnlichen Formen, die sich in der Wirklichkeit darbieten oder die als möglich gedacht werden können, sind nur diesen Ideen mehr oder minder entsprechende Zeichen oder Ausdrücke. In der wechselseitigen Durchdringung und in der innigen Verbindung beider, der Idee und der Form, liegt das Wesen der Kunst. Ohne das von der Idee ausgehende Leben, welches allein der Form Bedeutung giebt, würde diese letztere leb- und sinnlos, von allem Interesse entblößt vor uns unbeachtet und unbemerkt vorübergehen; ohne das Charakteristische der individuellen Form würde die Idee aus der übersinnlichen Welt, in welcher sie ihre Heimath hat, nie heraustreten oder nur eine unbestimmte, neblichte, kalte, zerfließende Gestalt annehmen. Die höchste Reinheit und Energie der Idee, die höchste charakteristische Wahrheit der Form bildet das Ideal aller Künste, der Strebe- und Zielpunkt aller großen Künstler; obgleich es nicht zu verkennen ist, daß bei dem einen die Höhe, die Reinheit, die Energie der Idee mehr Bewunderung erweckt und verdient als die Individualität, Schönheit, Bedeutsamkeit der Formen, durch welche sie sich ausspricht,

und bei dem andern die Angemessenheit und Vollkommenheit der Formen ein entschiedenes Uebergewicht über die Energie der Idee haben.

Alle schönen Künste begegnen sich in diesem Zweck ihres Schaffens und ihres Bildens; sie unterscheiden sich nur wesentlich von einander in Hinsicht der Mittel, die einer jeden von ihnen zu Gebote stehen, um den gemeinsamen Zweck zu erreichen, und die gemeinsame Wirkung auf das Gemüth hervorzubringen. Die Natur dieser Mittel bestimmt die Grenzen und den Umfang der Sphäre, in welcher sie sich bewegen, und aus diesen Mitteln ergeben sich die Wahl der Gegenstände, die sie darzustellen vermögen, die Art der Darstellung und die Beschaffenheit des geistigen Genusses, den sie gewähren können. Bald erlauben diese Mittel, eine ganze Welt von Gegenständen dem Menschen vorzuzaubern; alles wirkliche und alles mögliche gehört dann zum Gebiete der Kunst, allein die Gegenstände derselben wirken nur vermöge der Phantasie auf die Sinne, und sprechen diese letzteren nie mit der Lebendigkeit und Kraft der Gegenwart an; bald verengen und beschränken die Mittel den Umriß des Kreises, innerhalb dessen die Kunst ihre Freiheit ausüben kann; die Zahl der Gegenstände, welche sie dann darzustellen vermag, ist viel geringer, weil sie nur vermöge sinnlicher Eindrücke die Phantasie ergreift, aber eben deswegen wirkt sie auf die Sinne mächtiger ein, und die Wesen die sie uns vorführt, haben bestimmte, ausdrucksvolle, hervortre-

tende Formen; das Leben scheint sie wirklich zu beseelen. Im ersteren Fall kann die Kunst einen großen Zeitraum in ihren Schöpfungen durchlaufen, und alle Momente einer Handlung und einer Begebenheit zu einem Totaleindruck verbinden, im anderen kann die Kunst nur Einen Moment auffassen und dem Auge darbieten; höchstens kann sie den vorhergehenden oder folgenden Moment andeuten. Die plastischen Künste, die Malerei und die Bildhauerei gehören, zu dieser letzten Categorie; die Tonkunst und die Poesie sind von der andern Gattung.

Allein die Musik hat nur die Macht der Töne in ihrer Gewalt, und so mannichfaltig, so reichhaltig sie auch sind, so sehr sie auch nach den Organen und nach den Werkzeugen, aus welchen sie hervortreten, ihren Charakter und ihr Wesen verändern, haben sie immer zwar etwas Unendliches, aber zugleich etwas Unbestimmtes, Schwankendes, leicht Verfliegendes, und erhalten nur von den Worten, die ihnen untergelegt werden, Bedeutung, Haltung und Bestimmtheit, und dies alles doch immer nur auf unvollkommene Weise. Die Poesie allein vereinigt in sich, als Mittel ihrer magischen Gewalt, die Macht der Worte und der Töne: sie versinnlicht durch die Bilder, welche der unerschöpfliche Schatz der Sprachen ihr darbietet, nicht allein alles was in der Sinnlichkeit wirkliches Dasein hat oder haben kann, sondern auch das Uebersinnliche; sie gestaltet die Wesen in der Phantasie als wären sie dem Auge gegenwärtig. Sie thut mehr:

durch melodische Zusammensetzung der harmonischen Töne der Worte mahlt sie dem Ohr was das Auge schon wahrgenommen hatte, und die Abwechselungen des Versbaues, der Rhythmus der Sprache, die Form der Strophen vervielfachen ihre Darstellungsmittel ins Unendliche. So behauptet sie den ersten Platz auf der Stufenleiter der Künste; wenn sie auch in Hinsicht der Intensität der Eindrücke für gewisse Gegenstände ihren Schwestern nachsteht, so überflügelt sie sie doch alle vermöge der Unermeßlichkeit ihrer Sphäre, die alle Räume und alle Zeiten in sich begreift.

Jedem aufmerksamen Beobachter der menschlichen Natur kann es nicht entgehen, daß es zwei Hauptarten giebt, die Wesen und die Gegenstände die uns gegeben sind, so wie die welche wir erschaffen, aufzufassen, zu beurtheilen und darzustellen. Die eine ist objectiv, die andere subjectiv; in der einen beziehen wir unsere Vorstellungen auf die Dinge selbst, um ihre Eigenschaften zu erkennen; wir treten aus uns selbst heraus, um die Welt, die sich in uns abspiegelt, und die Welt, die aus uns selbst hervorgeht, an sich anzuschauen; in der andern beziehen wir alle Wesen und alle Gegenstände auf unsere sinnliche Empfindung, auf unsere Phantasie, unser Gemüth; wir betrachten sie nicht mehr in ihrem unabhängigen Dasein, sondern in ihrem Verhältniß zu unserer eigenen Individualität, in ihren Wirkungen auf unsere innere Stimmung, auf unser Vorstellungs- und Empfindungsvermögen, auf unser Wohl und Wehe. In

dem ersten Gesichtspunkt ist die Anschauung vorherrschend, in dem andern die Reflexion. Diese zwei verschiedenen Arten der Thätigkeit der Seele offenbaren sich auch in den Künsten, und vor allen in der Poesie; entweder werden die Wesen, welche die Phantasie hervorbringt, die Handlungen und die Begebenheiten, die sie erdichtet, dargestellt mit ihren charakteristischen Zügen, ihren frischen Farben, ihrer lebendigen Bewegung, als wären sie wirklich gegenwärtig, als hätten sie ein reelles Dasein; oder die Phantasie zaubert uns nur gewisse Wesen und gewisse Handlungen vor, um die Seele in einen gewissen Zustand zu versetzen, und die Darstellung beschränkt sich auf die Gefühle, die Gedanken, die leidenschaftlichen Aufwallungen, die dieser Zustand mit sich führt, und die sich aus ihm ergeben.

Diese zwei Haupttendenzen, diese zwei verschiedenen Charaktere aller Poesie, die Objectivität und die Subjectivität finden sich nie ganz ausschließlich, aber mehr oder minder hervorstechend, bei allen Völkern und in jeder Litteratur. Nach dem verschiedenen Alter der Nationen oder nach der Individualität und der Lage des Dichters, tritt bald die eine, bald die andere mehr hervor. In den ersten Perioden der Geschichte der Menschheit, in der Jugend der Gesellschaft, geht die Bewegung des Menschen von Innen nach Außen. Er lebt in der Natur und für die Natur; die äußere Welt ist Alles in seinen Augen; er vertieft sich in die Gegenstände und Begebenheiten,

die ihn umgeben, oder die er selbst schaffend außer sich projectirt, und mit welchen er sich umgiebt. In dieser Periode erscheint Alles dem Menschen so frisch, so lebendig, so scharf gezeichnet, so kräftig gestaltet, wie er selbst. Was er empfängt und was er hervorbringt soll auf seine Sinne mächtig einwirken, und sich ihm sinnlich offenbaren. In dieser Periode nimmt der Dichter die Farbe seiner Zeit an; es ist die Jugendblüthe der Poesie. Die Objectivität allein waltet und wird allein gesucht, geschätzt und bewundert. Später kehrt der Mensch in sich zurück, seine Kraft bewegt sich von Außen nach Innen, er beobachtet und schaut vorzugsweise was in ihm selbst vorgeht an, er schafft in sich eine eigene Welt, er fordert von der Phantasie weniger Eindrücke als Gefühle, und die Darstellung der letzteren ist ihm das Höchste, das Liebste in der Kunst. Die Poesie gewinnt an Subjectivität und verliert an Objectivität.

Das Uebergewicht bald der einen bald der andern Art der Poesie, nämlich die objective oder subjective Darstellung, hängt von der Periode des Lebens eines Volks, in welcher der poetische Genius sich offenbart, ab. Es geht den Nationen wie den Einzelnen. Die Jugend hat andere Bedürfnisse, einen andern Charakter, eine andere Darstellung, und führt eine andere Sprache als das reifere Alter. Daher die objective Poesie in der griechischen Litteratur sich ausschließlich und in einer hohen Vollkommenheit ausspricht, und daher zeigt die römische Litteratur, viel

später entstanden, weniger Objectivität, obgleich sie sich der griechischen nachgebildet hat.

Allein die Objectivität und die Subjectivität der Poesie hängt zu allen Zeiten und bei allen Völkern von anderen Ursachen ab. Die Natur der Neigungen, der Denk- und Empfindungsart, des äußern und des innern Lebens eines Volks, die Farbe der Gegenstände, welche die Poesie darstellt, die Form die sie wählt, die Wirkung die sie hervorbringen will, die Individualität des Dichters selbst und die vorherrschende Stimmung seines Gemüths und seines Geistes üben einen entschiedenen Einfluß auf die Haupttendenz, welche diese Kunst bei einem Volke annimmt, und auf die eigenthümliche Gestaltung ihrer Schöpfungen aus.

Die südlichen Völker, im Schooße einer freigebigen, freundlichen, anmuthigen Natur, in einer milden, gleichmäßigen, erwärmenden Luft, unter einem heitern Himmel im überströmenden Licht der Sonne wandelnd, athmen gewissermaaßen Freude und Schönheit ein, treten gern aus sich selbst oder vielmehr kehren nur sehr selten in ihr Ich zurück, stets angezogen von den reizenden Eindrücken, die von allen Seiten ihnen zufließen. Die Sinne und die Phantasie sind bei ihnen vorzugsweise beschäftigt; es genügt ihnen die äußere Welt anzuschauen, und selten sind sie geneigt, ihrem Innern das innere Auge zuzuwenden um sich selbst fühlend, denkend, handelnd zu beschauen und zu beobachten. Ihre Künstler und

ihre

ihre Dichter theilen ihre Ansicht mit ihnen, und entsprechen ihren Forderungen, indem sie ihnen eine Welt von objectiven Dichtungen und von individuellen Wesen zauberisch vorspiegeln. Dieses finden wir in der alten Welt bei den Griechen, in der neueren Zeit bei den Italienern, den Spaniern, den Franzosen. Das Leben fließt diesen Völkern so leicht dahin, wie das Blut in ihren Adern; in ihren Gedichten und Gesängen scheinen wirkliche Gestalten, Handlungen, Begebenheiten sich anmuthig zu bewegen, doch mit dem Unterschiede, daß in Italien die reine Phantasie allein, in Spanien Phantasie mit mehr Gemüth vermischt und versetzt, in Frankreich das Spiel des Witzes und der Laune den vorherrschenden Charakter auszumachen scheint.

Die nördlichen Völker haben im Allgemeinen ein ernsteres, in sich gekehrtes, mehr reflectirendes Wesen; so wie die ihnen zu Theil gewordene Natur eine ernste, düstre, strengere Gestalt und Farbe darbietet. Der Himmel lacht sie selten an, er verkauft ihnen zum Lohne für eine schwere Arbeit was er den südlichen Völkern freigebig schenkt; er giebt ihnen viel Bedürfnisse und erleichtert ihnen nicht die Mittel dieselben zu befriedigen. Statt in freier Luft, wie ihre glücklichen Brüder, ihre Beschäftigungen zu treiben und ihre Vergnügungen zu suchen, müssen sie sich in finstern Mauern gegen die Natur schützen und verwahren. Daher greift der Mensch in den nördlichen Ländern gern in seinen eigenen Busen, lebt von seinem

eigenen Wesen, läßt in seinem Kopf und in seinem Herzen eine Welt von Gefühlen und Bildern aufgehen, und seine Dichter, mit ihm verwandt, kommen ihm hier entgegen; im Norden unterscheidet sich die Poesie durch einen eigenthümlichen Charakter, in ihr wird Alles bezogen auf den Menschen, auf die Art wie die Dinge ihn bewegen, und die Subjectivität gewinnt die Oberhand. Dieses Gepräge trägt vor allen andern die deutsche und die englische Litteratur, obgleich Beide Kunstwerke aufweisen können, die sich durch eine schöne Objectivität auszeichnen.

In einer jeden Periode der Cultur des Menschengeschlechts, und bei allen Völkern, sie mögen mehr Neigung und Anlagen zu der einen oder der andern Gattung der Poesie haben, entscheidet die Form und die Natur des Gedichtes, ob sie der einen oder der andern Art sich anschließen und gehören. In der epischen und dramatischen Dichtkunst, wo die Handlung und die handelnden Personen mit individuellen Zügen vor uns auftreten und wo der Zweck des Dichters nur dann erreicht ist, wenn die Darstellung uns so ergreift wie es die Gegenstände selbst thun würden, muß die Poesie die höchstmögliche Objectivität erreichen. Hingegen in der lyrischen und elegischen Dichtungsart, wo der Dichter seine eigenen Gefühle, Empfindungen, Vorstellungen schildert und mit lebendigen Farben ausmahlt; wo alles darauf ankommt, den Zustand des Gemüths zu vergegenwärtigen, und wo die Handlung oder die Begebenheit

nur zu den Bewegungen des Innern im Menschen den Impuls giebt, muß sich die Poesie zur Subjectivität hinneigen, oder vielmehr einen rein subjectiven Charakter annehmen. Beide Arten von Dichtung würden ihre Wirkung verfehlen, unangemessen, ja schülerhaft erscheinen, wenn die eine die Sprache der andern führte und wenn beide, ihren Zweck vergessend, und ihre Mittel verkennend, wechselseitig ihr Gebiet überschritten um in dem ihnen fremden Gebiet ihr Spiel zu treiben. Allein nach den oben bezeichneten Eigenthümlichkeiten der südlichen und nördlichen Poesie wird es bei einem Volke mehr als bei dem andern, Dichter geben, die entweder die epische und dramatische Dichtung pflegen oder ihrer individuellen Stimmung gemäß die lyrische und die elegische Form vorzugsweise wählen. Es wäre aber einseitig und ungereimt, zu behaupten, daß bei einem jeden Volke, welches sich zu hoher Cultur emporgeschwungen hat, und dessen poetische Ader reichlich und mit üppiger Fülle schlägt, welches auch das Vorherrschende bei ihm sein mag, nicht alle Arten von Dichtung sich vorfinden könnten und sollten.

Bei den Griechen, die in allen Künsten, und auch in der Poesie, das freie Plastische liebten und die Schöpfungen ihres Genius in die äußere Welt unter lebendigen Formen mit individuellen Zügen hervorgehen ließen, haben Pindars Lyra, Moschus und Bions elegische Harfe, ja die Tragiker selbst in den Chören, und besonders Euripides, Anklänge von reflectirender Poesie

und verkünden das tief bewegte Gemüth des Dichters. Dieses ist noch mehr der Fall bei den Römern. Nicht allein in Lucrez didactischem Gedicht, sondern auch in Horazens munteren Liedern, so wie in seinen ernsten Gesängen, in Tibulls Liebesseufzern, ja selbst in Virgil trifft man öfters auf Stellen, wo die dargestellten Gegenstände auf das Innere des Dichters bezogen werden und wo er die Geheimnisse, die Wunden und die Freuden seines eigenen Herzens verräth. Hinwieder bei den neuern, wo das Subjective von allen Seiten hervortritt, und wo das Gemüth des Dichters entschieden die Oberhand über alle andere mitwirkende Vermögen der Seele hat, zeichnen sich Dante, Ariost, Tasso am italienischen Himmel durch reine, hervorstechende Objectivität aus, so wie Cervantes, Lopez de Vega und Camoens in der pyrenäischen Halbinsel, Lafontaine, Moliere, Racine in Frankreich, die unbekannten Verfasser des Nibelungen Liedes und des Reinecke der Fuchs in der ältern, in der letzten Zeit vor allen Göthe in Deutschland, so wie Shakespeare in England.

Aus allen diesen Beispielen bewährt sich die Ansicht, daß weit mehr als alle andere, die Richtung und den Ton eines Dichters bestimmende Ursachen, und öfters ihnen entgegen, der individuelle Charakter des Dichters und die aus seinen Schicksalen entstandene vorherrschende Stimmung seines Gemüths den Ausschlag geben, um seinen Werken ein objectives oder subjectives Gepräge zu ertheilen.

Die Litteratur eines Volks, und zumal dessen Poesie, ist und muß immer der gesteigerte und ideale Ausdruck seines National-Charakters, seines eigenthümlichen Genius sein. Der Dichter trägt immer die Farbe seiner Nation, und auch, wenn er ihr voreilt und höher als sie steht, kann und darf er nie seinen Ursprung verläugnen noch seine Nationalität verwischen; wäre es anders, so würde er aus Mangel an Wahlverwandtschaft mit seinem Volke ihm fremd bleiben, weder von demselben geliebt noch bewundert, isolirt dastehen, ohne das Volksleben in sich aufzunehmen und seinerseits in dasselbe einzugreifen. Noch weit mehr empfängt der Dichter die Einwirkung seiner Zeit, der ihn umgebenden Welt, des geistigen und moralischen Zustandes der bürgerlichen Gesellschaft, und der Form welche die Civilisation in einer gegebenen Periode annimmt. Er empfängt diesen Einfluß mittelbar, indem sein Volk mehr oder minder der steten Einwirkung dieser Ursachen unterworfen ist, aber er empfängt ihn auch unmittelbar, indem die Zeitgeschichte ihn trägt und die Gestalten derselben, die sich um ihn bewegen, die Gestaltung seiner eigenen Phantasie bestimmen. Je mehr nun zwei große Abschnitte der Zeit von einander auffallend verschieden sind und in allen Verhältnissen des Lebens als ungleichartig, und sogar als entgegengesetzt erscheinen, je mehr müssen auch nothwendig, bewußt oder unbewußt, die Dichter in zwei solchen ganz divergirenden Perioden in jeder Rücksicht

von einander abweichen und eine ganz eigene charakteristische Physiognomie haben.

Zwei solche sich ganz entgegenstehende Abschnitte bildet die civilisirte Welt der Griechen und die aus den Trümmern des römischen Reichs, aus der Allgewalt der nordischen Völker sich allmählich herausarbeitende, fortgehende, bis zu ihrer jetzigen Höhe geschrittene neuere Welt.

Wenn man diese beiden Welten, aufmerksam mit einander vergleicht, und diese Vergleichung durch alle Verzweigungen des Lebens verfolgt, so wird die totale Verschiedenheit, ja die Entgegensetzung beider auffallend erscheinen. Von den materiellen Bedingungen der bürgerlichen Gesellschaft an, bis zu der höchsten geistigen moralischen Entwickelung, hat sich in beiden Alles anders gestaltet, so daß sie nur wenige Berührungspunkte und Aehnlichkeiten darbieten. Nicht allein wird im ganzen civilisirten Europa der Boden auf eine andere Art mit anderen Mitteln, zu anderen Zwecken angebaut; neue Gewerbe sind entstanden; alte bekannte Stoffe werden anders verarbeitet; neue sind entdeckt worden; beständig wechselten die Werkzeuge der Arbeit, so wie die Formen derselben. Der Handel eröffnete sich Bahnen durch alle Meere, und, statt nach dem Lauf der Sterne die Küsten furchtsam mit langsamer Vorsicht zu befahren, verband er mit eben so viel Kühnheit als Kunst alle Welttheile; noch mehr: in beiden Perioden nahmen die öffentlichen Gebäude, die Privathäuser,

das Innere der Wohnungen, die Art sich zu kleiden, zu nähren, zu ruhen, die Eintheilung der Zeit, die Verwendung der Tage und der Nächte, die Freuden und die Vergnügungen, mit einem Worte die ganze Lebensweise, von einander ganz abweichende Richtungen und Gestalten an.

Alle diese so scharf contrastirende Verschiedenheiten der alten und der neuern Zeit lassen sich sehr leicht erklären, und ergeben sich wie von selbst aus einer nähern und gründlichern Bekanntschaft mit der Natur, aus den davon abhängenden Fortschritten der mechanischen Künste und einer verständigen Anwendung der physischen Wissenschaften. Allein diese Verschiedenheiten haben nicht so tief in das Wesen der Menschheit eingegriffen als andere höher liegende Ursachen, die den Grundsätzen, den Ideen, den Empfindungen, den Gefühlen, den Handlungen einen eigenthümlichen Charakter einprägten. Hierzu gehört vor allem die Religion und die mit ihr im engen Zusammenhang stehenden Verhältnisse der beiden Geschlechter, des häuslichen Lebens, der Geselligkeit, die politischen Formen der Verfassung und der Verwaltung der Staaten. So wie die mannichfaltigen Farben des Polytheismus sich auf alle Theile der alten Welt abdrucken, so kann man mit Recht sagen, daß die neue Welt aus dem Christenthume hervorgegangen ist, daß sein Geist so wie seine Lehren in alle Adern des Lebens sich ergossen haben, und

in allen Aeußerungen und Erscheinungen desselben wahrgenommen werden.

Dort eine rein sinnliche Religion, sie mochte nun die Kräfte der Natur unter ihren eigenen Formen oder in symbolischer Form und in personificirter Menschengestalt aufstellen — eine Religion die nur in die materielle Welt eingreift, durch ihre Feste, ihre Opfer, ihre Gebräuche, ihr Priesterthum, alle ihre Einrichtungen, diese Welt verherrlicht oder verfinstert, erheitert oder trübt — eine Religion, die das Aeußere allein berücksichtigt, an das Innere im Menschen keine Ansprüche macht, weder durch bestimmte Lehren ihm Erkenntnisse giebt, noch durch feste Vorschriften seinen Willen leitet und seine Leidenschaften bezähmt, und nur in wandelbaren Sagen besteht — eine Religion endlich, die keinen andern Zweck zu haben scheint als den Menschen über sein Thun und Treiben zu beruhigen, indem sie die Gewalt des Schicksals auf Kosten der Freiheit geltend macht, und nur dazu dienen will, das sinnliche Treiben zu beleben, zwar auf einen andern Zustand nach dem Tode auch hinweiset, aber diesen Zustand der jetzigen Existenz nachbildet, und nur materiellen Genuß zur Belohnung der Guten, so wie physische Leiden zur Bestrafung der Bösen kennt.

Hier eine Religion, die von den verschiedenen Formen des Polytheismus himmelweit verschieden, mit demselben einen vollkommenen Gegensatz bildet, eine Religion die, auf heilige in todten Sprachen abgefaßte

Bücher gegründet, auf der einen Seite eine positive Lehre enthält, unabänderlich alle Zeiten zu überleben bestimmt, und auf der andern dem Geist, der den Sinn dieser Bücher erforschen soll, eine die Cultur befördernde Pflicht auflegt — eine Religion, die, aus der übersinnlichen Welt hervorgegangen, sich auch auf die übersinnliche Welt bezieht, und obgleich sie sinnliche Symbole nicht verschmäht, und sich in der sinnlichen Welt durch Thatsachen offenbart hat, doch der Sinnlichkeit und allem was sie mit sich führt den Krieg erklärt, und alles Endliche nur als eine zum Unendlichen führende Stufe betrachtet. Der äußere Mensch ist nur in ihren Augen als Ausdruck, Sinnbild, Sprache des innern wichtig; das Innere im Menschen allein hat für sie einen großen, heiligen, ewigen Werth. Die Intelligenz, das Gemüth, das Herz, der Wille sind ihr eigentlicher Wirkungskreis und allein ihres heilsamen Einflusses würdig. Sie giebt der Intelligenz durch den Glauben einen festen Stützpunkt und ein unverrücktes Ziel, dem Gemüth Ahnungen, Hoffnungen, Gefühle höherer Art, und erhebt es zum Unsichtbaren und zum Unendlichen, als zu seiner eigentlichen Heimath; sie reinigt, veredelt das Herz und drückt der Liebe ein heiliges Siegel auf; sie legt dem Willen ein freiwilliges Joch auf, beugt ihn unter ein unbeugsames Gesetz, schreibt ihm strenge unabänderliche Regeln seines Thuns und seines Lassens vor, ertheilt ihm zugleich einen sichern Maaßstab, seine Hand-



lungen und seine Richtungen zu beurtheilen, und indem sie das Schwierigste ihm gebietet, fordert sie, daß Liebe allein es eingebe, erleichtere, verherrliche. Um das große Werk zu vollenden, verheißt sie dem mit Festigkeit Entsagenden, beharrlich Kämpfenden, muthig Ertragenden, mit Ergebung Leidenden, heiter und freudig Sterbenden, eine ungetrübte, endlose, vollkommene Glückseligkeit, das Heil der Seele. Dies alles offenbart sie dem Menschen in einer einfachen, erhabenen Sprache, unter leicht aufzufassenden lebendigen Bildern. Sie knüpft das Unsichtbare an sichtbare Zeichen, verleiht dem Uebersinnlichen sinnliche Gestalten, verbindet ihre Lehren mit Thatsachen der Geschichte; diese Thatsachen sind Handlungen, diese Handlungen sind eben so charakteristisch als es die Personen sind, von welchen sie ausgehen, und über alle diese Personen erhebt sich der persönliche Gott. Der Gottesdienst den sie anordnet, prunklos und bescheiden, empfiehlt sich nur durch seine geheime Bedeutsamkeit, und die Gesinnungen des Dienenden verleihen ihm allein Leben und Würde. Ihre feierlichen Gebräuche sprechen weder die Sinne noch die Phantasie an; ihre Feste verewigen unvergeßliche Begebenheiten, aber sie erborgen nichts von den äußeren Umständen, unter welchen sie begangen werden; sie werden eben so gut in einem Dorfe als in einer reichen Stadt gefeiert, ihr Wesen bleibt immer dasselbe. Doch läßt diese Religion es den Menschen frei, den Gottesdienst mit prachtvollen, schönen, erhabenen

Formen zu umgeben, wenn es nur dem Wesentlichen ungefährdet und unbeschadet geschieht. Sie kann sich mit allen Schätzen der Natur und der Kunst verschwistern, und alle Kräfte so wie alle Talente aufbieten, um die ewigen heilbringenden Ideen, die sie verkündet, auf das Herrlichste dem Auge und dem Ohre zu gestalten; auch haben es die Völker öfters versucht und mit Glück erreicht.

Die Schöpfungen der Kunst, die der Religion und dem Gottesdienst der Griechen und der Römer dienten, sind eben so verschieden von den Werken der Kunst, welche das Christenthum zu seiner sinnlichen Verherrlichung erschaffen und herbeigeführt hat, als die beiden Religionen in Hinsicht ihres Geistes, ihrer Lehre, ihres vorherrschenden Charakters entgegengesetzt sind. Die Tempel der Alten tragen das Gepräge der sinnlichen Schönheit; sie erheben sich auf Säulen mit Anmuth und heiterer Leichtigkeit, und auch da wo sie die Eindrücke von Würde und Majestät geben, bleiben sie dem Erhabenen fremd. Sie sind von oben erleuchtet; das Licht strömt durch alle ihre Theile, und alles ist in denselben nicht auf die Gegenwart des Volks, sondern auf die Opfer berechnet. In den christlichen Tempeln mußte alles zum Geistigen, Uebersinnlichen führen; sie sollten ein sinnliches Abbild der unsichtbaren Welt seyn, die Bedürfnisse eines frommen Gemüths und einer keuschen, zum Himmel gerichteten Phantasie forderten sie, und das Genie entsprach diesen Forderungen. In

den sogenannten gothischen Kirchen scheint alles bestimmt, die Seele der Erde zu entrücken und mit großartigen überirdischen Gefühlen zu erfüllen. Die hochanstrebenden Spitzbogen, die kühnen Gewölbe, die riesenhaften Massen, die tiefen und breiten Schiffe, das Helldunkel der bemahlten Scheiben, die das Licht der Sonne mildern und brechen; die in den blauen Himmel sich verlierenden Kuppeln und Thürme, alles vereinigt sich in denselben, um Empfindungen eigener Art hervorzubringen, um dem menschlichen Geist ein Vorgefühl des Unermeßlichen, Ewigen, Unendlichen zu geben, ihm das Geheimnißvolle der Religion anzudeuten und die Mittel an die Hand zu geben, sich in eine geheime Ahnung des erhabenen Sinnes der Mysterien des Christenthums zu verlieren und zu versenken. Wenn man die Dome von Cöln, von Mailand, von Straßburg und von Freiburg anschaut, so findet man sie dergestalt der übersinnlichen Tendenz des Christenthums angemessen, daß man sie für heilige von einer göttlichen Hand selbst angegebene Hieroglyphe halten möchte, und es wäre eben so schwer zu begreifen, wie man in einer gothischen Kirche den Göttern des Olymps huldigen, als in einem antiken Tempel der Juno oder der Venus das unendliche Wesen verehren und anbeten könnte. In den Kirchen, die den Basiliken der Alten, wo die Versammlungen des Volks stattfanden, und die Gerichtshöfe ihre Sitzungen hielten, nachgebildet sind, bezieht sich freilich alles mehr auf die Gemeine, auf ihren Unter-

richt und Belehrung durch Predigt, Gebet und Gesang, als in den gothischen Gebäuden. Aber auch dort hat alles ein geistiges Gepräge: die Sinne werden nur angesprochen, in so fern es nöthig ist, um Gefühle und Ideen anzuregen.

Auch die andern Künste, die zur Verschönerung der Kirchen oder zur Verherrlichung des Gottesdienstes in den christlichen Ländern dienen, haben etwas Eigenthümliches, etwas von den Werken der Alten Verschiedenes. Bei diesen haben die Schöpfungen des Meißels mehr großartige Ruhe als lebendigen Ausdruck der Leidenschaft und der Empfindung: wenigstens ist bei ihnen das erstere vorherrschend; das Gegentheil ließe sich von Schöpfungen derselben Gattung in der christlichen Welt behaupten. Wenn in der letztern die Macht der Töne und die magische Gewalt des Pinsels mehr zur Belebung der Religiosität als im Heidenthume beitragen und angerufen wurden; wenn in dieser Hinsicht die Bildhauerei gegen die Malerei und die Musik nachsteht, so ist es vielleicht, weil der Meißel nur bestimmte, scharf bezeichnete, endliche, rein sinnliche Formen hervorbringt, hingegen die Kunst des Malers neben solchen bestimmten Formen durch das Spiel der Farben, den Zauber des Colorits, die Täuschungen der Perspective, die Phantasie auf kühnern Flügeln in das Unermeßliche versetzt, und weil die Musik vermöge einer gewissen, von ihr unzertrennlichen Unbestimmtheit mit dem Unendlichen näher verwandt, das Gemüth mit demselben vertrauter macht.

Die wesentliche Verschiedenheit des Christenthums vom Polytheismus hat eben so wesentliche Verschiedenheiten in alle Verhältnisse des Lebens herbeigeführt, und alles trägt in der Welt, die aus den Trümmern des abendländischen Reichs hervorgegangen ist, einen andern Stempel, eine andere Form, einen andern Charakter als in den heidnischen Staaten. Die christliche Religion mit ihren alles umfassenden Lehren, ihren alle Handlungen bestimmenden Gesetzen, ihren ewigen alle irdische Interessen überflügelnden Hoffnungen, erstreckte ihren mächtigen Einfluß auf alles was der Mensch thun oder lassen soll, erschaffen oder empfangen kann. Der Himmel nahm eine neue Gestalt an und die von ihm ausgehende Kraft gab der Erde eine neue Gestalt; ein, Alles durchströmendes Licht verlieh allen Erscheinungen der Natur und der Gesellschaft einen neuen Glanz, und ließ bis dahin unbekannte oder unbeachtete Seiten der Menschheit hervortreten. Das Mittelalter bildete sich mit allen seinen Eigenthümlichkeiten, und welcher auffallende, scharfe, sich über Alles erstreckende Contrast zeigt sich nicht zwischen seinen tapferen, frommen, schwärmerischen Edeln, die ihr stolzes, einem jeden Joche widerstrebendes, Haupt unter die Hand der Priester beugten, den Königen mit freier Ergebung dienend, obgleich als Ritter den Königen gleich, jahrelang dem Ruhme nachjagend, um den Preis der Minne zu erhalten, — und den Helden Griechenlands und Roms, die, ihrer persönlichen Freiheit

und ihrer persönlichen Ehre weniger Werth beilegend, nur für die Unabhängigkeit und den Ruhm der Vaterstadt kämpften, keine andere Unsterblichkeit kannten als die des Gemeinwesens, die nur dem Genuß der Sinne fröhnend, den Frauen selten mit der ihnen schuldigen Hochachtung, noch mit wahrer Liebe huldigten; die ihren Göttern nur durch Opfer und Spiele dienten und nach den Freuden des öffentlichen Lebens gern in ihren wollüstigen Wohnsitzen ausruhten und schwelgten, statt daß die Ritter, auf ihren hohen Burgen, in der Mitte der Wälder, am Ufer der Seen und der Flüsse einsam nach vollbrachten Thaten ihre Tage im engen Kreise der Familie zubrachten, von dort herab in die ihnen gehörige angebaute oder wilde Ebene schauten oder herunterkamen, um Neues zu unternehmen. Welchen Contrast bieten nicht die Fehden der geistlichen und weltlichen Gewalt, die Kreuzzüge mit ihrer Begeisterung, ihrem idealischen Schwunge, die prachtvollen, allgemeine Theilnahme durch die ganze Christenheit verbreitenden Turniere, die Gewalt der Sitte die über die Gesetze sich erhob, die sonderbare Mischung von kriegerischer Gesinnung, religiösem Eifer und glühender Liebe, welche das Ritterthum darbot; die späteren Kämpfe der freien Städte und der hochherzigen Bürger mit dem freien und ehrsüchtigen Adel, gegen den Argonautenzug und den trojanischen Krieg, die ersten Blüthen des Heroismus in der Welt der Alten; gegen ein Priesterthum, welches der Regierung diente, und von ihr

nur als ein politischer Hebel betrachtet wurde, gegen Staaten, wo alles was das Gesetz nicht gebot oder verbot gleichgültig und erlaubt erschien, und die Sitte den wilden Trieben der Natur keine Schranken setzte, und wo die Schauspiele theilweise in körperlichen Uebungen des Werfens, des Laufens, des Fahrens oder in den blutigen Kämpfen der Gladiatoren und der wilden Thiere bestanden, gegen eine Welt wo man nur herrschende Bürger mit erkohrnen Patriziern und keinen Adel kannte.

Aus dem, der alten Welt in jeder Hinsicht entgegengesetzten Mittelalter hat sich die Civilisation der letzten Jahrhunderte mit ihren glänzenden und ihren finstern Seiten allmählich ergeben. Obgleich sie vieles vom Mittelalter geerbt hat, und theilweise ihre Institutionen, ihre Gesetze, ihre Verhältnisse, ihre Gebräuche tief eingreifende Spuren der vorhergehenden Zeit darbieten, so haben ihr doch theils der natürliche Gang und die nothwendige Entwickelung der menschlichen Dinge, theils große Entdeckungen, Erfindungen und weltberühmte Begebenheiten eine eigenthümliche Farbe gegeben und ein eigenes Gepräge aufgedrückt. Aber so sehr sie sich auch in vielen Rücksichten vom Mittelalter unterscheidet, so ist sie doch noch in ihren Formen weit mehr von der Welt der Griechen und Römer verschieden.

Die christliche Religion, als Gegensatz des Polytheismus, ist sich gleich geblieben in ihrer Wesenheit so wie in ihren Wirkungen; allein sie hat sich in zwei

Haupt=

Hauptabtheilungen verzweigt, und diese Zweige haben wieder eine Menge Aeste getrieben. Der Katholicismus, der Cultus der Phantasie und der Sinne, der seinen Lehren die Autorität zum alleinigen Stützpunkt giebt, und dem Unsichtbaren einen sichtbaren Körper verleiht, der es eher verschleiert und verdeckt als dessen Offenbarung befördert, hat vermöge der Reformation neben sich das Urchristenthum auftreten sehen, welches von der Freiheit der Untersuchung und des Glaubens ausgehend, keine menschliche Autorität in göttlichen Dingen anerkennt, sich auf Thatsachen und nicht auf Bilder gründend, weit reiner und übersinnlicher erscheint als die früher herrschende Kirche, und den Verstand mehr anspricht, die Vernunft mehr befriedigt, ohne sie jedoch über das Wort Gottes zu setzen. Diese Freiheit, diese Selbständigkeit des menschlichen Geistes in Hinsicht der Religion haben ihm auch in allen anderen Gebieten einen unabhängigen Schwung gegeben, der eine große Mannichfaltigkeit der Ansichten, der Ideen und der Grundsätze erzeugt hat, und auf alle materielle, so wie auf die geistigen Bedeutungen der heutigen Cultur, einen starken und immer mehr umfassenden Einfluß gehabt hat.

Neben dieser Hauptbegebenheit ereigneten sich andere, die den großen Abstand der jetzigen Welt von der Welt der Alten vollendeten und ihn durch scharfe und unauslöschliche Züge bezeichneten. Die Entdeckung von Amerika und des neuen Weges nach

Indien um das Vorgebirge der guten Hoffnung erweiterten nicht allein den Markt der Gewerbsamkeit, sondern auch den Gesichtskreis aller Wissenschaften, und setzten den allgemeinen Welthandel an die Stelle des beschränkten furchtsamen Küstenhandels der Alten. Die Anwendung des Schießpulvers auf den Krieg trug das Ritterthum so wie die Kriegskunst der Alten zu Grabe. Die Wissenschaft und das Genie entschieden die Schlachten mehr als die persönliche Tapferkeit. Die Buchdruckerei mit beweglichen Lettern vervielfältigte ins Unendliche die Mittel des Unterrichts und der Bildung, und verbreitete sie unter alle Klassen der Gesellschaft. Das Lesen wurde ein allgemeines Bedürfniß und der todte Buchstabe ersetzte allenthalben nur zu sehr die eigene Anschauung und das lebendige Wort.

Alle diese tief einwirkenden Ursachen, mit der einflußreichen Gewalt der Religion und den aus dem Mittelalter herstammenden Verhältnissen, haben dermaaßen die Welt verändert, daß die neueren Zeiten keine Aehnlichkeit mit den früheren Jahrhunderten haben, und in allen Beziehungen sich wesentlich von ihnen unterscheiden.

Jetzt werden alle Arten von Production und Gewerbe von freien Männern betrieben, und als Folge davon ist die Arbeit in das Unendliche getheilt worden. Ein jeder wählt seinen Stand wie es ihm seinen Kräften, seinen Neigungen und den Umständen angemessen scheint. Auch derjenige, der kein Ver-

mögen besitzt, gehört keinem andern Menschen im strengen Sinn des Worts zu: seine Person so wie seine Zeit bleiben sein Eigenthum, und er entscheidet allein über den Gebrauch beider. Bei den Alten beruhete der ganze Mechanismus der Gesellschaft auf der Sclaverei, eine jede productive Arbeit wurde von den Sclaven beinahe ausschließlich verrichtet. Millionen Menschen büßten ihre Persönlichkeit ein, und wurden als Sachen behandelt, damit die kleinere Anzahl um so unabhängiger und ungebundener leben könnte. Freilich hat die Leibeigenschaft lange in der christlichen Welt eine drückende Anomalie gebildet, aber auch diese Fesseln sind gebrochen oder gelöset worden.

Bei den Alten waren die Frauen auch da, wo sie am besten behandelt wurden, in einen Zustand der Unterthänigkeit und drückender Zurücksetzung gestellt: in einem großen Theil der damaligen Welt, wo die Vielweiberei gebräuchlich war, wurden sie in der That als Sachen angesehen, gekauft und verkauft; in Griechenland wurden sie zwar nicht als Sclaven betrachtet, aber doch in den Gynäceen von allem Umgange mit Männern abgesondert und ausgeschlossen; in Rom traten sie mehr in das öffentliche Leben ein, sie wurden geachtet und verehrt, aber ihr Verkehr mit dem andern Geschlecht war sehr beschränkt, und gemischte Gesellschaften fanden nicht statt. Die christliche Religion, die Religion der Freiheit und der Gleichheit in der geistigen Weltordnung, in Hinsicht der Heiligkeit der Rechte so wie der Pflich-

ten, hat die Würde der Frauen, indem sie ihnen die Einen so einräumt wie die Andern auflegt, hergestellt, sie hat beide Geschlechter erhoben und veredelt, indem sie den wechselseitigen Einfluß beider auf einander hervorrief und herbeiführte.

Dieser Umstand allein reichte hin, das häusliche und das gesellschaftliche Leben in der neueren Zeit himmelweit von dem was sie bei den Alten waren, zu entfernen. Bei ihnen war für die Freien das öffentliche Leben die Hauptsache, das häusliche stand im Hintergrunde und wurde vernachläßigt; es bot wenig Reiz und wenig Genuß. Bei uns hat die Familie ein entschiedenes Uebergewicht: die Bande die den Mann mit der Frau, den Vater mit den Kindern, die Geschwister unter sich verbinden, sind inniger, fester, vielseitiger geknüpft. Die Frauen, als Töchter, Gattinnen, Mütter, Schwestern, bilden den Mittelpunkt des häuslichen Kreises, und führen zur Belebung aller dieser Verhältnisse den Scepter der Sitte. Die Alten kannten nicht, und konnten das zarte, geistige, überirdische Gefühl der moralischen Liebe nicht kennen: der Besitz des Weibes war ihnen alles, die Minne war ihnen fremd. Dagegen zeigte sich schon im Mittelalter die Blüthe dieser edlen Leidenschaft, und noch jetzt trägt sie herrliche Früchte. Aus ihr entstanden die Gesellschaften, wo beide Geschlechter täglich zusammentreffen, in den Schranken der Sittlichkeit und des Anstandes einander näher gebracht, im leichten Umgange

sich frei bewegen und durch den Austausch ihrer Empfindungen, ihrer Ideen, ihrer Urtheile zu ihrer Ausbildung wechselseitig beitragen.

Die politischen Verfassungen und die Formen der Regierung haben nicht minder als die häuslichen geselligen Verhältnisse in dem neuern Europa eine andere Gestaltung erhalten, und einen eigenen Geist angenommen. Die Alten kannten nur absolute Monarchien, die mit wenigen Ausnahmen reine Despotien waren, oder Republiken. In diesen letzteren nahm das ganze Volk, das heißt alle Freien, mehr oder minder Antheil an der Leitung des Gemeinwesens. Die Demokratie war selten und nie auf lange Zeit, durch eine wahre, gegliederte, stark organisirte Aristokratie beschränkt, und in ihren wilden Bewegungen zurückgehalten: das demokratische Element hatte immer ein bestimmtes Uebergewicht, und aus seiner regellosen Kraft ging ein Zustand der Dinge hervor, in welchem der Staat, zwischen der Tyrannei des Volks und der Tyrannei eines Einzelnen hin und hergeworfen, mit der letztern endigte. Die altständischen Formen, wie sie sich aus der Entwickelung des germanischen Wesens, der Eroberung, der Art der Ansiedelung in den neuern Staaten ergeben haben; Formen, die sich mit den Fortschritten der Civilisation vervollkommnet, sich noch ferner vervollkommnen werden, und vermöge welcher die Interessen der verschiedenen Klassen durch die wohlhabendsten, am meisten gebildeten Eigenthümer vertreten werden, und die oberste Gewalt in der ge-



setzmäßigen Bahn gehalten, erleuchtet, geleitet wird, kannten die Alten gar nicht. Obgleich Aristoteles, Polybius, Cicero und Tacitus in ihren Schriften bemerken, daß die vollkommenste Verfassung in einer Mischung von Monarchie, Aristokratie und Demokratie bestehe, so ist doch bei den Alten diese aus der Wechselwirkung der Gegenkräfte hervorgehende Verfassung nie wirklich in das Leben getreten, und erst in den neueren Zeiten hat sie sich ausgebildet, bewährt, hat die Freiheit und die Ordnung, die Einheit des Ganzen und das mannichfaltige Leben der Theile bedingt und verbürgt. Aber auch in den Staaten, wo heutzutage die souveraine Gewalt in den Händen eines Einzigen ungetheilt und unbeschränkt ruht, hat der Geist der Monarchie, sich veredelnd, stets dem Zwecke des Staats gemäß sich verbessernd, den Mangel der Formen oder ihre Fehler ersetzt. Die Macht der Religion hat auf das Gemüth der Regenten und der Unterthanen heilsam eingewirkt, die Rechte und die Pflichten Beider sind mehr anerkannt und besser gewürdigt worden. Feste, vernünftige, echt menschliche Gesetze sind als heilige Normen der Fürsten und der Völker aufgestellt und befolgt, haben das Gewissen der Staaten gebildet; die öffentliche Meinung durch den täglichen Verkehr der Menschen, durch die Reibung der Köpfe in den Gesellschaften und die ununterbrochene Bewegung der Presse lauter und immer lauter geworden, hat eine Gewalt hervorgebracht, die leider oft störend und zerstörend in die Räder

des Staatsmechanismus eingegriffen hat, aber auch oft, vermöge ihrer verständigen und freimüthigen Aeußerungen viel Gutes befördert, viel Unzweckmäßiges verhindert und eine nützliche Hemmkette des Bösen abgegeben hat.

Aus allen diesen Verhältnissen, die sich durch den nothwendigen Gang der Civilisation oder durch zufällige Ursachen ergeben, haben sich in den christlichen Staaten des neuern Europa Grundsätze, Ideen, Gefühle, Gewohnheiten gebildet und allgemein verbreitet, die den Verstand bestimmen, die Vernunft leiten, den Willen bewegen, den Geschmack läutern und gewissermaaßen das geistige und moralische Gewissen der Völker ausmachen. Von den höchsten Dingen bis zu den kleinsten, von den wichtigsten bis zu den unwichtigsten hat sich alles in der Welt verändert, und von dem übersinnlichen Glauben bis zu den Einzelheiten des sinnlichen Lebens hat alles eine besondere charakteristische Gestalt angenommen.

Die Litteratur einer Zeit oder eines Volks ist immer nur der Abdruck eines gegebenen Zustandes derselben: sie muß, wo nicht ein treues Bild eines Jahrhunderts und eines Volks sein, doch immer deren Physiognomie bezeichnen, und mehr oder minder deren Farbe und Gepräge tragen. Immer aus dem Volke hervorgegangen, kann sie weder ihre Aehnlichkeit mit ihm verwischen noch ihren Ursprung verläugnen; sie muß seiner Individualität sich anschmiegen, wenn sie von ihm aufgenommen

werden, und in sein Leben eingreifen will. Dieses ist besonders und ganz eigenthümlich der Fall mit der Poesie. Eben weil sie die Sprache der Phantasie und des Gemüths ist, weil sie den Sinn der Mehrheit anspricht, weil sie dem Gebildeten ein höheres Bedürfniß befriedigt, auch dem Ungebildeten Genuß verschafft, und das bewegende Princip und die Seele des Lebens genannt zu werden verdient, muß sie immer der Zeit und dem Volke, in welcher und für welches sie ihre Stimme erhebt, angemessen und mit denselben innig verwandt sein. Aus der Zeit und ihren Eigenthümlichkeiten kann man mit Recht auf die Natur der damaligen Poesie schließen, so wie hinwieder aus der Natur der Poesie mit ziemlicher Sicherheit die Zeit, in der sie geblüht, wenn auch alle historische Dokumente fehlten, construiren.

Daraus folgt, daß die Poesie im Mittelalter und in den letzten Jahrhunderten von der Poesie der Alten eben so verschieden oder vielmehr ihr eben so entgegengesetzt sein mußte, wie unsere heutige Welt von der Welt der Alten in jeder Hinsicht, wie wir es gesehen haben, abweicht. Es giebt in der That und hat seit der Wiederbelebung von Europa zwei Arten von Poesie gegeben, welche die beiden Hauptzeitalter der Menschheit bezeichnen; verschiedene Gegenstände erscheinen in den Dichtungen der beiden Epochen, so wie in der Wirklichkeit; andere Personen, andere Handlungen werden unseren

Augen vorgeführt, und auch da, wo es dieselben sind, unterscheiden sie sich durch ihre Form und ihr Colorit. Der Strom von Ideen und Gefühlen, welcher die Welt der Alten belebte, ist versiegt, und es ergießt sich in die Adern der Völker und der Einzelnen im heutigen Europa ein neuer Feuerstrom, der mit dem früheren nichts gemein hat, als daß sie beide die Herzen Aller bewegen und erwärmen. Ganz verschiedenartige Interessen werden von den Dichtern angeregt, gepflegt, verfochten, und nur in so fern sie diese Saiten mächtig berühren, harmoniren mit ihnen ihre Zeitgenossen; mit einem Worte, der Geist der Poesie bei den Alten ist uns fremd geworden, so wie der Geist der neueren Poesie ihnen unbekannt war und sein mußte.

So anschaulich, so total die Verschiedenheit dieser beiden Poesien sich durch alle Zweige derselben bewährt und gleich bleibt, so schwer ist es doch die Gegensätze anzugeben, in welchen diese Entgegensetzung sich offenbart, und die Charaktere, welche sie unterscheiden, bestimmt auszudrücken. Im Allgemeinen kann man mit Wahrheit sagen, daß die neuere Poesie sich durch eine größere Mannichfaltigkeit auszeichnet, es sei der Gegenstände, der Gestalten, der Farben, des Tones oder der sie belebenden Ideen, der aus ihnen entspringenden Gefühle und einer gewissen geheimen oder offenen, vorherrschenden oder untergeordneten Tendenz zum Geistigen und Uebersinnlichen. Diese Mannichfaltigkeit ergiebt sich von

selbst aus den sich nach allen Richtungen durchkreuzenden Bewegungen, Interessen, Leidenschaften, Handlungsweisen der mannichfaltigen Elemente, aus welchen die bürgerliche Gesellschaft zusammengesetzt ist; sie zeigt sich in den Häusern wie auf dem Markt, in den Familien wie im Staate, in dem Privat- wie im öffentlichen Leben, und erzeugt eine Menge von Contrasten der Hoheit und der Niedrigkeit, der vornehmen und der gemeinen Sitten, der gebildeten und ungebildeten oder verbildeten Naturen, der eigennützigen und uneigennützigen Charaktere, die vom großen bewegten Theater Europa's in die Dichtung übergehen. Auf der einen Seite tritt die reine Menschheit in ihrer Vielseitigkeit gegen die einseitige Nationalität der Griechen und Römer mehr hervor; auf der andern lernen mehrere Völker in ihrer eigenthümlichen Gestaltung durch ihre häufigen Reisen und ihren innigen Verkehr sich wechselseitig besser kennen, und es berühren sich mehr Nationalindividualitäten in unserer poetischen Welt als in der der Griechen und der Römer. Die ganze Stufenleiter der Civilisation, von der Wildheit bis zur Ueberfeinerung, liegt entfaltet vor unseren Augen und die schöpferische Phantasie kann von ihr herrliche Elemente entnehmen. Die charakteristische Mischung von Religion, Liebe und Heroismus, welche die Wesenheit des Ritterthums ausmachte, findet sich gemildert, verschiedentlich nüancirt und mehr verschmolzen in allen Gemüthern höherer Art. Die Liebe, im eigentlichen

Sinne des Wortes, mit der christlichen Liebe eng verbunden, und von ihr geläutert, hat in allen Verhältnissen ihre magische Kraft gezeigt, und eine Welt von Gefühlen theils erhabener, starker, energischer, großartiger, theils sanfter, zarter, rührender Natur, aufgehen lassen. Bei den Alten bewegten sich die Dichter in dem engen Kreise der Mythologie, die troß ihrer Verwandlungen doch etwas Einförmiges und Stereotypisches hatte, in dem Kreise der Hauptbegebenheiten ihrer ältesten Geschichte und in dem der Sagen über die Thaten der Heroengeschlechter; alle ihre epischen Gedichte und Trauerspiele drehen sich nur in diesem beschränkten Cyclus. Sclaven, Herren, Ammen, Buhlerinnen werden uns fast ausschließlich in ihren Lustspielen vorgeführt; ihre Leyer ertönt nur vom Lobe der Helden, der Sieger in den Spielen, und der Götter in sofern sie diesen Gegenständen oder diesen Personen ihren besonderen Schuß angedeihen ließen. Die Anklänge von Freiheit, von Freundschaft, von Vaterlandsliebe werden häufig gehört, und sie fanden zu allen Zeiten ihnen verwandte Seelen; aber in der Ode und im Liede, wie in der Elegie, würde man vergebens bei ihnen Gesänge suchen, die alle Freuden und alle Leiden des menschlichen Herzens umfassen, so wie man immer in ihnen die Töne der Schwermuth, der ruhigen Contemplation, der schwärmerischen Begeisterung vermißt; die Sprache eines gebrochenen, und in sich selbst zerrissenen Gemüths mit allen ihren Abstufungen wird man nur sehr selten bei ihnen vernehmen.

Diese wesentliche Verschiedenheit der Poesie im neueren Europa von der Poesie der Welt der Alten mit ihrem ganz natürlichen, ja nothwendigen Ursprung, hat keinem unbefangenen und gründlichen Forscher der Geschichte der Litteratur entgehen können; allein es wäre ein Irrthum, zu glauben, daß diese Verschiedenheit eine andere wäre als eine sich in die Phantasie und in das Gemüth abspiegelnde und reflectirende totale Verschiedenheit der beiden Zeitalter und der beiden Perioden der Weltgeschichte. Doch hat in der allerneuesten Zeit diese Ansicht Raum gewonnen: man hat, statt sich zu begnügen, das Charakteristische der beiden Epochen scharf aufzufassen und lebendig darzustellen, behauptet, daß die Poesie in beiden nicht denselben Regeln des Geschmacks nachgebildet, und nach denselben Grundsätzen beurtheilt werden müßte, und man hat versucht, eine Theorie aufzustellen, die von der früheren, bei den Alten vorherrschenden, ganz abweicht. Zwischen beiden Arten der Poesie hat man, der Geschichte zuwider, grelle Abschnitte gebildet, die zu wirklichen Scheidewänden erhoben worden sind. Die einen haben die Poesie bei den Alten mit dem Namen der naiven, und die der Neuern mit dem der sentimalen Dichtung bezeichnet; die anderen haben die erstere durch das Wort „classisch", die zweite durch den Ausdruck „romantisch" unterschieden, und diese Benennung ist die gangbarste geworden.

Sollte die Eintheilung in naive und sentimentale

Dichtung nur bedeuten, daß in der Poesie der Alten mehr Objectivität, in der der Neuern mehr Subjectivität der Person des Dichters, dort die von innen nach außen erschaffene und projectirte äußere Welt hervortrete, so wäre dieses eine zwar richtige aber nicht eine allgemeine, noch weniger eine das Wesen beider Poesien erschöpfende Bemerkung. Unstreitig haben die Heroen der neueren Poesie, die durch ihre Erscheinung den Aufgang der Sonne unserer Litteratur herbeigeführt haben, und mehr als andere Dichter als Repräsentanten ihrer Zeit angesehen werden müssen, alle Arten von poetischer Darstellung versucht, alle Mittel die Phantasie anzuregen angewendet, alle Saiten des menschlichen Herzens mit kräftiger oder zarter Hand erklingen lassen, und öfters die höchstmögliche Objectivität und das was man mit dem nicht glücklichen Worte „naiv" hat bezeichnen und bestimmen wollen, dargeboten.

Noch weniger glücklich ist die Eintheilung der Poesie in die classische und romantische. Diese beiden Namen erwecken keine klare Vorstellung und keine reelle Entgegensetzung der Begriffe. Das Wort classisch hatte früher nur dazu gedient, die Auswahl derjenigen Schriftsteller, die als Muster wahrer Genialität und eines geläuterten Geschmacks allen vorzuleuchten verdienten, herauszuheben. In diesem Sinne hat eine jede Zeit, eine jede Nation, die auf hohe Bildung Anspruch macht, ihre classischen Dichter. Romantisch hießen früher die in

Hinsicht der Erfindung poetischen, in Hinsicht der Darstellungsart prosaischen Werke, die eine abenteuerliche, wundervolle, sich durchkreuzende Mannichfaltigkeit der Begebenheiten zum Gegenstand hatten. Dieser Charakter ist freilich in manche Gedichte der neueren Zeit übergegangen, allein zur Grenzscheidung der alten und der neuen Poesie reicht er nicht hin: denn die größere Zahl der poetischen Schöpfungen der neueren Zeit bietet ihn nicht dar und er ist in manchem epischen und dramatischen Werke der Alten unverkennbar. Zur Begründung dieses letztern Urtheils ist es hinlänglich, die Odyssee und den Prometheus des Aeschylus, so wie den wüthenden Ajax des Sophokles zu nennen.

Aber, hört man von allen Seiten ertönen, zeichnet sich denn nicht die romantische Poesie vor der classischen aus durch neue Formen, durch neue Regeln der Kunst, oder vielmehr durch den kühnen, unabhängigen Flug des Genius, welcher nur der angebornen Kraft trauend, alle Fesseln bricht, und sich über alle Regeln wegsetzt?

Diese Sprache, welche allen Begriffen der Kunst und des Geschmacks Troß bietet, und durch einen Anstrich von falscher Originalität den Anmaaßungen und dem Unvermögen der Mittelmäßigkeit das Wort redet, verdient wohl beleuchtet zu werden. Neue Formen des Gesanges und der Dichtung hat die Poesie der Neuern nicht aufzuweisen, außer der Oper, in welcher die Dichtkunst der Musik untergeordnet, ihr

nur zur Folie dient, und welche weit mehr das Schauspiel der Sinne ist, als das der Phantasie und des Gemüths. Sobald die neuere Poesie gestehen muß, daß sie keine neuen Formen erfunden hat, so kann auch nicht behauptet werden, daß sie befugt sei, neue Regeln aufzustellen, da die alten aus der Form und der Natur der Gedichte sich wie von selbst ergaben, noch neue Theorien einzuführen, da die Theorien in diesem Fach nichts anders sind als eine Abstraction von den Thatsachen und die Formeln, auf welche man die Schöpfungen des Genies und des Talents zurückgeführt und bezogen hat.

Sagt man, daß das Genie, vermöge seiner angebornen Macht, sich über alle Regeln erheben kann und soll, so muß man deutlich aussprechen, welchen Regeln dies gilt, und sich über den Sinn dieses Worts verständigen. So wenig wie die Freiheit der Menschen, sobald sie in Berührung mit einander kommen, ohne die Feststellung der wechselseitigen Rechte und Pflichten sich denken läßt, läßt das Genie sich ohne gewisse Regeln des Geschmacks denken; so wie das ewige Recht, das aus der Freiheit selbst hervorgeht, und sich gewissermaaßen selbst Gesetze vorschreibt, so treten mit dem Genie zugleich die ewigen Ideen des Schönen, des Erhabenen, der poetischen Wahrheit auf. Das Genie faßt sie nicht auf als abstrakte Begriffe, sie stehen nicht vor ihm in den Stunden der Begeisterung als trockene Formeln; nein, es folgt ihnen sich selbst unbewußt auf eine instinktmäßige

Art; sie leuchten ihm vor wie ein ihm inwohnendes Licht. Da das Genie in der schaffenden Kraft der Phantasie und des Gemüths unter der hohen Leitung des Verstandes und der Vernunft bestehet, so würde es seine Natur verläugnen, wenn es nicht den Gesetzen dieser Vermögen der Seele treu bliebe; sie bestimmen seinen Zweck so wie seine Mittel, und da die Phantasie und das Gemüth seiner Mitmenschen und der Menschen aller Zeiten dieselben sind, so giebt die Befolgung dieser Regeln allein ihm die Sicherheit, von allen in allen Jahrhunderten vernommen, verstanden, bewundert zu werden. Diese Gesetze, die sich aus dem Wesen der Poesie, aus den Formen der Gedichte, aus der Wirkung die sie hervorbringen sollen, ergeben, sind nicht willkührliche Regeln, auch wenn sie aus dem Leben gegriffen, in todte Formen dem Scheine nach sich verwandeln, und später als Lehrsätze angegeben werden. Da sie früher dem Dichter eingegeben wurden, verändern sie nicht ihre Natur und können nicht ihren Ursprung verläugnen. Es ist das Genie, welches dem ihm verwandten Genie Vorschriften giebt; versinnlicht und verkörpert stehen sie da in unsterblichen Mustern. Diese Fesseln, wenn übrigens sie diesen Namen verdienen, kann und soll das Genie nie abstreifen; diese Regeln sind und bleiben seine rechtmäßigen Herren, und wenn es ihr heilsames Joch abzuschütteln versucht, so bestraft es die Nachkommenschaft durch gerechte Rüge oder durch Vergessenheit, wenn auch der verkehrte Sinn und der

ver-

verdorbene Geschmack der Zeitgenossen, von dem Augenblick bestochen, ihm huldigen sollte.

Diese Regeln, die aus dem Begriff der Poesie im Allgemeinen, und der verschiedenen Dichtungsarten hervorgegangen, dem Genie frühe eingegeben, von ihm unzertrennlich sind, und die es nicht außer Acht lassen kann, ohne den Zweck und die Wirkung seiner eigenen Werke zu verfehlen, müssen von den conventionellen oder willkührlichen Vorschriften, welche entweder von dem beschränkten Eigensinn der Kritiker, von der Eigenthümlichkeit eines Dichters, von der verkehrten Ansicht und von der Idiosynkrasie eines Volks in einer frühen Periode seiner Bildung herrühren, unterschieden werden. So sehr die ersten Hochachtung verdienen und nicht ungestraft verletzt werden können, so wenig muß man Anstand nehmen, sich über die letzteren wegzusetzen und sie abzustreifen, wenn ihre Befolgung dem Gedicht irgend eine Schönheit entziehen würde; so sehr jene dem Genie dienen, indem es ihnen zu dienen scheint, so sehr sie es der Vollendung näher bringen, indem sie seinem Adlerflug die Laufbahn bezeichnen und deren Endpunkte angeben, so leicht können diese conventionellen Regeln seine Kraft lähmen, seine kühnen Bewegungen hemmen, und statt der weiten Regionen die ihm offen stehen müssen, in einen engen Kreis bannen. Nur ein sclavischer Sinn, eine blinde Nachahmungssucht und das Unvermögen, das Großartige zu er-

reichen, können dergleichen unnöthigen und drückenden Fesseln das Wort reden.

Die ewigen Gesetze des Schönen und Erhabenen in der Poesie, die zu allen Zeiten die ersten und nothwendigen Bedingungen eines wirklichen Kunstwerks bleiben werden, lassen sich mit wenigen Worten angeben: Einheit der leitenden Idee der zum Gegenstand gewählten Handlung oder Begebenheit, der Hauptwirkung welche der Dichter hervorzubringen bezweckt, eine Einheit, die sich in das Unendliche verzweigt, aber alle Zweige belebt, und sich in Allem wahrnehmen läßt; eine große Mannichfaltigkeit der einzelnen Theile, die sich alle lebendig und organisch bewegen, aber zu einer Einheit innig verbunden, ein vollkommenes Ganze bilden; Wahrheit und zugleich Idealität der handelnden oder ihre Gefühle und ihre Gedanken aussprechenden Personen; eine Wahrheit, die mit der historischen nicht zusammenfällt, ob sie gleich vieles von der letztern entnehmen mag, die nicht sich begnügt mit der Wirklichkeit, die nicht fragt, ob der Gegenstand und die Art der Darstellung ist, oder im Raum und in der Zeit einst war, sondern was er unter den gegebenen Umständen, in der angenommenen Voraussetzung sein kann und sein muß, um in der Phantasie und in dem Gemüth die beabsichtigte Wirkung hervorzubringen; eine Wahrheit, die sich durch das scharfbestimmte Charakteristische der Individualität beurkundet und offenbart; eine Idealität die in der Natur nur das aufnimmt und sich aneig-

net, was in der Darstellung eine dem Erfundenen und Gedachten angemessene Form darbietet, was das menschliche Herz rühren, interessiren, bewegen, mit sich fortreißen kann; eine Idealität, die das Häßliche, Gemeine, Bedeutungslose in der Natur zurückstößt und verbannt, und die auch das, was sie in ihren Schöpfungen von der Natur erborgt, veredelt, reiner, abwechselnd kräftiger, oder sanfter und milder gestaltet; eine Stetigkeit des Tones und der Stimmung des Gedichtes, die dem Charakter und dem Begriff desselben entspricht, und die größtmögliche Abwechselung der Bilder und der Farben zuläßt; eine Stetigkeit, die allein der Natur des menschlichen Gemüths und den Bedingungen seiner Wirksamkeit angemessen ist, die da macht, daß es sich ungestört einer bestimmten Richtung der Gedanken und der Gefühle hingehen läßt; eine Stetigkeit, die das plötzliche, schroffe, kontrastirende Abspringen von einem Zustand der Seele zum andern, von einem Extrem zum andern nicht erlaubt; eine Stetigkeit die darauf gegründet ist, daß die Seele ungern von einem Gegenstande zum andern ohne Gradation übergeht, und daß sie in ihren Kunstgenüssen gestört wird, wenn die Phantasie und das Herz von einem angenommenen Standpunkt, auf welchen der Dichter sie versetzt hat, durch ganz fremdartige Empfindungen gewaltsam losgerissen wird; eine Abwechselung, die ohne den vorherrschenden Ton, der einer bestimmten Gedichtgattung wesentlich ist, zu verläugnen, bei der Festhaltung des

Hauptsones alle mögliche mit ihm vereinbarliche Abstufungen und Modifikationen eintreten läßt; eine Abwechselung, die, dem Grundcharakter des Colorits des Gemäldes treu, in den Einzelheiten durch Vertheilung des Lichts und durch Steigerung der Farben in einer unendlichen Vielheit von Nüancirungen besteht; eine Abwechselung, die, der langweiligen oder ermüdenden Einförmigkeit entgegengesetzt, der Stetigkeit des Ganzen unbeschadet, die handelnden Personen, die sie einführt, in den verschiedenen Lagen, in welche dieselben versetzt werden, der Natur und der Sprache ihrer Gefühle ihre Eigenthümlichkeit bewahrt; die zwar Contraste liebt und hervorbringt, allein nur diejenigen, die aus den Leidenschaften und Interessen der Handelnden mit den Begebenheiten und den Situationen entstehen, aufnimmt und aufstellt, und alle diejenigen vermeidet und zurückweiset, die sich nur aus der Entgegenstellung des Hohen und des Niedrigen, des Edlen und des Unedlen, des Würdigen und des Gemeinen ergeben würden.

Indem er diese Gesetze nie aus den Augen läßt, muß der Dichter den Geist seiner Sprache gründlich kennen und sorgfältig befolgen; er kann ihn nie verletzen ohne den Geschmack zu beleidigen und sich dem Vorwurfe der Barbarei auszusetzen. Eine jede Sprache hat ihre festen, unabänderlichen Formen und ihren eigenthümlichen Geist. Der Dichter darf sich zwar große Freiheiten in dieser Hinsicht erlauben: er kann durch glückliche Wendungen, durch

kühne Zusammensetzungen die Sprache bereichern, und sich selbst neue Mittel der Darstellung erschaffen; allein diese Freiheit hat ihre Grenze und findet sie in dem Geist der Sprache, dem man nie Gewalt anthun darf. Wenn der Ursprung, die Natur und der Charakter zweier Sprachen verschieden, ja entgegengesetzt sind, so geben sie der Poesie der beiden Völker, denen sie angehören, eine eigene Art von Leben, die mit keiner andern verwechselt werden kann, und eine Originalität, die sich nicht verwischen läßt, denn Poesie und Sprache, immer innig verbunden, üben auf einander einen wechselseitigen, entschiedenen Einfluß; das Werkzeug beschränkt den Künstler, so sehr der Künstler auch das Werkzeug vervollkommnet. Daher kommt es, daß man eben so wenig die Schönheiten einer Poesie als die einer Sprache in eine andere ihr nicht verwandte übertragen kann, und es abenteuerlich und abgeschmackt wäre, sich gegen den Genius seiner eigenen Sprache versündigend, ihm den einer fremden Sprache aufzwingen zu wollen.

Aus dem Allen ergiebt sich, daß die neuere sogenannte romantische Poesie allerdings eine in jeder Rücksicht von der Welt der Alten verschiedene Welt darstellt und darstellen muß, daß sie aber denselben, aus der Natur des Menschen, aus der Gesammtthätigkeit der Phantasie, des Gemüths, des Verstandes, und den Mitteln, die dem Dichter zu Gebote stehen, entsprungenen, und zu allen Zeiten dem Genie seinen Lauf bezeichnenden Gesetzen unterworfen bleibt, wenn sie

ihre Wirkung nicht verfehlen will. Eben so wenig kann sie sich über die Regeln, die aus dem Begriff einer jeden Gattung von Poesie, welche bei den Alten schon gepflegt wurde, hervorgehen, hinwegsetzen, obgleich sie alle die conventionellen Regeln, die nur aus den Ansichten einer gewissen Zeit und aus Lokalursachen entstanden sind, abstreifen kann, ja sogar zuweilen es thun soll. Wenn also die neue Schule in dem epischen Gedicht eine unzusammenhängende, sich durchkreuzende wilde Mannichfaltigkeit eintreten läßt, ohne daß diesen einzelnen Dichtungen eine große wundervolle folgenreiche Begebenheit zum Stützpunkte oder zum bewegenden Princip dient, aus welchem Alles aus- und zurückgehe, so verletzt sie den Verstand, ermüdet die Phantasie, und aus übertriebener Furcht in eine starre Einförmigkeit zu verfallen, entfernt sie sich von ihrem Zweck nicht minder als diejenigen, die auf Kosten aller Mannichfaltigkeit eine magere, trockene, lebenslose Einheit aufstellen. Wenn sie in dem beschränkten Raum und in der beschränkten Zeit, in welcher sich ein jedes dramatisches Gedicht bewegt, mehrere Handlungen ohne innige Verbindung unter sich und ohne einen Endausgang in einigen Stunden zusammendrängt, vergißt sie, daß Einheit des Interesse, diese erste Bedingung aller dramatischen Produkte, nur vermöge der Einheit der Handlung erreichbar ist, und verwechselt in ihrer ungegründeten Verachtung diese Einheit mit den Einheiten des Orts und der Zeit, die zwar ihr

gute Dienste leisten, aber auch oft ohne Nachtheil für das Ganze, ja mit Vortheil beseitigt werden können; wenn sie der geschichtlichen oder Naturwahrheit auf eine ängstlichsclavische Art folgt oder der Geschichte und der Natur durch ihre willkührlich abenteuerlichen Dichtungen Troß bietet, so sündigt sie im ersten Fall gegen die poetische Wahrheit, und im zweiten macht sie alle poetische Täuschung unmöglich; wenn sie in dem Wahn, das Ideale zu erreichen, die Wirklichkeit verschmäht, und von ihr nicht die individuellen Formen entlehnt, die allein das Ideal versinnlichen können, so bildet sie eine phantastische Welt, die allen bestimmten Vorstellungen Hohn spricht, oder neblichte, schwankende, allgemeine Gestalten, die nicht festzuhalten sind, und wenn sie, das Ideal verschmähend, die sie umgebende Wirklichkeit allein treu aufnimmt und wiedergiebt, so geräth sie in eine gemeine, flache und platte Darstellung; wenn sie mit der Seele des Menschen ein unnatürliches Spiel treiben will, und sie durch gewaltige Sprünge in einem und demselben dramatischen Gedicht aus den Palästen und den Tempeln in die Schenken übergehen läßt, neben edlen und heroischen Personen den Auswurf der Menschheit aufstellt, und nach einer großartigen Sprache die niedrigsten Ausdrücke hören läßt, so schafft sie empörende oder ekelhafte, sich einander zerstörende Contraste, welche die Phantasie hin und her in ganz verschiedene Sphären werfen, das Gemüth in sich selbst zerreißen, von einem Augenblick zum andern ihr

eigenes Werk verwischen, und die Eindrücke, die sie gemacht hatten, geflissentlich auslöschen. Man kann es den vermeintlichen Romantikern, die unter diesem Namen sich Alles erlauben, nicht genug wiederholen, daß planlose Mannichfaltigkeit nicht schaffende Kraft verkündet; daß Gemeinheit und poetische Natürlichkeit ganz verschiedene Dinge sind; daß Ueberspannung und Excentricität das Gegentheil der wahren Energie ist; nicht genug beweisen, daß Einfältigkeit der Rede mit Einfachheit und Naivetät nicht zu verwechseln sind; daß der Gipfel der Kunst die Verbindung der Neuheit und der Vollendung darbieten muß; daß, so wie es in der Tonkunst unter dem Namen des Generalbasses eine Theorie der Accorde giebt, ohne welche keine schöne Melodie möglich ist, eben so in der Poesie allgemeine nothwendige Grundsätze vorhanden sind, denen man willig und frei huldigen soll, und ohne welche man auf jede schöne poetische Schöpfung und dauerhafte Wirkung Verzicht leisten müßte.

Also im Wesentlichen giebt es, und kann es für die Dichter der neuern Zeit keine neuen Regeln, keine anderen Begriffe der epischen und dramatischen Dichtkunst, und aus diesen Begriffen entstandene andere Theorien des Schönen, des Erhabenen als die der Alten geben. Der Zweck, die Mittel, die beabsichtigte Wirkung sind und bleiben immer dieselben; nur die Gegenstände, die sinnliche Welt, die Welt der Phantasie, des Gemüths, des Verstandes sind heutzutage ganz verschieden von dem was sie frü-

her waren. Diese Welt bietet eine unerschöpfliche Mannichfaltigkeit von Begebenheiten, von Handlungen, von physischen und moralischen Verhältnissen, von großen charakteristischen Gestalten in politischer, geistiger, religiöser Hinsicht, und der Poesie einen unermeßlichen Stoff und eine Abwechselung von Formen, Tönen und Farben dar, die in das Unendliche gehen kann.

Es ist nicht zu läugnen, daß viele der neueren großen Dichter die Eigenthümlichkeit dieses reichhaltigen Stoffes verkennend oder verschmähend, und von einseitiger Bewunderung und Liebe zu den Alten hingerissen, bald der alten Welt die Gegenstände, die sie besangen, entlehnten, bald ihre Gedanken, ihre Gefühle, ihre Sprache ängstlich und ausschließlich nachahmt, bald allen den Personen, die sie dem ergiebigen Felde der neueren Geschichte entnahmen, eine fremdartige Individualität andichteten, sie als Griechen oder Römer auftreten ließen, ihnen nicht das Siegel ihrer Zeit und ihres Landes aufdrückten, und anstatt ihnen lokale, nationelle, zeitgemäße Züge und Farben zu geben, sie mit einer allgemeinen Farbe überzogen, die eine totale Farbenlosigkeit genannt zu werden verdient, oder sie mit einem gewissen conventionellen Anstrich befleckten, der eine ermüdende, unwahre, unnatürliche Einförmigkeit in die Kunst einführte. In den ersten der drei gerügten Mißgriffe und Fehler verfielen Petrarka in seinem großen epischen Gedicht Afrika, Trissino,

Maffei, Alfieri bei den Italienern, Corneille, Racine, ja Voltaire selbst, in der Wahl des Stoffes ihrer Trauerspiele; so haben Tasso im befreiten Jerusalem, Camoens in der Lusiade, Ercilla in der Araucana, Voltaire in der Henriade zwar zu den Gegenständen ihrer Dichtungen Begebenheiten und Helden aus der neueren Geschichte gewählt, aber in der Behandlung dieses Stoffes hat die peinliche Nachahmung des Homer und zumal des Virgil den Flug ihres Geistes gehemmt, und ihrer Originalität geschadet. So kann man mit vollkommenem Recht auch den vielen der besseren dramatischen Dichter der Franzosen vorwerfen, daß sie nur eine Art von Gestaltung, von Bewegung, von Colorit kennen, ihren Personen zu wenig Persönlichkeit beilegen, ihnen mehr oder weniger ihren eigenen Nationalcharakter oder wenigstens die Form ihres eigenen Denkens und Empfindens schenken, und sie alle den Ton und die Sprache der höheren Gesellschaft zur Zeit Ludwigs XIV. mehr oder weniger reden lassen. Polyeuct, Britannicus, Phaedra, Athalia sind vielleicht allein unter allen französischen Trauerspielen von diesem Fehler frei. Diese Mißgriffe haben freilich nur zu lange geherrscht, und haben den Kreis der Poesie nur zu sehr verengt, aber sie rühren alle daher, daß man der Welt der späteren Jahrhunderte nicht ihr Recht hat widerfahren lassen, daß man aus den Quellen die auf allen Punkten aus ihr hervorsprudeln nicht oft genug geschöpft hat, und die reichhaltige Ader des poetischen

Lebens, welche das Ganze durchströmt, nicht gehörig gewürdigt hat.

Man kann sich freuen, daß bei einigen Nationen, bei den Engländern und den Deutschen, für die Poesie der sich darbietende Stoff der neuern Geschichte mit Vorliebe bearbeitet worden ist, und daß bei ihrer kunstvollen Bearbeitung das Charakteristische der Zeit, des Volks, der Handlung, der Personen mit der ihnen eigenthümlichen wahren Farbe oft wundervoll hervortritt. Man muß wünschen, daß die anderen Völker sich diese Vorzüge auch aneignen; daß sie sich in dem weiten Kreise der jetzigen Welt immer freier bewegen, daß bei ihnen auch scharf bezeichnete Individualitäten aus der Mannichfaltigkeit der Gegenstände hervorgehen mögen, mit einem Wort, daß die neue poetische Welt sich ausdehne und erweitere wie die Wirklichkeit. Aber dies alles kann und muß geschehen den ewigen Gesetzen des guten Geschmacks gemäß, und so groß auch die Laufbahn die das Genie sich eröffnet, werden mag, so muß es nie den Gesetzen des Schönen und Erhabenen, die aus ihm selbst hervorgegangen sind, ungetreu werden.

Da die neue Schule behauptet, daß die Poesie ihr Gebiet nicht allein erweitert in Hinsicht der Gegenstände die sie uns vorführt, sondern auch in Hinsicht der Natur und der Gattung der leitenden Begriffe ihrer Werke schöpferisch verfährt, so war die vorhergehende Entwickelung des Wesens der Poesie im Allgemeinen, und im Besonderen des reellen Unterschie-

des der romantischen von den classischen Dichtungen, der wirklichen Vorzüge so wie der einseitigen ausschließenden Anmaaßungen beider nothwendig. Jetzt da wir das Feld worauf es hier ankommt, geebnet haben, und die Grundsätze, die allein den Urtheilen ihre wahre Richtung geben können, aufzustellen versucht, wird es leichter sein, die Leistungen der Poesie der letzten vierzig Jahre und der Gegenwart, weder unter- noch überschätzend, unpartheiisch zu sichten.

Viele Ursachen haben zusammengewirkt, in der angegebenen Zeit, um den Geist und das Gemüth der Menschen der Poesie zu entfremden, und sie für dieselbe weniger empfänglich und weniger productiv als in anderen Perioden zu machen. Das schöpferische Vermögen der Phantasie, die lebendige Quelle und das bewegende Princip aller Poesie zeigt sich nur in seiner ganzen Fülle und in seiner üppigen Kraft im Jugendalter der Völker, so wie in der Jugend der einzelnen Individuen: sie beherrscht dann alle andere Vermögen der Seele, überflügelt sie alle, und erlaubt ihnen selten sich geltend zu machen. Diese Periode währt nur kurze Zeit, und verfliegt eben so leicht als die Jugend selbst. Bald treten die lange zurückgesetzten geistigen Vermögen aus dem Hintergrunde hervor; die Aufmerksamkeit zieht sich von außen nach innen; man beobachtet den Menschen mehr als die äußeren sinnlichen Gegenstände; man trachtet die Natur zu erkennen, und begnügt sich nicht, sie

darzustellen; man verschmäht die Bilder der Einbildungskraft und stellt Begriffe auf; man überläßt sich nicht mehr mit kindlicher Hingebung und gutmüthiger Unbefangenheit dunkeln Gefühlen, zauberischen Träumen und täuschenden Dichtungen; man will sich von allem Rechenschaft geben, die Gefühle kunstmäßig zersetzen, sie in deutliche Vorstellungen verwandeln, Entdeckungen und Erfindungen an der Stelle der phantastischen Zusammensetzungen ans Licht rufen; man fordert Realität und Wirklichkeit; der Verstand kommt zum Bewußtsein, die Vernunft nimmt sich selbst und die anderen Dinge wahr, und bald erhalten beide ein solches Uebergewicht über alle Vermögen, daß die Phantasie dem zergliedernden Nachdenken unterliegt und das Gemüth an Tiefe verliert was es an Klarheit gewinnt. Ein solcher Zustand der Bildung ist für die Poesie, wie es sich schon aus der Darstellung ergiebt, wo nicht feindselig, lähmend oder vernichtend, doch wenigstens mehr hemmend und nachtheilig wirkend als befördernd und günstig. Die große Mehrheit der Gebildeten, so wie das Volk selbst, gleichgültig geworden, fühlt nicht mehr das Bedürfniß der Poesie und das poetische Genie selbst nimmt eine andere Richtung.

Bei dieser Vorherrschaft des Verstandes war es natürlich, daß die materiellen Interessen der Gesellschaft die Oberhand gewannen und die ihnen dienende productive Arbeit den Vorzug vor allen anderen erhielt. Dieser Zustand war eine Folge, aber zugleich

auch eine Ursache dieses Uebergewichts des Verstandes über die Phantasie und das Gemüth. Das sinnlich Angenehme und das Nützliche zogen beinah ausschließlich die Aufmerksamkeit, das Nachdenken, die Erfindungsgabe auf sich. Was nicht einen unmittelbaren, bestimmten, handgreiflichen Nutzen hatte, wurde weniger geachtet, gesucht, und sogar als unnütz verschrieen. Man forderte von den Wissenschaften, daß sie die mechanischen Künste beleuchten, leiten, bereichern sollten; von diesen letzteren, daß sie den Sinnen neue Reizmittel und neue Genüsse verschafften. Die eigentliche Kunst wurde zwar nicht ganz vernachläßigt, dem Scheine nach sogar geliebt und gepflegt, allein man wandte sich nur zu ihr als zu einer Zuflucht, um die Langeweile zu vertreiben, die Zeit zu verkürzen, die Lücken des Lebens auszufüllen oder den Kitzel der Sinne zu vervielfältigen und zu erhöhen. Unter dem Namen der Realität setzte man das Physische über das Geistige, das Niedrige über das Hohe, das Sichtbare über das Unsichtbare; was im Menschen herrschen soll, wurde zur Dienstbarkeit herabgezogen; was gehorchen soll, wurde auf den Thron gesetzt, und erhielt eine gebietende Gewalt. Der Zweck wurde zum Mittel herabgewürdigt, das Mittel zum Zweck erhoben, die Wirklichkeit wurde beschränkt auf das was gesehen, gehört, betastet werden kann; was sich nur dem innern Sinn offenbart, das Schöne und das Erhabene, wurde von wenigen Erkohrnen gefühlt und ernstlich gepriesen, und obgleich von

Vielen laut gelobt, war es doch nur in ihren Augen leere Erscheinung und phantastische Träumerei. Je mehr diese gemeine Ansicht der Welt und des Menschen sich verbreitete, je allgemeiner diese Stimmung wurde, um so seltener ließ sich die Stimme der wahren, höheren, genialen Poesie vernehmen, oder, wenn sie sich erhob, wurde sie nur mit Gleichgültigkeit aufgenommen und diese Gleichgültigkeit mußte nothwendig die Begeisterung des Dichters im Keime ersticken, oder wenn das Feuer troß dem aufloderte, mußte es bald aus Mangel eines ihm verwandten Stoffs und einer heilsamen Wechselwirkung verlöschen; in einer Welt wo alles sich zur Erde neigte, wurde der Flug der höheren Poesie gelähmt, die Welt der Phantasie, die überirdische, blieb verschlossen oder unbesucht, und da der Dichter das Bedürfniß, sich in diese höheren Regionen zu verlieren, nicht mehr vorfand, so nahmen auch bald seine Flügel nicht mehr diese Richtung, die Muse begnügte sich durch Spiele des Witzes Gesellschaften zu beleben, das Versmachen blieb und der Geist der Poesie verrauchte.

Zu diesen inneren, tief liegenden, in dem Geiste des Zeitalters gegründeten, dem Leben der Poesie entgegenwirkenden Ursachen gesellten sich noch äußere, und störend und feindselig traten gegen sie die Weltbegebenheiten der vier letzten Decennien auf. Die französische Revolution begann. In ihrem Anfange und ihrer ersten Entwickelung zog sie ausschließlich die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich; das gesammte

Europa beobachtete mit gespanntem und immer steigendem Interesse den raschen Gang derselben. Bald verwandelte sich dies Interesse in Furcht, in Schrecken, in einen gerechten Abscheu. Die Revolution gebar Unglück über Unglück, häufte Verbrechen auf Verbrechen. Ihre alles zermalmende Kraft, ihre wilde Zerstörungssucht, ihr gewaltsamer eiserner Arm wüthete nicht in Frankreich allein, sondern umfaßte die angrenzenden Länder und ließ sie alle Greuel des Krieges fühlen. Der Despotismus der sogenannten ungebundenen Freiheit, und späterhin die unbeschränkte Willkühr des Despotismus eines Einzelnen führten beide eine lange Folge von Eroberungskriegen herbei, die sich, wie ein furchtbarer Strom, über ganz Europa ergossen, alle Staaten bedroheten oder heimsuchten, den Völkern nur ein angstvolles, unsicheres, prekäres Leben gönnten, die Throne und die Hütten erschütterten, und eine totale Umwälzung aller Verhältnisse mit gewaltiger Hand durchsetzten. Später, als die Fürsten erwachten, und mit vereinter Kraft nach langen Kämpfen das drückende Joch brachen, die alles verschlingenden Wellen mit heroischer Anstrengung in ihr ursprüngliches Bette zurückwarfen, um ihre eigene Unabhängigkeit zu erobern und sicher zu stellen, waren alle Gemüther von diesen großen Begebenheiten dermaaßen ergriffen, daß alles andere in ihren Augen verblaßte, verschwand, vernachläßigt oder vergessen wurde. Während einer so allgemein, so tief bewegten Zeit, wo große erschütternde Handlun-

lungen und Thaten sich schnell folgten und wechselseitig verdrängten, wo das umfassendste epische Gedicht in der Wirklichkeit sich darbot, wo erschütternde Tragödien auf der Weltbühne von Europa gespielt wurden, konnte die Poesie nicht gepflegt werden; sie mußte verstummen, da sie nicht hoffen durfte, gehört zu werden, und ihre schwache Stimme nicht das Getümmel der Leidenschaften und das Getöse der Waffen überbieten, noch in ihrem kühnsten Schwunge die Begebenheiten des Tages überflügeln konnte. Die Poesie des Lebens rauschte gewaltig durch alle Länder, und nahm die handelnden Personen und die Zuschauer dermaaßen in Anspruch, daß es der Poesie des Worts dagegen aufzukommen nicht möglich war. Wer hätte die erforderliche Muße, die nöthige Ruhe, den Willen und die Lust gehabt, zu dichten oder Gedichte zu vernehmen? Wenn große erhabene Handlungen, wenn Alles verwandelnde Weltereignisse die Sinne beschäftigen, so erliegt die Phantasie unter dem Druck einer allgewaltigen Gegenwart, das Gemüth ist zu heftig bewegt und erschüttert, um aus seiner eigenen Tiefe zu schöpfen und seine Gefühle auszusprechen. In der Mitte des Sturms, im Angesicht der himmelhohen Gebirge und ihrer Ruinenwelt, in dem Augenblick des Erdbebens ist auch der genialischte Dichter unvermögend, dieses großartige Schauspiel aufzufassen und zu schildern. Einer spätern Zeit kann eine solche Gegenwart reichhaltigen Stoff zu Gemälden liefern, aber der Zukunft

bleibt es vorbehalten, sie auszuführen. Dergleichen Elemente poetischer Begebenheiten können einst den Sänger begeistern, und sind oft herrliche, der Poesie vorangegangene Perioden; aber zu der Zeit selbst, wo diese Elemente im schrecklichsten Kampfe begriffen sind, können sie sich nicht zu Meisterwerken der Kunst gestalten.

Seit dieser verhängnißvollen Periode einer allgemeinen Bewegung der Völker ist ein ruhiger Zustand der Dinge in Europa eingetreten. Die Macht des so lange herrschenden Volks ist gebrochen worden, die Staaten haben sich wieder auf eine feste Grundlage gestellt; die Regierungen sind in ihre gesetzmäßige Bahn zurückgetreten; die Gemüther haben sich abgekühlt, die Leidenschaften eine andere Richtung genommen, der Geist hat das Reich der Wahrheit und der Kunst zu erweitern getrachtet und nicht ohne glücklichen Erfolg neue Entdeckungen und Erfindungen versucht. Alles ist der productiven Arbeit, der gewohnten stillen Lebensart mit Freude zugeeilt, und alle Stände haben Befriedigung und Genuß in ihren früheren Verhältnissen und in ihren alten Lagen gesucht und gefunden. Allein bei dieser friedlichen Stimmung, diesem ruhigen Zustand der civilisirten Welt haben doch die freien Schöpfungen der Phantasie keinen großen Spielraum gewonnen, und die Poesie, von Wenigen gepflegt und von Wenigen geliebt, kann sich nicht rühmen, eine Haupttendenz der Gegenwart geworden zu sein, noch zu ihren

Lieblingen zu gehören. Zwei Gegenstände behaupten den ersten Platz in der Welt, beschäftigen vor allen andern die Thätigkeit, nehmen die Aufmerksamkeit Aller in Anspruch, und legen gewissermaaßen Beschlag auf alle Vermögen der Seele, und auf das Interesse aller Klassen der Gesellschaft: einmal die Fortschritte der Gewerbsamkeit im weitesten Sinne des Worts, die Bearbeitung der materiellen Welt, die Vervielfältigung der Production, die Vermehrung des Erwerbes, die Mannichfaltigkeit der Vergnügungen; und zweitens die Formen des bürgerlichen Lebens, die Entwickelung der Verfassungen, die Vervollkommnung der Gesetze, die politischen Bedingungen der Freiheit, die Bürgschaften der Sicherheit des Besitzes und des Eigenthums. Diese Gegenstände, die für den Verstand einen Alles überwiegenden Reiz haben, haben nichts mit der Phantasie zu thun, und sprechen das Gemüth nicht an; sie erfordern praktische Kenntnisse, bestimmte Begriffe, richtige Berechnungen, und sind den Dichtungen, den Bildern, den Gefühlen eben so feindselig als fremdartig. Daher kommt es, daß heut zu Tage im Ganzen nur Wenige dichterischen Arbeiten ihre Zeit und ihre Kräfte widmen, noch weniger es mit Erfolg thun und nur eine sehr kleine Anzahl von Liebhabern und Kennern der Kunst ihnen huldigen.

Trotz allen diesen, den Flug der Poesie lähmenden und ihre Wirksamkeit so wie ihren Einfluß hemmenden Umständen, hat sie doch in den vier letzten

Decennien, besonders in Deutschland durch die genialen Schöpfungen einiger mit Recht hochgefeierten Namen, ein neues Leben erhalten.

In Deutschland überwiegt Göthe allein Alles, was in anderen Ländern während zwei Menschenaltern Schönes und Großes in der poetischen Welt erschienen ist; er allein füllt durch seine, immer neue Bewunderung erregenden Werke ein halbes Jahrhundert. Sein langes Leben hat ihm erlaubt, alle Bahnen der Dichtkunst siegreich zu durchlaufen. Indem er Deutschland mit Ruhm bekränzte, hat das dankbare Vaterland ihn dermaaßen mit immer wachsendem Lobe gekrönt, daß es ihm das Bewußtsein und den Vorschmack seiner Unsterblichkeit schon hienieden gewährte; seine beim hohen Alter sinkende Sonne wirft noch Strahlen, die zur Ehre eines andern Dichters hinreichen würden.

Ein wahrer Proteus hat er alle mögliche Formen des Gesanges angenommen, und wenn man seine Virtuosität in einem Fach durch bestimmte Formen gebunden und beschränkt glaubte, hatte sein Genius, entbunden und entfesselt, schon andere Formen sich angeeignet. Es ist schwer, ja unmöglich, den Charakter seines Geistes und seines Gemüths bestimmt anzugeben, da er mit gleichem Glück alle Töne, alle Farben, alle Richtungen versucht, und in einer seltenen Vollendung durchgeführt hat. Wollte man ihn von allen Dichtern unterscheiden, seine Eigenthümlichkeit bezeichnen, so müßte man sie in der

Universalität und der reinen Objectivität seines poetischen Genius finden. In seinen Dichtungen vereinigt er immer Idealität des leitenden Gedankens mit individuellen Gestalten, die da zu leben oder gelebt zu haben scheinen, weil sie leben könnten und alle Bedingungen des Lebens in sich tragen. Er hat sich in die Welt der Alten zu versetzen gewußt, wie Wenige der Alten selbst es gethan haben; er hat unsere neuere Welt gekannt, begriffen, umfaßt, dargestellt wie Keiner, und mit einer wundervollen Gewandtheit bald Begebenheiten, Gefühle, Bilder seiner Zeit in die alten Formen gegossen, wie in dem echt homerischen Epos von Hermann und Dorothea; bald von den Alten Stoff und Form entlehnt und beides auf eine echt antike Art zusammengeschmolzen, wie in der Iphigenia und in den Elegien. Sophokles hätte die eine, Properz die anderen nicht verläugnet. Hier hat er frühere Perioden, verflossene Zeiten unserer Geschichte mit einer solchen Kraft aufgefaßt, und mit einer solchen poetischen Wahrheit auf die Bühne gebracht, daß die Poesie der eigentlichen Geschichte den Rang abgewinnt, wie in Götz von Berlichingen und in Egmont; dort, sich in die Seele des Tasso versetzend, in dessen Person das ideale Leben des dichterischen Genies, mit seinen Leiden und seinen Freuden, seiner aufstrebenden Freiheit und seinen Fesseln, aufgestellt, und neben ihm seinen Gegensatz, das durch Verstand verfeinerte wirkliche Leben, contrastiren lassen. Endlich hat er in der phantastischen und doch

zugleich aus den Tiefen eines durch Uebersättigung und Ueberfülle aller möglichen Genüsse mit sich selbst entzweiten Gemüths hervorgegangenen Schöpfung des Faust seinem Genius die Krone aufgesetzt; sich groß gezeigt in dem er der Menschheit den Stab gebrochen; in dem er die Richtigkeit aller Größe, alles sinnlichen und übersinnlichen Strebens, aller Realität mit himmlischen und höllischen Zügen abwechselnd schilderte: denn in der That ist der allgemeine Bankerott des Menschen und des menschlichen Treibens auf der Erde im Faust proklamirt.

Die Romane, die in der neueren Litteratur das sind, was die epischen Gedichte bei den Alten waren, diese, alle Seiten der menschlichen Natur und der bürgerlichen Gesellschaft umfassenden und darstellenden Dichtungen, nehmen unter Göthe's Werken einen bedeutenden Platz ein, und tragen einen eigenthümlichen Stempel. Er hat auch in diesem Zweige der Poesie sehr mannichfaltige Gemälde aufgestellt, und in jedem derselben eine verschiedene Compositionsgabe gezeigt, und einen verschiedenartigen Farbenton angenommen. Er mag im Werther die Leidenschaft der Liebe mit einer überspannten Weltansicht, mit einem sentimentalen reflectirenden Gemüth verbinden, und durch diese sonderbare Zusammensetzung eine moralische Krankheit der Zeit schildern; er mag im Wilhelm Meister das Künstlerleben mit dem leichten, frivolen, abenteuerlichen Treiben der Schauspielerwelt verweben und zum Gegensatz der geselligen Verhältnisse

die aus der Kunst entstehen, die feurigen unbewußten Gefühle der Natur im Mignon und die Elemente der reinen, ungekünstelten Poesie im Harfner darstellen; oder er mag in den Wahlverwandtschaften die eiserne Hand des Schicksals über die Freiheit der Neigungen und der Empfindungen walten lassen: immer erscheint Göthe als ein feiner, scharfsinniger, auch der verborgensten Falten des menschlichen Herzens kundiger Forscher, immer verräth er eine tiefe Kenntniß aller Verhältnisse des häuslichen und gesellschaftlichen Lebens. In sittlicher Hinsicht kann freilich die Tendenz seiner Romane, die Wahl der in ihnen auftretenden Personen und der besonderen Lagen, in welche er sie versetzt, manchen Tadel verdienen, aber aus dem psychologischen Gesichtspunkt findet man ihn immer wahr und meisterhaft. Mit dem was der Mann und die Frau sein sollen, macht er sich wenig zu thun; was sie unter den gegebenen Umständen sind oder sein können, bleibt ihm immer das Höchste.

Die kleinen Gedichte dieses großen Dichters geben vielleicht am meisten das Maaß seines vielseitigen, unerschöpflichen Talents. Kinder des Augenblicks, der momentanen Stimmung der Seele, bieten sie eine Mannichfaltigkeit der Formen, der Töne dar, die an das Unendliche grenzt, den erstaunten Leser immer überrascht, und ihn zur höchsten Bewunderung zwingt. Es herrscht in ihnen bald ein tändelnder, leichter, einfacher, echt antiker Geist; bald spricht sich in ihnen der romantische, geheimnißvolle, phan-

tastische Charakter des Mittelalters aus; bald verkünden sie die Fülle und die reichhaltige Ader der Kultur der jetzigen Zeit. Aber sie mögen nun der Ausdruck des Spottes, oder der fröhlichen Laune, der spielenden Träumerei, der innigen Wehmuth sein, immer tragen sie das Gepräge der Vollendung und athmen zugleich eine hohe Natürlichkeit.

Neben der Universalität seines Genies, die sich in allen Arten der Dichtung bewährt hat, stellt sich die Objectivität seiner Poesie als das in ihm Charakteristische dar. Durch diesen eigenthümlichen Hauptzug zeichnen sich seine Werke vor allen neueren aus; obgleich er auf allen Seiten einen lebendigen Abdruck der heutigen Civilisation darbietet, scheint er doch zur Welt der Alten zu gehören. So wie sie, so wie die Größesten unter ihnen, versetzt er sich ganz in die Zeit, die Lage, die Leidenschaften, die Denk- und Empfindungsweise der Personen die seine Phantasie erschafft. Die Bewegung geht bei ihm von Innen nach Außen, und aus dieser Bewegung geht eine Welt von Anschauungen hervor, in welche wir ihm folgen und in ihr gern verweilen; Alles in ihr hat ein wirkliches Leben; die Helden, ihre Schicksale, die Begebenheiten, die sie herbeiführen und die auf sie zurückwirken, durchkreuzen sich nach allen Richtungen, und behalten immer ihre eigenthümliche Gestalt; Leser und Zuschauer treten nie aus der ihnen vorgezauberten Handlung. Sie wandeln in dieser erdichteten Welt wie in der Natur selbst, und werden

nie veranlaßt an den Dichter zu denken oder in seine Seele und in sein Gemüth zu schauen. In der Mitte einer malerischen Landschaft, einer schönen, reichhaltigen, üppigen Gegend, in welcher die Sinne schwelgen, wer würde das Auge von ihr abwenden, um in den Spiegel, in welchem sie sich darstellt, hineinzusehen, wäre es auch ein Zauberspiegel, aus welchem alle diese herrlichen Gegenstände hervorgegangen wären! Wer Göthe liest wird eben so wenig an die Person des Dichters erinnert, als er bei der Lesung der Ilias oder der Odyssee an Homer denkt. Immer verläugnet Göthe sich selbst, auch da wo er mit allem Feuer der Rede seine Helden auftreten läßt; wenn er die Lyra ergreift, und sich in ihre Töne zu verlieren scheint, reißt er sich von seiner eigenen Individualität los, und verräth selten oder nie seine Meinungen, seine Grundsätze, seine eigenen Gefühle, seine eigenen Ansichten von der Welt und vom Menschen. Die Objectivität dieses großen Dichters geht so weit, daß auch, nachdem man sich mit seinen Werken vertraut gemacht hat, mit ihnen gelebt und von ihnen durchdrungen, alle Schönheiten derselben auswendig weiß, wenn man sonst keine andere Auskunft über den Charakter und das eigenthümliche Ich des Dichters hätte, man schwerlich aus seinen Gedichten sich eine bestimmte und richtige Idee seines Glaubens, seiner Freuden und Leiden, seines Thun und Treibens, seiner Lieblingsempfindungen und Gedanken, mit einem Worte, seines eigenthümlichen Ich machen würde. Was ihm

vielleicht das Objectiviren erleichtert hat, ist die Höhe seiner Intelligenz und eine Unabhängigkeit, die ihm früh einen erhabenen Standpunkt angewiesen haben, von welchem aus er mit einer großartigen Gleichgültigkeit die menschlichen Dinge überschaut und gewürdigt hat. Vielleicht hat er in der Tiefe seines Wesens, bei aller Lebendigkeit einer schöpferischen Phantasie, bei aller Wärme eines in fremde Lagen sich versetzenden Gemüths, eine nie getrübte, nüchterne, an Kälte grenzende Ruhe, die ihn der subjectiven Begeisterung entfremdet, oder ihm erlaubt, sich nach Belieben von ihr loszumachen; eben weil er wenig von Allem hält, weil er keinen reellen Werth auf das Reale legt, weil kein System, keine Lehre, keine Ansicht, mit ihm innig verbunden und verwachsen, eine absolute Wahrheit und Wichtigkeit in seinen Augen hat, so ist ihm allseitige Bewegung der Geisteskräfte das Höchste; nichts beengt, hemmt, fesselt in ihm das freie Spiel aller Vermögen der Seele, und eben deswegen ist alles ihm reines Spiel, alles was ist oder da gewesen ist, sei es auch das Heiligste, dient ihm nur als Element dieses glücklichen Spiels, als Stoff zu seinen Kunstwerken.

Ganz anders verhält es sich mit Schiller, und in dieser Hinsicht kann man mit Recht sagen, daß er einen Gegensatz zu Göthe bildet. Er besitzt weder die Universalität seines großen Zeitgenossen und Freundes, noch, obgleich auch groß, hebt er sich zu dessen reiner, hoher Objectivität empor; das Sub-

jective hat bei ihm ein entschiedenes Uebergewicht. Seine Neigung, die Bewegung der Zeit, und auch die natürlichen Anlagen seines Verstandes und seiner Vernunft führten ihn frühe in die Tiefen der Kantischen Philosophie, und dieses Studium gab seinem Geiste eine Richtung und einen Anstrich, die er nie hat verläugnen und verwischen können. Die ursprüngliche Tendenz und der eigenthümliche Charakter seiner Individualität flößten ihm diese Vorliebe ein, sie waren nicht von ihr erzeugt, aber unstreitig durch sie verstärkt. Ein angeborner Hang trieb ihn zu allgemeinen Begriffen und Ideen, sein Gemüth belebte sie nicht allein, sondern veranlaßte sie; seine Phantasie verlieh ihnen Formen und Farben, und diente nur zu ihrer Versinnlichung. Das Gemüth, ein tiefes, umfassendes, reichhaltiges Gemüth war in ihm das Vorherrschende; eine mannichfaltige Gedankenwelt ging aus diesem hervor, allein es war ein Gemüth, das Alles in sich aufnahm, und Allem seinen Stempel aufdrückte, weit mehr als ein Gemüth das von Innen nach Außen geht, und sich mit den individuellen Gegenständen verschmilzt oder individuelle Gestalten hervorruft. Er hatte eine üppige, schöpferische Einbildungskraft, aber sie eignete sich mehr, eine große Fülle von Bildern und malerischen Ausdrücken hervorzurufen, als lebendige Wesen mit scharfen, bestimmten Zügen zu erschaffen. Daher kommt es denn, daß Schiller mehr oder weniger auch in seinen gelungensten dramatischen Dichtungen sich

selbst ausspricht; daß er selbst hinter allen Personen, die er auftreten läßt, durchschimmert, sein eigenes Ich immer verräth, und ihnen allen dadurch einen rednerischen Anflug giebt. Daher kommt es auch, daß wer Schillers Werke beschaut, ihn nie aus den Augen verliert, und ihn immer erkennt mit seiner eigenthümlichen Denk- und Empfindungsart unter allen Formen die er annimmt. Daher denkt man stets an ihn; man begnügt sich nicht ihn zu bewundern, man gewinnt ihn lieb, und der Schwung seiner Ideen, die Hoheit seiner Gesinnungen, das Edle, Großartige seiner Gefühle reißt uns mit sich fort. Er dringt nicht allein in uns, sondern wir dringen auch in sein Inneres, oder vielmehr, er öffnet es uns freiwillig, und macht uns zu Vertrauten aller Geheimnisse seines Herzens. Der Mensch in ihm trägt viel zu der Begeisterung bei, die uns der Dichter einflößt. Grade das Gegentheil von dem was wir bei Göthe auseinander gesetzt haben. Wenn man bei diesem schwer ausmitteln kann, was er als wahr, als wichtig, als heilig anerkennt, so wäre es eben so schwer, in allen Dichtungen Schillers zu verkennen, daß er eine allgemein gültige, absolute Wahrheit annimmt; daß er derselben huldigt, die Freiheit hochachtet, das ewige Recht festhält, an das Uebersinnliche glaubt, und von einer reinen, warmen, unversieglichen Liebe für dasselbe durchglüht, den Feuerstrom der seine Adern durchläuft, in alle mit ihm verwandte Seelen ergießt. Wer, wie der Dichter es

in seinen Werken thut, sich selbst vergißt, um die reine Anschauung des Schönen in sich aufzunehmen, wird Göthe höher als Schiller stellen; wer hingegen von Natur geneigt ist, die Dichtungen auf seine Individualität zu beziehen, und dieselbe in den Schöpfungen der Kunst wiederzufinden liebt, alle diese, Schillers Genius verwandte Seelen werden ihm den Vorzug geben.

Doch, obgleich dieser große Dichter nie ganz den Charakter seines poetischen Geistes verläugnet hat, so ist es unverkennbar, daß auf der Stufenleiter der Entwickelung seines poetischen Geistes er sich vielseitig entfaltet hat, und der Objectivität immer näher getreten ist. In Kabale und Liebe, in den Räubern, in Fiesko kündigt sich zwar eine energische Phantasie, ein leidenschaftliches Gemüth an, allein die wilde Kraft ist noch nicht vom Meister gebändigt; eine Goldader fließt durch diese Dichtungen, aber das ungeläuterte Erz ist noch nicht von den Schlacken gereinigt, und das Genie hat noch nicht gelernt, die freiwilligen Fesseln des Geschmacks zu tragen. In dem ersten Stück sieht man deutlich, daß er den Menschen theils erräth, theils willkührlich construirt, aber die Menschen, zumal die sich in den höheren Kreisen bewegen, nicht gehörig beobachtet hat. In dem zweiten hat er neben einer satanischen, mit Niederträchtigkeit versetzten Bosheit den verführerischen Glanz einer falschen Größe dargestellt. In Fiesko merkt man leicht, daß er die Geschichte noch nicht gründlich

genug kannte, um geschichtliche Gestalten, ihrem Charakter, der Zeit, dem Ort, dem Lande gemäß, in welchen sie auftreten, mit poetischer Wahrheit sprechen und handeln zu lassen. Man vermißt in allen diesen dramatischen Werken die einfache Sprache der Natur. Der Styl derselben, mit Bildern überfüllt, ist abwechselnd pomphaft, schwülstig und gesucht. Es herrschen in diesen Kindern seiner Jugend alle Fehler einer rhetorischen Manier.

Von diesem Zeitpunkte an suchte Schiller durch gründliches Studium der Geschichte sich die Kunst anzueignen, ausgezeichnete Individualitäten in ihrer Lebendigkeit aufzufassen und darzustellen, und auf diese Art seinem Hange zum Abstracten, Allgemeinen, Unbestimmten entgegenzustreben. Seitdem hat er nur ein einziges Trauerspiel reiner Erdichtung, wo die Charaktere und die Handlung aus seiner Phantasie allein hervorgegangen sind, geschrieben, und dieses Trauerspiel, die feindlichen Brüder, gehört gewiß nicht, trotz der schönen, hohen, großartigen Sprache, die in demselben herrscht, zu seinen ergreifendsten Werken. Alle seine übrigen Trauerspiele sind der Geschichte entlehnt, und allen sind historische Vorarbeiten vorangegangen, die man seine poetischen Studien nennen könnte, und denen wir das mit Farben überladene Gemälde des Abfalls der Niederlande und die reifere, besser gezeichnete, mehr pragmatische Geschichte des dreißigjährigen Krieges verdanken. Don Carlos bildet den Uebergang der früheren Periode Schillers

zur zweiten, immer vorschreitenden und der Vollendung immer näher rückenden Periode. Don Carlos ist im strengen Sinne des Wortes ein vollkommener Abdruck der Individualität des Dichters: der ganze Schiller, wie er damals war, erscheint hier in seiner Eigenthümlichkeit und beurkundet sich unter dem Namen aller redenden und handelnden Personen. Man könnte es eher ein dramatisirtes didactisches Gedicht als ein Trauerspiel nennen; es ist in demselben weit mehr Beredsamkeit als Poesie, und so sehr man auch in ihm den großen Reichthum tiefer und großer Gedanken bewundert, so sehr man auch vom Kampf der gegeneinander streitenden Ideen der Zeit fortgerissen oder in die höchste Spannung versetzt wird, so kann man doch nicht umhin zu bekennen, daß Carlos, Posa, Philipp selbst zu sehr die Farbe des achtzehnten Jahrhunderts tragen, den Ueberzeugungen des Dichters nur zur Folie dienen, und daß das Ganze eine geistreiche, öfters erhabene Sünde gegen die historische und poetische Wahrheit ist.

Don Carlos war der Wendepunkt seines dramatischen Genies; seit dieser Erscheinung hat er immer weniger mit allgemeinen, immer mehr mit scharfen, bestimmten, individuellen Zügen seine Helden gezeichnet, und sie mit einem wahren Leben ausgestattet. Seinem Ich sich entfremdend, aus sich selbst hervortretend, hat er von Werk zu Werk vorschreitend seinen Dichtungen immer mehr Objectivität gegeben. Die Erfindung, der Gang der Handlung mag in densel-



ben manchen Tadel verdienen. Aber eben so wenig kann man in allen die Kraft der Darstellung, die Mannichfaltigkeit des Farbentons bei einer stets ernsten, würdigen, hohen Sprache, ein tiefes, pathetisches, echt tragisches Gefühl, und eine große dramatische Bewegung verkennen. Die Trilogie von Wallenstein ist insofern ein Mißgriff, als das erste Stück, das Lager von Wallenstein, ein Gemälde ohne Handlung darbietet, das zweite, die Piccolomini, fein angelegte und gewebte Vorbereitungen ohne Ausgang und eigentlichen Schluß enthält und das dritte, der Tod Wallensteins, einen Hauptcharakter darbietet, der an sich, unschlüssig und zwischen Verrath und Treue schwankend, zwar historisch richtig aufgefaßt sein mag, dem aber die poetische Wahrheit, die zum poetischen Effect nothwendig ist, mangelt. Allein das Lager von Wallenstein ist mit einer seltenen Kunst zusammengesetzt, und giebt vom dreißigjährigen Kriege eine Anschauung, die allen Geschichten desselben fehlt, und sie alle überwiegt. Die meisterhaft gezeichneten und contrastirenden Charaktere der beiden Piccolomini und die über dem Gewühl des Krieges und der Partheien schwebenden Gestalt der reinen, zärtlichen ätherischen Thekla entschädigen den Zuschauer für das Mangelhafte des Plans, und lassen ihn, wenn der Vorhang fällt, zwar unbefriedigt, aber von der Erwartung künftiger Dinge tief ergriffen. Die Macht des Schicksals, die Wallenstein, in sich selbst uneins und zerrissen, in einem schwebenden Gemüthszustand mit

mit sich fortreißt, und in den Abgrund des Verderbens stürzt, verbindet den Kampf der Leidenschaften mit der Ankämpfung gegen eine höhere Gewalt, und wirkt auf eine erhabene Art mit der vereinten Kraft der alten und der neuen dramatischen Dichtkunst.

In Maria Stuart hat Schiller zwar das Interesse an der unglücklichen Königin geschwächt, indem er das noch ungelösete Problem der Verschuldung von Maria gegen sie löset, und indem er in der grellen und heftigen Scene mit Elisabeth sie aus den Schranken der echten Weiblichkeit treten läßt, aber troß dem hat er die Heldin des Stücks mit einer echten künstlerischen Liebe so rührend, so edel stolz, so sanft schwärmerisch im Leben, so männlich stark im Tode dargestellt, daß alle Gemüther im Innersten bewegt und erschüttert werden. In der Jungfrau von Orleans hat er einen Stoff gewählt, der viel besser zum epischen als zum dramatischen Gedicht sich eignet, da das Wundervolle weit mehr der für Alles leichtgläubigen Phantasie als den ungläubigen Sinnen angemessen ist; auch war vielleicht die einfache Geschichte ergreifender als die Erfindungen, durch welche er sie verändert hat; aber mit welcher poetischen Wahrheit hat er das unschuldige, unbefangene, fromme, demüthige, sich selbst verkennende und zugleich durch den Hauch der göttlichen Eingebung so heldenmüthig handelnde und sterbende Mädchen gezeichnet, ausgemalt, und wie läßt er das ganze Zeitalter sich um diesen schönen Mittelpunkt bewegen!

Wilhelm Tell ist vielleicht die Krone aller seiner Schöpfungen in Hinsicht der Individualität aller Personen, die sich in dieser historischen Composition feindselig begegnen oder verbunden zu einem Zwecke wirken. Die Natur des anmuthig erhabenen Landes, die milden Sitten und zugleich der kräftige Wille, die selbständige Entschlossenheit der Hirten, Alles wird mit Lokalfarben dargestellt; man wandelt durch die Alpenthäler, man sieht die bald spiegelhellen bald stürmischen Seen, man hört die sanft begeisterten Töne des harmlosen Volks, man athmet eine so frische, belebende Luft, daß man die Fehler des Stücks vergißt, und dem Dichter verzeiht, daß er sich eigentlich gegen das erste Gesetz der Tragödie versündigt hat, indem er zwei Handlungen, ganz verschieden und durch einen großen Zeitraum getrennt, an einander reiht. Die Fortschritte, die Schillers Genius in der dramatischen Laufbahn gemacht hat, und die man bei jedem Product seiner tragischen Muse von Carlos an wahrnimmt, berechtigten noch zu größeren Hoffnungen, als er in der Mitte seines Lebens diesen Erwartungen entrissen wurde, ehe sein Genie das Höchste was es zu leisten vermochte, erreicht hatte, und das schmerzliche Gefühl, unvollendete Werke zurückzulassen, ins Grab mit nahm; ein Schmerz, den ganz Deutschland theilte.

Die kleineren Gedichte dieses Dichters tragen noch weit mehr als seine dramatischen Arbeiten den Stempel seiner Individualität, seines reflectirenden,

in sich gekehrten Geistes und seines herrlichen Gemüths; aber was in den Trauerspielen öfters als Fehler erscheint, wird in seinen vermischten Gedichten die Quelle großer Schönheiten. Hier zeigt sich in seiner eigenthümlichen Kraft und Farbe die Fülle eines Talents, welches allerdings noch mehr Anlagen zur Redekunst als zur reinen Poesie, zu einer gewissen philosophischen Sentimentalität als zur objectiven Darstellung der Gegenstände hatte. Allein auch diese Art zu dichten erfordert eine eigene Virtuosität, entspricht einer bestimmten Tendenz der menschlichen Natur, und viele edle Gemüther besitzen eine entschiedene Vorliebe für Gedichte dieser Gattung. Doch muß man bemerken, daß Schiller in seinen Balladen mit Glück andere Formen versucht, und andere Töne hören läßt; der Strom seiner Erzählung fließt dort rasch, lebendig, malerisch, und vergegenwärtigt uns die Objecte auf eine höchst anziehende Art.

Im Allgemeinen bleibt es nicht minder wahr, daß Schiller in den meisten seiner kleinen Dichtungen Göthe's Vollendung und Vollkommenheit nicht erreicht; nur in der Wahl, der Correctheit und der harmonischen Melodie des Versbaues kann er es mit ihm aufnehmen und übertrifft ihn sogar. Im ersten überwiegt die Form den Stoff, im andern der Stoff die Form: dieser ist inhaltreicher und gedankenvoll, jener hält es mehr mit den reizenden Bildern der Phantasie; Göthe spielt auch da wo er den Schein des Ernsten annimmt; Schönheit, Naivetät und Grazie

sind ihm das Höchste. Schillern ist auch das Spiel immer ernst; er neigt sich mehr zum Erhabenen; das Uebersinnliche hat für ihn einen besondern Reiz, und in allen seinen Gemälden zeigt sich immer im Hintergrunde etwas Unendliches, welches in der Seele des Dichters vorherrschend war und den Leser anweht; aus der Tiefe oder von den Höhen zeigt sich das Denken und Empfinden wie ein Hauch des Geistes Gottes, der sich über das Weltall bewegt. Dieser Charakter der Schillerschen Muse wird, so lange die Deutschen ihrem eigenen Charakter treu bleiben werden, Schiller vor Allen zum Nationaldichter machen; sein Genius ist der idealisirte Abdruck des Genius der Gesammtheit; die Deutschen finden sich wieder in demselben, in verklärter Gestalt und in gesteigerter Potenz. Denn der Deutsche liebt vor allen die Kraft der Gedanken, das Allgemeine der Begriffe und der Vorstellungen, die Reinheit der Gesinnung, das Großartige der Gefühle, die Energie der Seelenvermögen, das ethische Gepräge. Göthe durch seine Vielseitigkeit und das Plastische seiner Kunst gehört allen Zeiten und allen Völkern; Schiller gehört uns ausschließlicher, und ist als Abbild der Deutschen, so wie die Cultur sie ausgebildet hat, ein Nationaleigenthum.

Wenn von allen deutschen Dichtern Schiller derjenige ist, der als Repräsentant des Nationalcharakters der Deutschen diesen der Nachwelt in seiner ganzen Hoheit und mit allen ihm inwohnenden Eigenthümlichkeiten offenbaren wird, so ist unstreitig Wie-

land derjenige, der am wenigsten die deutsche Nationalität ausspricht und anspricht. Anmuthig, fruchtbar, auf leichten Flügeln getragen, verweilt seine Phantasie in den Regionen der sinnlichen Welt, die er nicht einmal immer zu veredeln und zu idealisiren versteht. Seine Muse bleibt unter allen Formen ein schalkhaftes, witziges, tändelndes und nicht selten muthwilliges Mädchen, welches von einem anständigen, sittsamen Wesen wenig hält und das Ernste, Hohe, Uebersinnliche verkennt oder verschmäht. Wieland besitzt keine Originalität, er hat abwechselnd mit den Franzosen, den Italienern und den Griechen gebuhlt, und von ihnen durch sein glückliches Talent der Nachahmung viel entlehnt und angenommen. In seiner ersten Jugend verirrte er sich in die rein didactische, ja sogar in die sentimalisch-mystische Poesie, aber bald erkennend, daß ihm von der Natur dieser Ton nicht gegeben war, und er Wahlverwandtschaft mit den entgegengesetzten Gegenständen hätte, trat er in die Laufbahn die er seitdem nie verlassen, und mit einem nie ermüdenden Fleiß nach allen Richtungen durchwandert hat. Lucian, Horaz, Ariosto und Voltaire haben seinem, ihnen verwandten Geist immer vorgeschwebt: er hat von Allen etwas in sich aufgenommen, ohne einem von ihnen gleich zu kommen. Die feine Ironie des Lucian und dessen Kunst, die zu seiner Zeit gangbaren religiösen Lehren anzugreifen, hat er sich eigen zu machen gesucht, und hat diese Art Waffen gegen den Afterglauben, die Schwärme-



rei, die philosophischen und religiösen Begriffe gebraucht; aber er hat nicht die lebendige Kürze, den raschen Dialog, den zarten und sichern Geschmack des Lucian erreicht. Horazens Episteln und Satiren hat er meisterhaft übersetzt, aber in seinen eigenen Compositionen dieser Gattung mangelt ihm der feine Weltton des Freundes von August und Mäcen, er hat eine breitere, ausführlichere Manier und dieses ist der Hauptfehler der allen seinen Werken anklebt; er ist nie so sinnlich und so derb als der Venusinische Dichter, aber auch nie so leicht spielend und über die Gegenstände weggleitend wie dieser. Im Oberon, der gelungensten seiner poetischen Schöpfungen, ist die Nachahmung des Ariosto unverkennbar. Der romantisch phantastische Stoff, die gewählte Form des Versbaues, der tanzende Gang der Erzählung, alles erinnert an dieses sein Vorbild. Aber wie verschieden von ihm in Hinsicht der Reichhaltigkeit des Gewebes, der Mannichfaltigkeit der Dichtung, des genialen Schwunges des Styls, der ätherischen Bewegung der Handlung. In einigen Scenen ist vielleicht Wieland rührender und ergreifender, aber man vermißt in ihm die magische Luft, welche die Feenwelt des italienischen großen Zauberers durchweht und das unnachahmliche Lächeln über sich selbst und seine Erdichtungen, welches beim Ariost durch alle Strophen immer durchschimmert. Voltaire's unerschöpfliche Ader des Witzes, der Laune, des Spottes ward Wielanden nicht zu Theil, eben so wenig als der sichere, feine, ausge-

bildete Geschmack, der Voltaire auch in seiner Ungebundenheit nie verläßt, ihn auch da zurückhält wo er am meisten ausschweift, und ihm nie erlaubt zu viel oder zu wenig zu sagen. Wielands witzige Einfälle sind oft gesucht und verrathen Anstrengung, seine oft erkünstelte Laune geht selten aus einer fröhlichen Stimmung hervor, sein Spott hält sich zwar in gewissen Schranken, und artet nie in Bitterkeit aus, aber er verfällt leicht ins Gemeine, so wie er seinen oft glücklichen Scherz verdirbt, indem er ihn gar zu sehr in die Länge zieht.

Diese Weitschweifigkeit, dieses übermäßige Dehnen einer jeden Idee, eines jeden Einfalls, eines jeden Gefühls ist, wie wir schon sagten, Wielands Hauptfehler. Er tritt noch weit mehr in seinen Romanen als in seinen eigentlichen poetischen Schriften hervor. Diese Romane muß man freilich in Hinsicht der Erdichtung der handelnden Personen und der Erfindung der Begebenheiten die ihr Thun bestimmen oder durch ihr Thun bedingt werden, erwähnen, wenn von Wielands poetischen Verdiensten die Rede ist, aber man muß auch gestehen, daß sie nur einen sehr geringen poetischen Werth haben. Sie sind eigentlich nur mehr oder minder glücklich gewählte Rahmen, innerhalb deren seine Philosophie oder Politik sich bewegt; ziemlich lose Gewebe, auf welche er seine Lehrsätze und seine Ansichten des Menschen und des Weltalls mit mannichfachen Farben aufträgt. Zu dieser Gattung gehören vorzüglich

Agathon und der Goldene Spiegel. Es war eine Zeit wo diese Romane wegen ihrer Form so wie wegen ihres Stoffes viel galten und als Meisterstücke gepriesen wurden. Diese Zeit ist verflossen, in unseren Tagen werden sie vielleicht zu sehr vernachläßigt und vergessen. Doch bleibt es wahr, daß sie eine zu leichte und zu nüchterne Nahrung enthalten, um unserer Zeit zu genügen. Wielands Philosophie besteht in einem feinen Epicuräismus, der sich in eine mit Liebe zum Schönen versetzte Sinnlichkeit auflöset. In ihr giebt es nichts Großartiges, Tiefes, Hohes, nichts was Kraft verräth oder zur Entwickelung und Stählung der Kraft dienen kann. Wieland findet sich gern ab mit dem Menschen wie er ist. Weit entfernt, ihn zu erheben und ihm das Ideal nach welchem er streben soll, vorzuhalten, ergießt er über dasselbe seinen Spott, oder gedenkt dessen nur mit einem mitleidigen Lächeln. Er selbst war durch die Energie des Charakters nichts weniger als ausgezeichnet; im Gegentheil drückt er auf alles was er schreibt den Stempel einer gewissen Weichheit und Schwäche. Allen seinen Dichtungen mangelt die reine Objectivität, er hat immer einen subjectiven Charakter, er spricht seine Persönlichkeit aus, und diese empfiehlt sich nicht durch den edlen, sittlichen, erhabenen Sinn, den wir an Schiller wahrgenommen und bewundert haben. Man hat oft wiederholt, daß in den philosophischen Romanen Wieland eine so gründliche Kenntniß des griechischen Lebens bewiese, daß er sich

so sehr die griechische Denk- und Empfindungsart angeeignet hätte, und so gut verstände in den griechischen Geist und Ton sich zu versetzen, daß uns in seinen Schriften die ganze griechische Welt wiedergegeben würde. Es ist nicht zu läugnen, daß er öfters mit Anmuth geschwätzig, wie die Griechen, ist, daß er ihnen das Geheimniß einer gewissen nachläßigen Grazie abgewonnen hat, daß er manchmal mit attischem Salz faselt, aber seine Philosophie hat weder Plato's Schwung noch des Aristoteles Bestimmtheit und Kürze. Er kennt die Begeisterung nicht, die aus dem Gemüth allein entspringt und nicht von dem Verstand erkünstelt wird; man vermißt immer in ihm die herrliche Mischung von ruhiger, stiller, männlicher Kraft und sanfter Bewegung, von Fülle und Nüchternheit, von Plastik und Malerei, welche aus allen Schriften der Griechen hervorleuchtet, und das Charakteristische des echt antiken Styls bildet. Die Würdigung der politischen Schriften Wielands gehört nicht hierher; seine politischen Romane haben dieselben Vorzüge und dieselben Fehler die seine philosophischen auszeichnen. Man würde vergebens bei ihm eine aus der Tiefe geschöpfte allgemeine Theorie des Staatsrechts und der Gesetzgebung suchen; aber um so mehr findet man in seinen Schriften practische Maximen der Staatsklugheit, eine Menge richtiger Urtheile über den Zweck der bürgerlichen Gesellschaft, den Geist der Regierungen, den Gang der menschlichen Dinge. Wenige deutsche Schriftsteller haben

so wie er mit einem durch Geschichte und Erfahrung, durch Beobachtung der Menschen und eigenes Nachdenken geschärften Verstand von aller Uebertreibung und allen sanguinischen Hoffnungen freien Geiste die großen Begebenheiten unserer bewegten Zeit betrachtet und gewürdigt. Die seltene Prävisionsgabe mit welcher er die Entwickelung der verschiedenen Phasen und des Ausganges der französischen Revolution vorausgesehen hat, sichert ihm auch bei der Nachwelt einen ausgezeichneten Platz unter den politischen Schriftstellern.

Herder wird auch oft zu den poetischen Genies, die in dieser schönen Periode der deutschen Litteratur geglänzt haben, gerechnet. Daß er die zwei Elemente eines poetischen Genius in sich vereinigte, nämlich lebendige Phantasie und tiefes Gemüth, kann man nicht läugnen; sie haben sich nur in ihm unter andern Formen als den eigentlich poetischen gestaltet. Unstreitig hatte er ein seltenes Talent, fremde Blüthen der Poesie auf deutschen Boden zu verpflanzen. Seine gründliche Kenntniß der todten und der lebenden Sprachen, sein vielseitiger Sinn für Schönheiten ganz verschiedener, sogar entgegengesetzter Art und die Biegsamkeit seines Geistes, die es ihm leicht machte, sich in andere zu versetzen und eine große Mannichfaltigkeit der Töne anzunehmen, gaben ihm die Mittel, die vaterländische Litteratur zu bereichern, indem er aufs glücklichste fremde Schätze in dieselbe übertrug. Diese verdienstliche Arbeit gelang

ihm um so besser, als er selbst keinen eigenthümlichen, hervorragenden schöpferischen Charakter hatte; sein Mangel an Originalität in dieser Hinsicht erlaubte ihm die Originalität anderer aufzufassen und wiederzugeben. So hat er mit gleichem Erfolge die hohe Einfalt und die nüchterne Schönheit des kleinen griechischen Liedes, das Zarte, Schwärmerische der spanischen Romanze, das ernst Spielende des italienischen Sonnets, das Naive, Phantastische der englischen Ballade unübertrefflich nachzuahmen und in die Formen unserer reichhaltigen Sprache zu übersetzen gewußt. Sein Meisterstück in dieser Gattung poetischer Arbeiten ist unstreitig der Cid. Indem er die auswärtigen Früchte der Litteratur den Deutschen vorlegte und die verschiedenartigsten Bahnen abwechselnd betrat, in welche die Leser ihm gern folgten, bewahrte er ihren Geschmack vor Einseitigkeit, erweiterte er die Sphäre des vaterländischen Genius, und öffnete ihm ein neues Feld. Herders eigene Gedichte erheben sich nicht über das Mittelmäßige, und verrathen selten Eigenthümlichkeit. Aber merkwürdig genug ist es, daß in allen seinen prosaischen Schriften, sie mögen historischen, philosophischen oder kritischen Inhalts sein, die dichterische Stimmung des Gemüths nicht allein durchscheint, sondern öfters überwiegend hervortritt. Daraus entstehen freilich Schönheiten eigener Art, ein gewisser Schwung der Ideen, eine Belebung der Begriffe durch Gefühle, eine bilderreiche Sprache, und auch da wo er

den Leser in die reine Verstandeswelt zu versetzen trachtet, weht ihn immer wie Frühlingsluft ein Hauch der Phantasie an. Diese seltene Mischung ungleichartiger Elemente bringt aber auch eigene Fehler hervor. In der Geschichte gehen Herdern dadurch die gedrängte Kürze, die einfache Darstellung, die ruhige Bewegung öfters ab; in der Philosophie vermißt man die Klarheit, die Bestimmtheit, die kalte, unpartheiische Zerlegung der Lehrsätze; in der Kritik tritt oft das Charakteristische seines Geistes mehr hervor als das zu Charakterisirende, und Vorliebe für diese oder jene Manier trübt nicht selten sein Urtheil. Im Ganzen kann man sagen, daß bei ihm die Philosophie die Poesie verdirbt und diese Letztere wieder der Ersteren eine falsche Richtung giebt; er hat immer zu viel von beiden, um die Eine oder die Andere in ihrer Reinheit zu erschaffen und das Höchste in einer derselben zu erzielen. Immer geneigt das Allgemeine aufzufassen, verfehlt er die Individualitäten, und hinwieder kann er sich von denselben nie genug losmachen, um die Abstraction in ihrer Vollendung zu erfassen. Es ist daher in allen seinen Schriften ein gewisses Helldunkel verbreitet, welches den gemüthlichen Leser anspricht, aber den scharfen und strengen Denker zurückstößt. Bilder ersetzen oft bei ihm die Begriffe, und indem die Gefühle die Ideen erwärmen, benehmen sie ihnen oft das nöthige Licht. Hierzu kommt noch, daß aus seinen ersten Studien, die den heiligen Büchern der Hebräer gewidmet waren, und

die ihm das schöne Werk über den Geist der hebräischen Poesie eingaben, ihm immer etwas vom morgenländischen Styl geblieben ist, welcher dem Seinigen Kraft, Kühnheit und Hoheit verleiht, aber nicht selten in falschen Pomp und Schwulst ausartet.

Diese schöne Zeit der deutschen Poesie, wo die größten Geister in ihrer vollen Kraft dichteten und wirkten, ist verschwunden mit denjenigen die sie zur Ehre der Nation verherrlichten. Göthe allein, der größte von allen, steht noch da in einem mit Ruhm bekränzten Alter, wenn nicht in der ganzen Fülle seines poetischen Lebens, doch noch von Zeit zu Zeit bei seinem Niedergang nach allen Seiten Strahlen des ihm inwohnenden Lichts in das Dunkel unseres Himmels sendend. Er steht da, Bewunderung und Ehrfurcht gebietend, wie eine herrliche Säule einer untergegangenen Periode, oder vielmehr wie ein immer mehr verwitternder Tempel, dessen nahen Zusammensturz man mit trüber Ahnung befürchtet. Mit ihm scheint unser poetischer Ruhm untergehen zu sollen, denn es zeigen sich keine würdigen Erben seines Genies, keine Männer welche die Lücke, die unermeßliche, die er in der deutschen Litteratur zurücklassen wird, nur einigermaaßen auszufüllen versprächen, und, sei es auch theilweise, den uns drohenden Verlust ersetzen oder mildern könnten. Die Zahl der aufgehenden Dichter ist zwar groß, und unter ihnen giebt es einige, die nicht ohne Talente, Verdienste und Vorzüge mancher Art sind, aber es ist

keiner erstanden der eine wahre Genialität beurkundete, der eine ursprüngliche ihm eigenthümliche reichhaltige Ader vom Himmel empfangen hätte, und seinen Werken den Stempel einer nicht zu verkennenden Originalität aufgedrückt hätte. Sie sind mehr oder minder geschickte Nachahmer einer ihnen fremden Größe; man hört nur Nachklänge einer untergegangenen Harmonie, oder Anklänge einer schwachen Hand, die nicht tief und kräftig in die Leier einzugreifen vermag, und welche schnell verklingen. Manche, der Gewalt ihres Fluges zu viel zutrauend, haben versucht, sich neue Bahnen zu brechen, aber sie haben das Abenteuerliche für das Kühne, das Excentrische für das Erhabene, das Verzierte für das Schöne, das Gezerrte, Convulsivische für das Energische, das Gemeine für das Naive, das Gekünstelte für das Kunstvolle genommen, und sind so auf Abwege gerathen, die sie troß ihrer Anstrengung der Vergessenheit Preis geben müssen. Wenn einmal das Schöne, das Geschmackvolle, das Großartige und Wahre in der Kunst gefunden, aufgefaßt und dargestellt worden ist, so wird es schwer, auf dieser Höhe stehen zu bleiben und dieselbe Linie zu verfolgen. Man fordert, man sucht vor allen Dingen etwas Neues, und man vergißt nur zu oft, daß die Schöpfungen in der Kunst Neuheit mit Vollkommenheit vereinigen müssen, um ihre Wirkungen nicht zu verfehlen. In dem Wahn, die Poesie der Vollendung näher zu bringen, merkt man nicht, daß man rückschreitend in eine wirkliche Ausartung verfällt.

Dieser mißliche Zustand der Poesie in Deutschland läßt sich sattsam erklären aus den allgemeinen Ursachen die einen nachtheiligen Einfluß auf den poetischen Genius in ganz Europa ausgeübt und die wir oben angeführt haben. Nirgends haben sie vielleicht, mit vereinter Kraft die Phantasie lähmend und das Gemüth erstarrend, mehr gewirkt als auf dem deutschen Grund und Boden. Die philosophische Analyse hat alle Gegenstände, alle Vorstellungen, alle Gefühle zu zersetzen getrachtet, und den poetischen Zusammensetzungen die Auffindung des Stoffes erschwert. Die Metaphysik, diese von den Deutschen hochgefeierte und hochgepflegte Wissenschaft, hat alle Individualitäten, alle bestimmte Formen und Wesen in leere, Alles verschlingende Abstractionen aufgehen lassen. Die Politik hat die Aufmerksamkeit der großen Mehrheit der Gebildeten ausschließlich in Anspruch und in Beschlag genommen; die Bedingungen des materiellen Lebens, die Fortschritte der Künste, die der Sinnlichkeit und der Geselligkeit dienen, haben einen Schwung erhalten, der Alles mit sich fortreißt, und das sogenannte Reale, Handgreifliche hat die Idealität der Dichtung, wo nicht in den Gemüthern vertilgt, doch sie geschwächt und verscheucht.

In England wirkt ein Theil dieser Ursachen nicht, weil bei den Engländern der practische Verstand immer ein unverkennbares Uebergewicht über die theoretische speculirende Vernunft behielt, und weil ihre, auf einen verfeinerten und geläuterten Empirismus

gegründete, Philosophie keinen nachtheiligen Einfluß auf das rege Leben der Phantasie und des Gemüths haben konnte. In keinem Lande von Europa haben freilich die materiellen Interessen so wie in England alle Kräfte und eine jede Thätigkeit in Anspruch genommen. Die Production und der Absatz derselben auf der einen Seite, die Gemächlichkeiten des Lebens und die sinnlichen Genüsse auf der andern, scheinen den Flug der Dichtung und die Idealität der Gefühle kaum zuzulassen; und doch muß man gestehen, daß England in den letzten Decennien eine neue herrliche Periode des poetischen Schaffens erlebt hat, eine Periode, die durch ihren eigenthümlichen Charakter von den früheren sich unterscheidet und das Gepräge der Zeit trägt, die aber nicht minder eine der glänzendsten Erscheinungen der britischen Litteratur bildet.

Das erste Zeitalter der englischen Poesie zeichnet sich durch eine geniale, fruchtbare, in der Tiefe und in der Höhe bewundernswürdige Energie aus. Die Kraft des Genies in derselben erregt Erstaunen durch die Größe, die Kühnheit, die Originalität ihrer mannichfaltigen Werke. Sie verläßt und verachtet die gewöhnliche Sphäre und die bekannten Geleise der Poesie. Auf mächtigen Flügeln getragen, hat sie in ihrem Schaffen und Treiben etwas Wildes und Ungebundenes, welches den Leser und den Zuschauer auch dann noch mit sich fortreißt, wenn gleich ein nüchterner Geschmack viel gegen diese Gedichte auszusetzen hat. Diese Periode des freien Waltens des

Genies fängt mit Chaucer an, der noch manches von der italienischen und französischen Poesie erborgt, und endigt mit Waller, der sich schon der zweiten Periode nähert. Shakspeare und Milton sind die zwei Culminationspunkte dieses Zeitabschnitts. Butler gehört noch dazu, als Repräsentant des echten englischen Humors, dieser eigenthümlichen Art von Laune, die in einer höchst anziehenden Mischung von Ernst und spöttischem Scherze besteht. Auf diese Periode folgte die zweite, die von der Regierung Carl's II. bis zu der Georgs I. geht. Die großen Dichter derselben haben mehr Vollendung aber weniger ursprüngliches Genie. In Hinsicht der Correctheit, der Rundung, der Eleganz lassen sie nichts zu wünschen übrig, aber ihnen mangelt öfters die Fülle der Bilder, das Feuer der Sprache, die begeisternde Wärme der Gefühle. Bei ihnen überflügelt die Phantasie selten den Verstand, sondern die erstere scheint dem letzten nur zu dienen. In diesem Zeitraum hat unstreitig der Glanz der französischen Litteratur in ihrer schönsten Epoche auf den Nationalgeschmack der Engländer eingewirkt. Pope kann mit Recht für den Typus, oder, wenn man will, für den Heros dieser Periode gelten; in ihm vereinigen sich alle ihre Vorzüge mit ihren Unvollkommenheiten. Nach diesem Zeitraum haben noch einzelne Dichter gelebt, die einen verdienten Ruhm erlangt haben, und zu den besseren gezählt werden. Young, Thomson, Goldsmith, Savage, Akenside, Johnson verdienen hier genannt zu werden. Alle

diese Dichter haben sich vorzugsweise und mit einer entschiedenen Vorliebe der didactischen oder beschreibenden Poesie hingegeben, zwei Gattungen die ihre eigenen Schönheiten haben, welche aber in Hinsicht der Kraft des Genies die sie voraussetzen, der Reichhaltigkeit der Kunstwerke die sie hervorbringen, der Wirkung die sie auf den Leser machen, der epischen, dramatischen und lyrischen Poesie weit nachstehen. In diesen Dichtern sprechen sich mehr oder minder ein hoher männlicher Ernst, reine edle Gesinnungen, Ehrfurcht und Liebe für Natur, Religion, Sittlichkeit und Freiheit, in üppigen, lebendigen Bildern aus. Aber mehr oder minder herrscht auch in ihnen der reflectirende Verstand, ein düsterer, neblichter Himmel, eine schwermüthige Stimmung, eine finstere Ansicht der Welt, des Menschen und des Lebens; auch in den besten und ihnen gelungensten Stellen findet man mehr Gedanken als Gefühl, und mehr Gefühl als Spuren einer schöpferischen Phantasie. Alles bezieht sich in ihnen auf ihre zwar ausgezeichnete, aber doch immer beschränkte Individualität. Man lernt den Dichter kennen und lieben, aber man bewegt sich nicht in einer neuen objectiven Welt. Es wäre unbillig, diesen Dichtern Geschmack und Correctheit abzusprechen, ja man nimmt öfters in ihnen ein großes Talent wahr; aber man vermißt in ihnen den göttlichen Funken des Genies, und keine ursprüngliche Ader der Phantasie und des Gemüths fließt und strömt durch ihre mit vielem Fleiß ausge-

arbeiteten Werke. Gray allein macht eine ehrenvolle Ausnahme von seinen Zeitgenossen: er allein hat mehr als Talent, er hat Genie, Alles verräth in ihm einen höheren Schwung der Seele, und es ergießt sich in seinen Oden und in seinen Elegien eine aus sich selbst erzeugte, und sich nährende Quelle der erhabensten Empfindungen.

Der poetische Boden, der das Genie, das Talent, den Geschmack zu verschiedenen Zeiten in einer schönen Reihefolge mit allen ihren Blüthen und Früchten getragen hatte, schien erschöpft, und seine mannichfaltige Fruchtbarkeit schien ihn zur ferneren Unfruchtbarkeit zu verdammen. Mehr als irgendwo hatten in England der Gang der Begebenheiten und die Fortschritte der Cultur dem Geist eine Richtung, dem Charakter eine Stimmung, den Gemüthern eine Tendenz gegeben, die der Poesie fremd, ja feindselig genannt zu werden verdiente. Man konnte glauben, daß die poetische Periode der Nation ganz geschlossen sei, und daß die poetischen Versuche, leb- und farblos, nur ein schwacher Nachhall der früheren feurigen und kräftigen Stimmen sein würden, als, gegen alle Erwartung, mit einem Male, drei Männer sich erhoben, die eine neue glänzende, alles Gleichzeitige weit überstrahlende Epoche herbeiführten; welche, obgleich von einander sehr verschieden, doch eine poetische Trias bilden, die es mit den besten und größten der vorigen Jahrhunderte aufnehmen kann; und die alle drei durch einen eigenthümlichen, origi-

nellen Stempel ihre Genialität beurkunden. Die zwei herrlichen Länder, die mit England verbunden sind, wetteiferten mit einander. Byron, Walter Scott in Schottland, Moore in Irland haben ihrem Vaterlande ein reges, poetisches Leben wiedergeschenkt, und ihm in diesem Jahrhundert die Krone der Dichtkunst zugesichert.

Diese Wiederbelebung der englischen Poesie wurde nicht durch allgemeine, in dem damaligen Zustande von England liegende Ursachen herbeigeführt, sondern war einzig und allein die Folge des glücklichen Zufalls, der das Zusammentreffen dieser drei Heroen der Dichtkunst bewirkte. Das Genie ist ein Geheimniß so wie eine Gabe der Natur, und läßt sich nicht aus äußeren Bedingungen ableiten oder erklären, obgleich solche einen gewissen Einfluß auf seine Richtung und Entwickelung haben. Das Genie, je mehr es aus eigener Kraft emporstrebt, zeigt sich von den Umständen unabhängig; es ist weil es ist, und nothwendig was es ist; es läßt sich weiter nichts über dessen Natur, Ursprung, Bestimmung sagen. Dieses gilt besonders von Byron, der unstreitig durch die hervorragende Energie und den eigenthümlichen Schwung seiner Geistesvermögen seinen Nebenbuhlern überlegen ist. Doch läßt sich nicht läugnen, nachdem Moore aus den eigenen Aufsätzen und Briefen seines Freundes uns näher mit ihm bekannt gemacht hat, daß mehrere Umstände seines früheren Lebens auf die vorherrschende Stimmung seiner Seele eingewirkt

haben; aber so hätten sie auf keine andere einwirken können. Man mußte die Empfänglichkeit von Byron haben, um von diesen Umständen solche Eindrücke zu erhalten. Aus einem uralten, berühmten Geschlecht entsprossen, brachte Byron einen angebornen Stolz in die Welt, dem seine Erziehung Nahrung gab, und nie verließ ihn das Gefühl seiner hohen Abstammung. Mit diesem Stolz zeigte sich früh bei dem Knaben ein entschiedener Hang zum Widerspruch, ein Trieb nach Unabhängigkeit, und ein selbständiges Wesen, das seinem Alter voraneilte. Keiner festen Leitung, keiner sorgsamen Pflege unterworfen, wurde er nur stets zur Widersetzlichkeit gereizt. Sein kräftiger Körper, sein sonst schönes, edles, wohlgestaltetes Aeußere ließen ihn um so mehr sehr früh, und während seines ganzen Lebens, einen physischen Fehler, der in die Augen fiel und seine ausgezeichnete Bildung verunstaltete, tief empfinden. Dieses ihm anhängende Gebrechen, welches ihm eine Ungerechtigkeit der Natur zu sein schien, gab ihm früh eine Bitterkeit gegen das Schicksal und gegen die Menschen. Eine unglückliche Liebe, die seinem Stande und seinem Alter nicht angemessen war, eine noch unglücklichere Heirath entschieden über ihn, und erregten in ihm Gefühle, Leidenschaften, Entschlüsse und Handlungen, die aus seiner scharfgezeichneten Individualität hervorgingen, auf dieselbe zurückwirkend, sie verstärkten, und seinem ganzen Leben so wie seiner Poesie ein originelles, mit keinem andern zu

vergleichendes Gepräge aufdrückten. Hierzu kam noch, daß er, in seinem Vaterlande streng getadelt und von der Gesellschaft zurückgestoßen, wegen seines pflichtwidrigen und zugleich räthselhaften Betragens von Vielen verkannt, ja verachtet und verläumdet, England wahrhaft zu hassen begann. So wie seine Mitbürger seinem großen früh aufgehenden dichterischen Talent huldigten, ohne seine Persönlichkeit hoch zu achten, so schien auch er, im Herzen stolz ein Engländer zu sein, doch bei allen Gelegenheiten diese Würde gering zu schätzen, und sparte seinem Vaterlande weder beißenden Spott noch heftige Vorwürfe. Seine, auf wirkliche oder vermeintliche Ungerechtigkeiten gegründete Abneigung gegen England, sein unruhiges wildes Gemüth und das Bedürfniß, seiner Phantasie neuen Stoff darzubieten, führten ihn auf lange Reisen durch das südliche Europa; öfters wechselte er seinen Aufenthalt. Italien, Griechenland, die europäische Türkei zogen ihn am meisten an. Die schöne Natur in diesen Ländern, die heitere Luft, das milde Clima, die großen Erinnerungen der Vorzeit, sogar der auffallende Kontrast zwischen ihrem vorigen herrlichen Leben und dem jetzigen, hatten für ihn einen besondern Reiz, und waren theils seinem Hang zu verfeinerter Sinnlichkeit, theils seiner schwermüthigen, düstern Stimmung angemessen. Die Insurrection in Griechenland nahm bei ihrem Beginnen schon sein ganzes Interesse in Anspruch; es wuchs mit den Begebenheiten, die bald die Unab-

hängigkeit von Griechenland zu begünstigen, bald sie zu bedrohen schienen. Nachdem er ihr aus der Ferne durch seine Gesänge gedient und Freunde erweckt hatte, entschloß er sich, sein eigenes Schicksal mit dem dieses ihm so theuren Landes zu verbinden. Er ging nach Morea um für seine lieben Griechen zu kämpfen, allein kurz nach seiner dortigen Ankunft erkrankte er, und hauchte seinen großen Geist aus, in der Kraft seiner Jahre, ohne daß ihm zu Theil geworden wäre, für die Sache, die ihm heilig war, geblutet zu haben.

Ein solches Leben Byron's, aus der Eigenthümlichkeit seines Genies und seines Charakters hervorgegangen, wirkte auf beide mächtig zurück, und erklärt die Richtung beider, indem es ein helles Licht auf seine Individualität wirft. Diese Individualität giebt den Schlüssel zu den Schönheiten und den Fehlern seiner Werke. Denn alle seine Gedichte sind verschiedene, mannichfaltige lebendige Formen, unter welchen er immer nur seine Individualität ausgesprochen und dargestellt hat. Selten hat das Genie eines Menschen mehr die Farbe seiner Gefühle, seiner Leidenschaften, seines Charakters getragen, selten sind der Dichter und der Mensch mehr eins und dasselbe gewesen als in dieser originellen, großartigen Natur. Nicht allein in den Gedichten wo Byron in eigener Person auftritt und dem Leser das Innerste seiner Seele offenbart, auch in denen wo er uns andere Personen und Handlungen vorführt, selbst wenn er eine wirklich objective Welt zu erschaffen scheint,

ist Alles nur ein Wiederschein seines Ichs, und seine Helden sind immer mehr oder minder Er selbst unter verschiedenen Namen und in verschiedenen Lagen, welche bald die eine bald die andere Seite dieses außerordentlichen Wesens vorhebt. Allenthalben findet man einen unbiegsamen Stolz, der eigentlich alle Gegenstände geringschätzt und alle Menschen verachtet, weil er sich ihnen weit überlegen fühlt oder wähnt; seine ungebundene, ausschweifende, wilde Kraft, die nur in ungestümen, den menschlichen und göttlichen Gesetzen trotzenden Leidenschaften das wahrhaft Erhabene siehet, und in der Schilderung der Verbrechen, welche sie hervorbringen und des schrecklichen Unglücks, welches sie herbeiführen, schwelgerisch verweilt. Immer ergreift uns wieder das in sich zerfallene, zerrissene, aus Widersprüchen zusammengesetzte Gemüth, welches Alles, das Höchste und das Niedrigste, das Materielle und das Geistige, die gemeine Sinnlichkeit und das übersinnliche Leben versucht, genossen, gemißbraucht, erschöpft hat, und indem es beständig von einem Extrem zum andern überspringt, und nie in seinem Innern nach Harmonie trachtet, übersättigt und zugleich unbefriedigt, allen menschlichen Dingen mit bitterem Hohn den Stab bricht, und nichts in der Welt mehr wahrnimmt, was seiner Liebe und seiner Hochachtung würdig wäre.

Ein solcher zerrütteter Zustand des Geistes, des Gemüths, des Willens, mit einem Worte, des ganzen Menschen, ein solcher Kriegszustand aller Ele-

mente des moralischen und intellectuellen Lebens ist ein um so merkwürdigeres Phänomen, als der beständige Kampf, der das Wesen von Byron's Seele auszumachen scheint, den Flug seines Genies nicht hemmt, sondern ihm öfters eine Kraft, einen Schwung, eine Kühnheit verleiht, die so selten angetroffen werden. In Byron's Innern herrscht nie die ruhige Harmonie einer schönen und erhabenen, sondern das Schrecklicherhabene einer sich selbst zerstörenden Natur, die ihre eigenen Schöpfungen in Trümmer zerfallen läßt, und die alle in ihrem Schooße schlummernden Kräfte aufbietet, um sie feindlich gegen einander aufzustellen. Seine Landschaften sind nicht in der Manier von Claude Lorrain zusammengesetzt, mit Anmuth, Klarheit, Hoheit gezeichnet und durch heitere Abstufungen des Lichts beleuchtet: es sind trübe, finstere, wild romantische Scenen im Geiste Salvator Rosa's, mit energischer Hand ausgemalt, die den Leser oft zugleich mächtig anziehen und zurückstoßen. Byron wurde, während seines ganzen Lebens, von zwei entgegengesetzten Tendenzen angezogen; diese zwei scharfen und grellen Gegensätze treten in allen seinen Handlungen hervor. Hauptzüge seines Charakters, gehen sie auch in seine Poesie über. Auf der einen Seite hatte er das jedem großen Geiste und tiefen Gemüthe einwohnende Bedürfniß einer unvergänglichen, ewigen Realität; er fühlte eine immer wiederkehrende Sehnsucht des Unendlichen; alle Ideen, die als Ausströmungen oder als Vorboten desselben

der menschlichen Natur eingegraben sind, schwebten ihm immer vor, und in gewissen Augenblicken nahm er auch wol seine Zuflucht zu ihnen. Aber sein Unglaube, der alles Positive verwarf, seine flache, materialistische Philosophie, seine durch die Phantasie beflügelte Zweifelsucht, welche am Ende seine Phantasie selbst entfärbte und lähmte, sein Scharfsinn, der ihn sehr früh die Nichtigkeit aller sinnlichen Erscheinungen, Genüsse, Glücksgüter einsehen lehrte, und nicht tief genug in das Wesen der Dinge eindrang, um hinter der Welt der Erscheinungen die wirkliche, bessere Welt wahrzunehmen — dies alles, verbunden mit betrogenen Hoffnungen und vorzeitiger Abstumpfung der Sinne, bildete in ihm den bösen Dämon, der seine großartige Natur heimsuchte, zerriß, herabwürdigte, und zu einer Art genialischer Verzweiflung brachte. Sein Trübsinn verläßt ihn nie, er spricht sich in Childe Harold am stärksten aus, zieht sich wie ein Nebel über alle Länder die er durchstreift, und wirft über die lebendige, herrliche, begeisternde Dichtung den Schleier einer nie zu verkennenden Schwermuth. Kaum hat das Prisma seiner Phantasie ihm die glänzendsten Farben in jedem Lichtstrahl dargeboten, so verschwindet wieder, von seinem verzweifelnden Geiste angehaucht, der Zauber seines Colorits. Die Freiheit, die er besingt, wird bald ihm selbst zum trügerischen Wahn, die Wahrheit zu einem Schatz den man immer sucht und nirgends findet, die Schönheit zu einer blendenden, aber bei näherm

Beschauen immer verstümmelten oder befleckten Gestalt, die Religion zu einem unauflöslichen Problem, die Unsterblichkeit zu einem den Menschen hinhaltenden Traum. Nicht allein in Childe Harold, wo er in eigener Person auftritt, auch im Giaour, im Corsair, in Lara, im Don Juan erscheint er immer und immer derselbe, ja sogar in seinen dramatischen Werken findet man in Cain, in Manfred immer nur Byron mit seiner genialischen, kräftigen, aber mit sich selbst zerfallenen Individualität. Der stolze, unbiegsame, leidenschaftliche Charakter, der allein dem was groß, schön, erhaben ist nachstrebt und von Allem wegen seiner Ungenügsamkeit zurückgestoßen wird und immer wieder auf das oft versuchte und immer verfehlte zurückkommt, ist unstreitig, in seiner ethischen Unvollkommenheit, oder wegen derselben, ein höchst poetischer Charakter, so wie ein wilder Strom der sich von Bergen herabstürzt poetischer ist als ein stiller Bach oder ein gleichmäßig sich ergießender Fluß, wie die Umwälzungsperioden in der Natur poetischer sind als die Zeiten der klaren, ruhigen Harmonie derselben. Dieser Charakter, verbunden mit einem kräftigen, schwungvollen, großartigen Geiste, beide sich wechselseitig verstärkend, und zu einer Einheit verschmolzen, bilden zusammenwirkend Byron's eigenthümliche Genialität, und tragen beide das ihrige bei zu der Hoheit und dem Reichthum seiner Gedanken, zu der Tiefe seiner Gefühle, zu der Kühnheit seiner Bilder, zu der

Fülle seiner poetischen Ader. Seine titanische Größe erscheint um so riesenhafter als er sich über alle Verhältnisse der conventionellen Sitte erhebt, seinen Ideen und Ausdrücken so wenig als seinen Handlungen die gewöhnliche Regel anlegt, und ein jedes Ebenmaaß verkennt, verschmäht und verachtet. So war er zu seinem Unglück beschaffen; mit einer entschiedenen Anlage zu dieser einseitigen Richtung, hat er sie freiwillig und künstlich gepflegt, genährt, entwickelt, und nirgend und nie Ruhe und Zufriedenheit gefunden. Aber so mußte er sein, um zu dem Dichterruhm, der ihm zu Theil wurde, und ihm bleiben wird, zu gelangen; wäre er anders gewesen, so hätte er die originelle Kraft, die wir an ihm bewundern, eingebüßt. Die Welt hat, auf Kosten des Menschen, an ihm einen Dichter ohne gleichen und eine reiche Quelle der edelsten geistigen Genüsse erworben; dieselben Ursachen haben ihn unglücklich und unsterblich gemacht.

Ganz anders verhält es sich mit Moore, seinem Zeitgenossen, seinem Freunde, seinem Nebenbuhler: er bildet zu Byron in Hinsicht seines Lebens, seines Charakters, so wie der Natur seines dichterischen Genies, einen vollkommenen Gegensatz. Sein Leben, insoweit wir es kennen, ist sanft bis jetzt dahingeflossen, im Schooße der Natur, der Kunst, der Freundschaft, der Liebe, weder feindselig gegen sein Vaterland und gegen die Menschheit, noch von ihnen feindselig behandelt. Seinem Charakter fehlt es nicht an

Adel der Gesinnung, an Lebendigkeit der Gefühle, an Energie des Gemüths, an Hoheit der Gedanken, aber nichts in ihm ist schrankenlos, ausschließlich hervortretend oder hervorragend, kein Vermögen wird von einem vorherrschenden unterdrückt; es giebt keinen Riß in seiner Natur. Die Harmonie seines moralischen und geistigen Wesens spricht sich in allen seinen Werken aus, und scheint das Charakteristische seiner Individualität zu sein. Den kräftigen Aeußerungen und Wirkungen der Leidenschaften nicht fremd, der Energie der Gefühle sich hingebend da wo der Gegenstand seiner Dichtung es mit sich bringt und die Lage seiner Helden es erfordert, neigt er sich doch mehr zu einem sanften, milden Schmelz der Farben, zu anmuthigen Gemälden der wellenförmigen Bewegungen des Lebens, als zu einer Schilderung der heftigen, schrecklichen Stürme desselben. Das Erhabene gelingt ihm, aber er versteigt sich selten bis dahin, und seine reichhaltige, biegsame, schöpferische Phantasie verweilt lieber in dem Reiche des Schönen, und ist am glücklichsten in der Erfindung von Handlungen, die den Sinn des Menschen für feinere, höhere Empfindungen und für den Zauber unschuldiger, veredelter Wollust offenbaren. Eine unnachahmliche Grazie verläßt ihn nie; er übertreibt nie weder die Gefühle noch die Bilder; seine Leyer hat mehrere Saiten, er greift in alle mit geschickter und sicherer Hand, und giebt die mannichfaltigsten Töne mit einer sich immer gleich bleibenden Leichtigkeit an.

Die Melodie seines Versbaues ist an sich schon eine hinreißende Musik, welche, immer der inneren Melodie seines Gemüths angemessen, die ganze Scala, vom tiefsten bis zum höchsten Tone, durchläuft. Er besitzt bald die Kunst, außer sich eine Welt von Dichtungen zu erschaffen, in welche der Leser sich wie in die wirkliche Welt verliert, sich selbst und den Dichter vergißt, um mit dem Helden der Dichtung zu leben; dann wieder verstehet er es, diese objective Welt zu verlassen, um mit lyrischem oder elegischem Schwung alle Gegenstände der Natur und der Gesellschaft auf sich zu beziehen, alle Geheimnisse seines Herzens dem Leser mitzutheilen, und in denselben seine innersten Gefühle übergehen zu lassen. Das erste hat er in Lalla Rookh bewiesen. Dieses Gedicht, eines der gelungensten der neueren Poesie, besteht eigentlich aus vier Dichtungen, die durch ihre Contraste selbst zusammenhängen, und, in einen herrlichen Rahmen eingeschlossen, sich wechselseitig heben. In allen diesen Dichtungen hat sich Moore ganz in das Morgenland zu versetzen gewußt: es sind nicht allein die Sitten, die Gebräuche, die dem Orient eigenthümliche Denkungs- und Empfindungsart, die uns vorgeführt werden, sondern es ist die Natur des Orients mit ihren bald lieblichen bald großartigen Formen; es ist der Himmel des Orients mit seinem reinen, alles überströmenden Lichte; es weht in denselben eine morgenländische, balsamische Luft und in diesem Gedicht hat Moore sich selbst an Ueppigkeit der Bilder, an Wärme

des Colorits, an Pracht der Composition übertroffen. Das Gedicht über die Liebe der Engel hat nicht dieselbe objective Individualität wie Lalla Rookh, und konnte sie nicht haben, weil die Wesen die es uns vorzaubert, unbekannt und unbestimmt, schwerlich unter bestimmten Formen erscheinen konnten, und die ätherische Welt, in welcher sie sich bewegen, nothwendig etwas farblos ausfallen mußte. In seinen kleineren Gesängen, sie mögen heitern oder traurigen Inhalts sein, zeigt Moore eine Meisterschaft, die unübertrefflich genannt zu werden verdient; sie gehören alle zur lyrischen oder elegischen Gattung. Bald besingt er mit horazischer Munterkeit die Freuden der Geselligkeit, der Tafel, des Weins, preiset die Reize der Frauen und einer nicht immer platonischen Liebe; bald verläßt er diese irdischen Scenen, nimmt einen höheren Flug, erhebt sich zu höheren Freuden, zu edleren geistigen Leiden. In seinen geistlichen Gesängen athmet eine religiöse Begeisterung, die einen heiligen Charakter hat, und uns den würdigen Ernst, die erhabene Wehmuth der Propheten wiedergiebt. In seinen lyrischen Gesängen herrscht eine Vaterlandsliebe, die jedes Wort belebt und durchglüht, die den früheren Ruhm, die gefallene Größe, den gegenwärtigen Druck und die glücklichere Zukunft von Irland bald mit männlichem gerechten Zorn, bald mit tiefer Schwermuth, bald mit froher Hoffnung besingt. In allen herrscht eine hohe Sittlichkeit, ein brennender Freiheitssinn und ein echt antikes Gemüth.

Der dritte der großen englischen poetischen Trias ist nicht der letzte derselben und kann es mit seinen zwei Nebenbuhlern wohl aufnehmen. Wenn auch Walter Scott nicht Byron in Hinsicht der Energie der Sprache, des hohen Fluges der Gedanken und der Gefühle gleich kommt, und er Moore's Melodie des Gesanges und unnachahmliche Anmuth nicht erreicht, so ist er ihnen hinwieder an schöpferischer Kraft der Phantasie und an Erfindungsgabe der Handlung und der Charaktere weit überlegen. Seine eigentlichen Gedichte, der letzte Ministrel, Marmion und das Seefräulein haben seinen Ruhm begründet; sie sind an sich durch den in jedem von ihnen vorherrschenden Ton verschieden. Im letzten Ministrel spricht sich eine sanfte Schwermuth aus, in Marmion ein tiefer Ernst, im Seefräulein der reine Geist der Dichtung und einer spielenden, leichten Einbildungskraft; in allen zeigt sich eine lebendige Darstellung und die Kunst, den Versbau und die Form der Strophe auf eine, der Mannichfaltigkeit der Gegenstände angemessene Art mannichfach auszubilden. Diese Gedichte, die zum Ruhm eines andern Dichters hinreichen würden hat Scott selbst, sich in einer andern Gattung übertreffend, in den Hintergrund gestellt. Es scheint beinah, daß diese Gedichte Versuche waren, die er glücklich vollbrachte, bevor er die eigentliche Sphäre fand, für welche sein Genie geschaffen war. Diese Sphäre war die Romanenwelt. Diese Welt, die aus der neuern Civilisation hervorgegangen ist, wie die

epische Welt der Cultur der Alten angemessen war, kann gewissermaaßen diese letztere in unserer Litteratur ersetzen. Das Wundervolle, welches bei den Alten ihre Gedichte so wie ihr Leben erfüllte, aus dem vermeintlichen Verkehr der Götter und der Menschen sich ergab, und ein beständiges Einwirken der ersteren auf die letzteren mit sich brachte, ist aus dem Volksglauben verschwunden; die Quelle des Wunderbaren ist eigentlich für uns mit den Mythen der alten Religionen versiegt; die Räthsel der Natur sind geblieben, und haben sich mit dem Umfang unserer Kenntnisse vermehrt; die Zeit der Wunder ist vorüber. Allein die poetische Darstellung von der Verkettung außerordentlicher Begebenheiten mit außerordentlichen Charakteren kann uns über den Mangel an erzählenden Gedichten der Kämpfe der Menschen gegen die Götter und gegen das Schicksal trösten. Auch haben sich seit dem Anbeginn der neuen Litteratur die Romane vervielfältigt und alle Formen angenommen, so wie sie sich über alle Scenen des menschlichen Thun und Treibens erstreckt haben; allerlei Gattungen derselben sind nach einer allmähligen Entwickelung auf einander gefolgt. Wir haben die verschiedenen Perioden der Ritter-, der Intriguen-, der sentimentalen, der satirischen, der scherzhaften, der furchtbar-schrecklichen Romane durchlebt; auch die historischen waren schon vor Scott da gewesen, und diese anomale Mischung von Dichtung und Wahrheit hatte den Verehrern der eigentlichen Geschichte viel Aergerniß gegeben, ohne den

Freunden der Poesie viel Genuß zu verschaffen. Scott hat sich eine ganz neue Bahn gebrochen; er hat sich den Boden, auf welchem er seine Schöpfungen aufstellt, selbst geschaffen, und auf demselben mit einer unerschöpflichen Fruchtbarkeit so viele originelle Gestalten auftreten lassen, daß er alle andere Romane — Don Quichote, Gil Blas, Clarissa, Tom Jones und Gulliver's Reisen allein ausgenommen, — weit überflügelt und sogar in Vergessenheit hat gerathen lassen. Schon lange hatte die lesende Welt dieses Urtheil gefällt, als der Verfasser des Waverley noch unbekannt war, und zu der Zeit, wo der große Ungenannte seinen Namen kund that, war ihm schon ein dauernder Name zugesichert. Scott hat eine ganz neue Gattung historischer Romane erfunden, die sich vor allen früheren auszeichnen. Vor ihm wählte man den Stoff eines historischen Romans aus der Geschichte: man entlehnte von ihr seine Helden und die Hauptmomente ihres Lebens, allein man verwebte mit diesem Stoff so viel fremdartige, willkürlich erdichtete, den Thatsachen so widersprechende Elemente, daß in dieser sonderbaren Mischung die Dichtung die Geschichte verfälschte und verunstaltete, und die Geschichte den Flug der Dichtung hemmte und lähmte. Scott verfuhr ganz anders, und wich in seinen Romanen von der gewöhnlichen Bahn durchaus ab. Auch er hat manchmal von der Geschichte Charaktere und Begebenheiten erborgt, wie im Abt, in Jvanhoe, in Peveril, in Quintin Durward, in Carl dem Kühnen;

aber in dem, was er hinzudichtet, bleibt er immer den Hauptzügen des Charakters und der Begebenheiten treu, und gesellt ihnen nie anomale Elemente zu. Die Hauptsache ist für ihn, einen gewissen Zustand der Natur, der Gesellschaft, der Sitten, der Gebräuche, der Gedanken und der Gefühle in einem gegebenen Lande, zu einer gegebenen Zeit, mit der größtmöglichen historischen Wahrheit und mit poetischer Lebendigkeit darzustellen. Ein solcher Zustand bildet immer den Hintergrund seiner Gemälde, den Boden, auf welchem die Personen, die er uns vorführt, sie mögen nun der Geschichte entnommene Wesen oder Kinder seiner Phantasie sein, sich bewegen; und alle tragen das Gewand, das Colorit, die Natur und die Form der Gedanken und der Gefühle, die dem Jahrhunderte und der Gegend, denen sie angehören, eigenthümlich sind. Auf diese Art giebt er uns das, was den meisten Geschichten abgeht, die Physiognomie der Natur und der Menschen in einer bestimmten Periode des physischen, geistigen, gesellschaftlichen Lebens eines Volks. Er versetzt sich ganz und versetzt sich mit dem Leser in eine solcher Perioden, nimmt ihre Gestalt, ihre Farbe, ihren Ton an, und verbindet, vermöge dieser seltenen Kunst, die historische mit der poetischen Wahrheit. Diese glückliche Verschmelzung, die der Phantasie mehr Haltung, ihren Schöpfungen eine bestimmtere Individualität, und der Geschichte eine größere Lebendigkeit verleiht, ist eigentlich das Charakteristische des Genies des großen Dichters,

was sich nicht immer in derselben Vollkommenheit, aber doch in allen seinen Werken findet. Die Gesammtheit der Romane von Scott bilden eine Gallerie von Gemälden, die in Hinsicht der Zahl, der großartigen Zeichnung, der hohen Individualität der in derselben dargestellten Personen, so wie der unendlichen Mannichfaltigkeit der Gestalten, der Handlungen, des ihnen immer angemessenen Tons, des Reichthums und der Gradation der Farben, des abwechselnd zarten oder kräftigen Pinsels nirgends ihres Gleichen hat, eine Fruchtbarkeit und eine Gewandtheit beurkundet, die nur mit der eines Titian und Rubens verglichen werden kann. Dabei hat Walter Scott eine dramatische Darstellungsgabe, die in allen seinen Romanen sich bewährt, und welche die größten dramatischen Dichter ihm beneiden könnten. Auch hat er vielleicht glücklicher und mehr als alle anderen Dichter die Kunst verstanden, die Liebe zum Geheimnißvollen anzuregen und anzusprechen, die Aufmerksamkeit und das Interesse des Lesers durch ein bis zum Aufschluß des Ganzen auf seine Dichtung verbreitetes Halbdunkel zu spannen. In den meisten seiner Romane bietet eine Person oder eine Begebenheit etwas Räthselhaftes dar, das nur am Ende der Verwickelung seine Lösung findet.

Das Genie der drei Heroen der englischen Poesie in der letzten Zeit hat ein neues poetisches Leben in der englischen Litteratur hervorgebracht; mehrere ausgezeichnete Talente sind vermöge dieses Einflusses

des Genies auf seine Zeitgenossen zum Vorschein gekommen, allein sie nehmen doch nur einen untergeordneten Platz ein, und können nur als Trabanten der obigen Sterne erster Größe betrachtet werden.

Trotz seiner übertriebenen Ansprüche auf eine neue Lebensaera in der Poesie und den anmaaßenden Lobsprüchen, die es sich in dieser Hinsicht selbst ertheilt, kann sich Frankreich in der neueren Zeit nicht desselben Ruhms und desselben Glücks als England erfreuen. Wenn man die Geschichte der französischen Litteratur gründlich erforscht, kann man sich im Allgemeinen des Urtheils nicht erwehren, daß die charakteristischen Eigenschaften des Geistes und des Gemüths der Franzosen sie nicht eigentlich zur höchsten Poesie eignen. Sie haben im Ganzen mehr Empfindungen als Gefühle, mehr oberflächliche Gefühle als tiefe Bewegungen des Herzens, und ihre Phantasie ist reich an Zusammensetzungen, die der Thätigkeit des Verstandes und den Spielen des Witzes dienen, aber sie schwängert das Gemüth nicht mit schöpferischer Kraft und neigt sich weniger zu großen poetischen Compositionen. Die Sprache, die in ihrer Ausbildung sich immer dem Geiste anschmiegt und dessen Gepräge trägt, wie das Gewand die Formen des Körpers annimmt, bestätigt auch hier diesen Ausspruch. Die französische Sprache, da sie keine Ursprache ist, kann sich nicht aus sich selbst ergänzen, erweitern, bereichern, und gewisse Ausdrücke und Töne, so wie gewisse Bilder bleiben ihr immer fremd.

Auch hat sie eine angeborne Sprödigkeit: der logische Gang der Periode, ihr bestimmter, fester, gebundener Bau erlaubt nicht die kühnen Wendungen, den freien Flug, welche anderen Sprachen unbenommen sind. Sie ist ein angemessenes, herrliches Werkzeug für den Verstand, aber die Phantasie findet sich in ihr, wo nicht gelähmt, doch beschränkt und gehemmt. Dieselben Ursachen, durch welche die französische Prosa sich zu einem hohen Grade von Vollkommenheit erhoben hat, haben die Nation verhindert, in der epischen und lyrischen Gattung das Vorzüglichste zu leisten. Es haftet ihren Dichtern immer eine gewisse Beredsamkeit an, die der Energie der poetischen Darstellung Abbruch thut. Hiezu gesellt sich noch, daß die französische Sprache keine eigentliche Metrik besitzt; scandirte Verse sind in derselben unmöglich, die Dichter sind auf den Reim gewiesen, und sie können nur in ihren Gedichten in Hinsicht des Versbaues eine gewisse Mannichfaltigkeit erzielen, indem sie längere oder kürzere Verse, die mehr oder weniger Silben enthalten, bilden, und durch ihre kunstmäßige Mischung die Strophe vielfältig gestalten. Bei dieser Menge nicht abzustreifender Fesseln, welche auch die größten französischen Dichter eingeengt haben, muß man sich weniger wundern über das, was von ihnen verfehlt oder nur mangelhaft erreicht worden ist, als über das Großartige, Herrliche, Vollendete ihrer Werke.

Die französische Poesie hat, wo nicht ihren höch-

sten Culminationspunkt, doch ihre schönste Periode unter Ludwig XIII und XIV erlebt. Zwei Hauptvorwürfe sind ihr gemacht worden, die in der Allgemeinheit, in der Schärfe und Strenge, mit welchen sie ausgesprochen worden sind, ungerecht und ungegründet erscheinen: man hat zuvörderst gesagt, daß sie vom Hofe und von der obern Klasse der Gesellschaft ausgegangen, von ihnen einen besondern einförmigen, kraftlosen Stempel erhalten hätte, anstatt, wäre sie aus der Nation hervorgegangen, sie das Gepräge des Nationalgeistes und des Nationalcharakters getragen haben würde. Allein diesem Urtheil widerspricht die Geschichte. Die ersten Anklänge der Poesie gingen vom Volke aus; die Troubadours und die Trouveren waren wirkliche Volksdichter, wovon die einen in der Sprache d'Oc den Süden, die anderen in der Sprache d'Oui den Norden von Frankreich ergetzten. Der Hof existirte damals nicht, oder hatte nur einen sehr geringen Einfluß auf die Gesammtheit. Als die Poesie sich ausbildete, einen geläuterten Geschmack und einen geregelten Flug annahm, waren die beiden genialischen Schöpfer der bessern Poesie, Malherbe und Corneille, wo nicht durch ihre Lage, doch durch ihren Charakter sehr unabhängig, und die Periode der Blüthe ihrer Kraft fällt unter die Regierung Ludwig XIII, in die Zeit von Richelieu, wo auch die höhere Classe noch ihren selbständigen Gang ging, und gegen die Fesseln, die man ihr anlegen wollte, sich sträubte. Die ausgezeichnete Per-

sönlichkeit Ludwig's XIV, der Glanz, der ihn umgab, die Macht von Frankreich, die Verschmelzung des Adels mit dem Hofe, der Hang der alle Stände ergriff dem Adel nachzuahmen, übten unstreitig auf die Poesie eine große Gewalt aus, und bestimmten mehr oder minder, nach den verschiedenen Gattungen derselben, ihre Form, ihren Ton und ihre Farbe. Aber troß dem erhielt sich und spiegelte sich in allen Arten von Poesie der ursprüngliche Nationalcharakter ab: Anmuth, Munterkeit, Naivetät, leichter Sinn und eine gutmüthige Schalkhaftigkeit, die sich gern über sich selbst und über die andern ergießt, treten noch immer hervor in der Fabel, der Elegie, in den kleineren vorüberfliegenden Gedichten und Gesängen. In den anderen größeren dichterischen Compositionen, welche diese Eigenschaften des Geistes schon vermöge ihres Gegenstandes nicht ausdrücken können noch sollen, verwandelt sich die Anmuth in Eleganz, eine edle Einfalt ersetzt die Ungezwungenheit, die Leidenschaften sprechen sich mit einer Art von Würde und Anstand, auch in ihrer Heftigkeit aus, und eine gewisse vornehme, dem Geiste der Franzosen eigenthümliche Wohlredenheit bleibt sich immer gleich. Dies ganze Wesen ist nicht in seinen Hauptzügen ein angenommenes, erkünsteltes, der Nation eingeimpftes fremdes Element, es ist das verfeinerte Nationalwesen selbst, das, aus dem Volke hervorgegangen, das Volk auch wieder anspricht.

Die Geschichte der französischen Litteratur hat

dieses Urtheil bestätigt. Während anderthalb Jahrhunderten haben die Franzosen von allen Classen, die Poesie, wie sie sich in Frankreich gestaltet und ausgebildet hat, gepflegt, genossen, bewundert, gepriesen, und sie der Poesie aller andern Völker vorgezogen. Einseitige Ueberschätzung und Uebertreibung mögen ihren Antheil an diesen Lobsprüchen haben; aber sie beweisen, daß die französische Poesie des Zeitalters des 14ten Ludwigs dem Geist und den Bedürfnissen der Nation entsprach, ihrer Phantasie, ihrem Gemüth, ihrem Charakter angemessen war, daß die Nation sich in ihrer Litteratur wiederfand, und daß diese der lebendige Ausdruck der verfeinerten und idealisirten Individualität des Volks ist.

Ein zweiter Vorwurf, der die französische Litteratur des goldenen Zeitalters getroffen hat, scheint auf den ersten Blick begründeter zu sein, bedarf aber doch auch der Berichtigung. Man hat gesagt, daß sie, der Natur und der Wahrheit fremd, nur ein conventionelles Wesen hätte, und, gleich weit entfernt von dem Antiken und dem Idealen, eigentlich nur der Abdruck der in der höheren Sphäre der geselligen Welt gangbaren Empfindungen, Gefühle und Ideen wäre. Dieser Vorwurf wurde besonders gegen die dramatische Poesie der Franzosen gerichtet. Allein obgleich es nicht zu verkennen ist, daß etwas wahres in dieser tadelnden Ansicht der französischen Poesie sei, so muß man nicht vergessen, daß jede Poesie und zumal jede dramatische, immer etwas con-

ventionelles hat, und daß sie ohne solche Conventionen gar nicht denkbar wäre, so sehr auch dieselben der Natur und der historischen Wahrheit entgegengesetzt sind. Daß die auftretenden Personen, aus der alten Geschichte oder aus der der neueren Völker und Staaten entlehnt, ihrer eigenen Sprache beraubt, sich immer nur der Sprache des Dichters bedienen; daß sie sich in Versen unterhalten und in einem gegebenen Silbenmaaß sich aussprechen; daß sie in einem kleinen Raum und in einer kurzen nicht zu überschreitenden Zeit sich bewegen; daß Berathungen, Entschlüsse, Handlungen, die im Geheimen stattfanden und stattfinden mußten, öffentlich vor einer großen Versammlung von Zuschauern sich ereignen — alles dieses und so viel anderes, sind es nicht angenommene Conventionen die allen dramatischen Dichtungen gemein sind? machen sie nicht allein das ästhetische Vergnügen, das uns dergleichen Werke gewähren, möglich, stören sie die Täuschung, die erste Bedingung dieses Vergnügens, oder erzeugen sie dieselbe nicht vielmehr? Die französischen Dichter können außer diesen allgemeinen dramatischen Conventionen noch einige andere derselben Art angenommen und angewendet haben, ohne deswegen dem Zweck und der Wirkung der Kunst zu widersprechen. In Hinsicht der Charaktere, der Lagen, aus welchen und in welchen diese Charaktere sich entfalten und aussprechen, der Entwickelung und der Steigerung der Leidenschaften, mit denen sie kämpfen, oder die sich in ihnen be-

kämpfen, der Gefühle, die sie ausdrücken, der Gedanken, die diesen Gefühlen vorangehen, oder sich aus ihnen ergeben, bleiben die großen dramatischen Dichter in Frankreich ihnen treu, und können es trotz der Verschiedenheit der Formen mit allen Dichtern derselben Gattung bei den anderen Nationen aufnehmen. Allein man vermißt bei ihnen zwei Dinge, die unstreitig zur größern Vollkommenheit der dramatischen Poesie erforderlich sind: es mangelt ihnen theils die Mannichfaltigkeit der Gegenstände, theils die Lokalfarbe derjenigen, die sie zum Thema ihrer Dichtungen gewählt haben. Es versteht sich, daß ich hier nur von den Trauerspielen rede. Corneille, Racine, Crebillon haben meistens aus dem Cyclus der alten tragischen Dichter ihre Gegenstände entnommen, seltener aus der spätern Geschichte, und nie aus der Geschichte ihres eigenen Volks. Voltaire hat diesen Kreis um vieles erweitert. Im Mahomed, in Zaire, in Alzire, im Tancred rc. versetzt er den Zuschauer in eine bis dahin fremde Welt, und läßt Nationen und Helden auftreten, die noch nie auf der Bühne gesehen worden waren. Aber auch er, obgleich er sich eines bessern befleißigt hat, hat doch nie das Colorit der Zeit, der Gegend, des Himmelstrichs auf seine Gemälde übertragen; wie bei allen französischen Dichtern der beiden letzten Jahrhunderte denken, empfinden, sprechen die Helden, welche seine Phantasie erschafft oder die Geschichte ihm verleihet, wie Franzosen in ihrer Lage und von ihrem Charakter es gethan

hätten oder thun konnten. Daher eine auffallende Einförmigkeit der Sprache, des Tons und der Form; daher der Mangel an scharf gezeichneter, hervorragender Individualität, an poetischer Wahrheit und mannichfaltiger Bewegung des Lebens. Bei allem dem ist es unstreitig, daß die französischen Trauerspieldichter, wenn man sich einmal mit ihrem conventionellen Wesen befreundet und ihren Gesichtspunkt angenommen hat, eine echt künstlerische Wirkung hervorbringen, troß den ihnen angelegten oder sich selbst gegebenen Fesseln, sich frei, anmuthig und edel bewegen, das Gemüth ergreifen ohne den Geschmack zu beleidigen und den Verstand zu verleßen, und wenn sie auch nicht das Ideal der tragischen Energie erreichen, doch mit Kraft und Würde begabt sind, und dabei ein in sich geründetes, geschlossenes, vollendetes Ganze darbieten. Sie bilden eine eigenthümliche Schule von Dichtern, die neben ihren Schönheiten in gewisse Fehler und Mängel verfallen, die vielleicht mit diesen Schönheiten unzertrennlich verbunden sind. So wie es verschiedene Schulen der Malerei giebt, von welcher die eine sich durch ihre sinnvollen und phantasiereichen Compositionen, eine andere durch die Vollkommenheit der Gestalten, eine dritte durch die Frische und die Lebendigkeit ihres Colorits auszeichnet, so giebt es auch verschiedene Schulen der dramatischen Dichtkunst, deren jede ihre eigenen Vorzüge hat. Es wäre ungerecht, von allen dasselbe zu fordern, einseitig, nur eine Gattung gelten zu lassen,

engherzig, nur eine und dieselbe Sprache der Gefühle und der Leidenschaften zu verstehen, und feindselig gegen sich selbst seine Genüsse auf diese Art willkürlich zu beschränken.

Das Zeitalter Ludwig's XIV war zugleich die Periode der höchsten Entwickelung aller Kräfte, die das Materielle so wie das politische Leben bedingen, so auch der vollen Blüthe der Nationalpoesie. Sie nahm einen bestimmten Charakter an, und diesem gemäß erreichte sie eine große Vollendung. Schon gegen das Ende dieser glanzvollen Periode ging in jeder Hinsicht die Sonne von Frankreich unter; alles entfärbte sich, ermattete und sank immer mehr zu Boden. Nach dem Tode des mit Recht gepriesenen Königs trat für Frankreich während der Regentschaft und der Regierung Ludwig's XV eine Periode der allmähligen Ausartung, der Entkräftung und der Verderbniß ein, welche auch der Litteratur sich mittheilte und einen schädlichen Einfluß auf die Poesie hatte. Viele Ursachen trugen zu deren Verfall bei. Die Sitten waren in der frühern Periode weder bei Hofe noch in den andern Klassen der Gesellschaft nichts weniger als unbescholten und rein gewesen, aber man hatte den äußern Anstand beobachtet; man hatte sich seiner Laster geschämt, und, weit entfernt, die Unsittlichkeit als etwas gleichgültiges zu behandeln, und dieselbe zur Norm zu erheben, hatte man die Grundsätze unangetastet gelassen, und nach denselben seine Vergehungen streng getadelt, verurtheilt und

entseelen, die Folgen einer rein materialistischen Philosophie. Alle Erkenntniß sollte ihren Ursprung in sinnlichen Eindrücken und Empfindungen haben, in ihnen allein fand man Wahrheit und Realität. Auf einem so schwankenden Grunde konnte man nur luftige Systeme errichten. So wie alles menschliche Wissen in der verarbeiteten Sinnlichkeit seine vermeintliche Quelle haben sollte, so sollte auch das menschliche Thun keinen andern Gegenstand als sinnliches Vergnügen sich vorsetzen. Diese Vergnügen vervielfältigen, vermehren, verfeinern, verlängern, und die Güter des Lebens, welche die Bedingungen und die Mittel zu solchen Empfindungen abgeben, sich erwerben und erhalten, wurde als der alleinige Zweck und das höchste Ziel aller Handlungen schamlos aufgestellt. Wo hätte bei solchen sich immer mehr und mehr verbreitenden heillosen Lehren die Poesie die Begeisterung geschöpft, die allein ihr Kraft, Feuer, Hoheit und Würde verleihen kann! Der Born ihres Lebens war versiegt.

Alle diese Ursachen, die mit vereinter Gewalt langsam aber anhaltend in das geistige und moralische Leben der französischen Nation einwirkten, lähmten den Flug der Dichter, schwächten das schaffende Vermögen ihrer Phantasie und entfärbten ihre Gemälde. Die einen, sklavische Nachahmer der bessern Zeit, brachten nur blasse Abdrücke der Werke der Meister hervor; indem sie dieselben Saiten erklingen ließen, erschienen sie nur wie ein hinsterbendes Echo

geschöpft war, der statt Vernunftgründe und Beweise Spott über das Heiligste ergoß, der, weit entfernt aus einer irregeleiteten Liebe für Wahrheit und Recht hervorzugehen, von einer heillosen Gleichgültigkeit ausging und dieselbe vermehrte. Verstand und Witz wurden zu obersten Richtern über Gegenstände aufgestellt, die in dem Gemüth und in einer höheren Anschauung allein ihre Wurzel haben. Das Gemüth, im Rausche der Sinnlichkeit nicht mehr gehört und vernommen, verstummte am Ende; die Vernunft, verkannt und entmannt, obgleich man sie auf den Thron zu setzen schien, verlor die nöthige Kraft so wie die Lust, sich in die tiefen Schachten des menschlichen Wissens zu begeben oder sich zum Gipfel des wahren Glaubens hinaufzuschwingen. Die Sehnsucht nach dem Unendlichen so wie die Ueberzeugung von seinem Dasein verschwand allmählig aus dem menschlichen Herzen. Mit dem Unendlichen verlor sich das Idealische in der Kunst wie im Leben. Vom Ideale entblößt sank die Poesie von ihrer Höhe herab; das heilige Feuer erlosch; kein göttlicher Hauch beseelte ferner die Dichter; die Poesie bequemte sich, die sinnlichen Genüsse zu besingen, die Künste zu beschreiben und zu preisen welche dieselben vervielfältigen, die verwaisete Natur zu schildern und ihre Farben von den Wissenschaften zu entlehnen, statt sie von der Hand der Phantasie zu empfangen. Zu diesen verderblichen Wirkungen des Unglaubens auf die Poesie gesellten sich noch, um diese letztere ganz zu

entseelen, die Folgen einer rein materialistischen Philosophie. Alle Erkenntniß sollte ihren Ursprung in sinnlichen Eindrücken und Empfindungen haben, in ihnen allein fand man Wahrheit und Realität. Auf einem so schwankenden Grunde konnte man nur luftige Systeme errichten. So wie alles menschliche Wissen in der verarbeiteten Sinnlichkeit seine vermeintliche Quelle haben sollte, so sollte auch das menschliche Thun keinen andern Gegenstand als sinnliches Vergnügen sich vorsetzen. Diese Vergnügen vervielfältigen, vermehren, verfeinern, verlängern, und die Güter des Lebens, welche die Bedingungen und die Mittel zu solchen Empfindungen abgeben, sich erwerben und erhalten, wurde als der alleinige Zweck und das höchste Ziel aller Handlungen schamlos aufgestellt. Wo hätte bei solchen sich immer mehr und mehr verbreitenden heillosen Lehren die Poesie die Begeisterung geschöpft, die allein ihr Kraft, Feuer, Hoheit und Würde verleihen kann! Der Born ihres Lebens war versiegt.

Alle diese Ursachen, die mit vereinter Gewalt langsam aber anhaltend in das geistige und moralische Leben der französischen Nation einwirkten, lähmten den Flug der Dichter, schwächten das schaffende Vermögen ihrer Phantasie und entfärbten ihre Gemälde. Die einen, sklavische Nachahmer der bessern Zeit, brachten nur blasse Abdrücke der Werke der Meister hervor; indem sie dieselben Saiten erklingen ließen, erschienen sie nur wie ein hinsterbendes Echo

welche die zeitige Poesie unmöglich befriedigen konnte, versuchten neue Wege um die poetische Begeisterung wieder zu beleben und das heilige Feuer wieder anzuzünden. Aber sie verfehlten den wahren Weg, weil sie die eigentlichen Ursachen des Verfalls verkannten: sie glaubten, daß die Abzehrung der Litteratur von den engen Formen, in welchen sich die Phantasie und das Gemüth bis dahin bewegt hatte, und von den strengen Regeln herrührte, die unter dem Vorwand, das Genie zu leiten, es in seinem Laufe hemmten; sie wähnten, daß, um dasselbe wieder zu beflügeln, es hinreiche die alten Formen zu zerbrechen, über die Regeln sich wegzusetzen, den Darstellungen der Poesie einen größeren Spielraum zu geben, die dramatische Kunst aus dem Cyclus der alten Dichter in das Feld der Geschichte zu versetzen, und die Schilderung des bürgerlichen Lebens, des Thun und Treibens der unteren Klassen der Gesellschaft dem conventionellen Wesen der höhern Stände vorzuziehen. Ihr Feldgeschrei war Natur, Wahrheit, Freiheit der Bewegung, Einfachheit des Tons und des Stils, aber sie sahen nicht ein, daß die Natur, welche die Poesie uns vorzaubert, nur immer der Wirkung gemäß, die sie hervorbringen soll, eine gewählte, idealisirte Natur sei; daß die poetische Wahrheit von der historischen verschieden ist, indem die erste durch den Raum, die Zeit, die Einheit des Interesses der Handlung bedingt wird, und mit der psychologischen Wahrscheinlichkeit zusammenfällt, während die andere, nicht auf den Effect berechnet, alle

die geistreiche Anlegung des Plans, eine fein gesponnene Intrigue und einen mit schlagendem Witz versetzten Dialog aus, aber es mangelten ihnen die kräftigen Charaktere, die komischen, lebendigen Situationen, die muntere Laune, die Natursprache der handelnden Personen; es waren nur Nüancen des geselligen Lebens, und man vermißte in ihnen ein frisches, mannichfaltiges Colorit. Bei der Aufführung dieser Spiele der Bühne lächelte der Verstand, aber man hörte nicht das aus der Tiefe geschöpfte Lachen ertönen. In den elegischen und erotischen Dichtungen begnügte man sich, in der ersten, mit einer erkünstelten Sentimentalität, in der andern, mit einer üppigen Schilderung bald der groben Sinnlichkeit, bald einer verfeinerten Wollust. Wie hätte man die sittliche, wahre Liebe besungen, da sie aus dem Leben gewichen war! Man kannte nur den Genuß, und konnte auch nur ihn unter allen möglichen Formen preisen. Dorat, Parny und Bernard malten für die Salons der Pariser Welt, was in den Boudoirs vorfiel; der erste mit Affectation und Verzerrtheit, die er für Zartheit hielt, der zweite mit aller Glut der Sinnlichkeit und einer nicht zu verkennenden Anmuth, der dritte mit einer wahren Verschwendung von Witz und in einer correcten Sprache.

Kräftigere Männer, die mit dieser zierlichen Schlaffheit und dieser ewigen Wiederholung längst abgetragener Bilder und verwelkter Floskeln sich nicht begnügen wollten und die Bedürfnisse höherer Art fühlten,

welche die zeitige Poesie unmöglich befriedigen konnte, versuchten neue Wege um die poetische Begeisterung wieder zu beleben und das heilige Feuer wieder anzuzünden. Aber sie verfehlten den wahren Weg, weil sie die eigentlichen Ursachen des Verfalls verkannten: sie glaubten, daß die Abzehrung der Litteratur von den engen Formen, in welchen sich die Phantasie und das Gemüth bis dahin bewegt hatte, und von den strengen Regeln herrührte, die unter dem Vorwand, das Genie zu leiten, es in seinem Laufe hemmten; sie wähnten, daß, um dasselbe wieder zu beflügeln, es hinreiche die alten Formen zu zerbrechen, über die Regeln sich wegzusetzen, den Darstellungen der Poesie einen größeren Spielraum zu geben, die dramatische Kunst aus dem Cyclus der alten Dichter in das Feld der Geschichte zu versetzen, und die Schilderung des bürgerlichen Lebens, des Thun und Treibens der unteren Klassen der Gesellschaft dem conventionellen Wesen der höhern Stände vorzuziehen. Ihr Feldgeschrei war Natur, Wahrheit, Freiheit der Bewegung, Einfachheit des Tons und des Stils, aber sie sahen nicht ein, daß die Natur, welche die Poesie uns vorzaubert, nur immer der Wirkung gemäß, die sie hervorbringen soll, eine gewählte, idealisirte Natur sei; daß die poetische Wahrheit von der historischen verschieden ist, indem die erste durch den Raum, die Zeit, die Einheit des Interesses der Handlung bedingt wird, und mit der psychologischen Wahrscheinlichkeit zusammenfällt, während die andere, nicht auf den Effect berechnet, alle

Thatsachen ohne Unterschied aufnimmt; daß die Freiheit des Dichters nothwendig gebunden ist durch die Gesetze der Phantasie, des Gemüths und des Verstandes, an welche die Natur das ästhetische Vergnügen geknüpft hat, und endlich, daß die Einfachheit nur dann preiswürdig ist, wenn sie, mit der Mannichfaltigkeit der Bilder und dem Schwunge der Sprache verschmolzen, dieselben hebt, so wie sie von ihnen gehoben wird: — dies alles übersahen sie, und so geschah es denn, daß sie die Natur mit der Trivialität und der Gemeinheit, die Wahrheit mit der sklavischen Nachahmung des gewöhnlichen Lebens, die Freiheit mit Rohheit und Anarchie, die Einfachheit mit Flachheit und Leerheit verwechselten. Sie vermochten zwar eine neue Schule zu bilden, allein diese trug dazu bei, den Geschmack zu verderben, indem sie neben den Fehlern der ältern ausgearteten, Mißgriffe und Fehler neuer Art aufstellte. Der Mangel an Genie sprach sich in allen Dichtungen der Französischen Poesie des achtzehnten Jahrhunderts aus, es fehlte die Goldader, die nach den erprobten Regeln in die bestehenden Formen hätte fließen müssen, um wahre Kunstwerke zu gestalten; das schöpferische Feuer fehlte den Neuerern wie den Anhängern des alten, und die Reformation schlug fehl. Vergebens schrieben Diderot und Mercier Theorien, die den früheren den Stab brechen sollten: die dramatischen Werke die sie dichteten, machten kein Glück und gereichten ihren Theorien zur Schande; vergebens übersetzte Le



Tourneur den Shakspeare, um den Französischen Dichtern eine neue Fundgrube zu öffnen: leider war die Uebersetzung schwach und mißlungen; der große Brite, der würdige Repräsentant des Nationalgeistes seines Volks, konnte um so weniger den ganz verschiedenen geistigen Charakter der Franzosen ansprechen: er wurde nicht verstanden, seine Schönheiten wurden verkannt, einige seiner Fehler nachgeahmt. Vergebens erschien auch Ossians Nebelgestalt im Pariser Gewande an dem Französischen Horizont. Die anscheinende Begeisterung, die sie hervorrief, verschwand bald, und entzündete kein neues Leben. So schwebte und schwankte die Poesie in Frankreich zwischen Kraftlosigkeit und falscher Originalität.

Als Zeichen dieses Zustandes kann man es ansehen, daß das Lehrgedicht und die beschreibende Gattung der Poesie in Frankreich während dieser Periode ganz besonders beliebt und gepflegt wurden, denn, obgleich diesen Zweigen der Dichtkunst weder Reiz noch Verdienst abgesprochen werden können, so stehen sie gegen die epische, dramatische und lyrische Poesie doch sehr zurück, sowohl in Hinsicht der Wirkung, die sie auf das Gemüth haben, als des Genies, welches sie voraussetzen. Das Lehrgedicht hat von Natur etwas Abstractes, Kaltes, Trockenes, zumal wenn der Gegenstand desselben nicht der sinnlichen, materiellen Welt entnommen ist; sobald man mit Begriffen spielen will, leuchtet es jedem ein, daß es nicht leicht sei, dieselben mit Hülfe der Phantasie zu beleben. Das



beschreibende Gedicht, es mag nun seinen Stoff aus dem Gebiet der Natur oder der Gesellschaft und der Kunst entlehnen, ist freilich den Sinnen und der Phantasie verwandter, aber es verfällt in Monotonie und es gebricht ihm immer an Lebendigkeit, wenn der Dichter nicht die Gabe hat, durch Episoden Mannichfaltigkeit und Bewegung in das Ganze einzuweben. Viele Französische Dichter dieser Periode haben sich in dieser oder jener Gattung oder in beiden versucht. Le Mierre hat über die Malerei, Dorat über die Tanzkunst, Rosset über den Ackerbau in mehr oder minder harmonischen Versen Beispiele und Lehren aufgestellt, Saint-Lambert hat die Jahreszeiten, Bernis die Tageszeiten, Roucher die Monate beschrieben, der erste etwas mager, der zweite mit mehr Witz als Phantasie, der dritte mit vielem Prunk und einem großen Aufwande von Gelehrsamkeit. Delille hat sie alle übertroffen und verdunkelt, theils durch sein großes und ausgezeichnetes Talent, theils durch seine unversiegbare Fruchtbarkeit. Kein Dichter der neuern Zeit hat so wie er den Versbau in seiner Gewalt gehabt, und ihm die möglichste Gewandtheit, Rundung und feine Vollendung gegeben. Seit Boileau und Racine waren so schöne Alexandriner nicht gehört worden, und er hat dieser an sich undankbaren Versart eine Leichtigkeit, eine Anmuth, eine Mannichfaltigkeit verliehen, die ihr früher fremd waren. Sein erstes Werk ist vielleicht das vollkommenste; es war eine Uebersetzung von Virgil's Gedicht über den Landbau,

die sich wie ein Original lesen ließ, und die alle diejenigen in Erstaunen setzte und zur Bewunderung hinriß, die den Geist der beiden Sprachen inne hatten, und wußten, wie schwer und ungleich der Wettkampf zwischen der Französischen und Lateinischen Sprache war. In diesem Gedicht hat Delille den Charakter seines eigenthümlichen Talents verleugnet, und erscheint um so größer, als er seinem Originale nachstrebt. Die edle Einfachheit, die Würde, die Majestät, die dem Virgil eigen sind, scheinen auf ihn übergegangen zu sein. Zu dieser Höhe hat er sich in seinen späteren Uebersetzungen nie wieder erhoben. In der Aeneide ist er seinem erhabenen Muster gar nicht gewachsen: ihm mangeln das tiefe Gemüth, die Bestimmtheit der Bilder, der Schmelz der Farben, die nüchterne Kürze, die zur Vollkommenheit Virgil's so wesentlich beitragen, und im verlornen Paradies ist sein Flug nicht kühn, sein Schwung nicht kräftig genug, um Milton in die überirdischen Regionen zu folgen; seinem Genie fehlt ganz die übersinnliche Tendenz, ohne welche die göttlichen Dinge nicht besungen werden können. In den Gedichten eigener Erfindung, halb didactisch, halb beschreibend, über die Gärten, das Landleben, die Phantasie, die Conversation, das Mitleid, zeigt sich Delille in seiner ganzen Individualität, geistreich, anmuthsvoll, verständig, kunstvoll, immer bis zum Ueberdruß witzig, dies alles ohne Anstrengung aus unerschöpflicher Fülle fließend, aber immer vermißt man das Großartige,

Tiefe, Erhabene an ihm; selten erscheint er von einem Gefühl ergriffen, gewöhnlich spielt er mit den Empfindungen; nie schafft er imponirende Massen, sondern bringt nur eine Menge kleiner vollendeter Bilder hervor. Schildert er die Natur, so sieht man es ihm an, daß er nicht mit ihr vertraut gelebt hat; das Geheimniß ihrer Grazie gewinnt er ihr manchmal ab, aber das Unendliche, welches sie in ihren endlichen Formen verkündet und offenbart, bleibt ihm verborgen — mit einem Worte, seine Poesie bleibt weit mehr das Kind der feinen, gebildeten Geselligkeit als das der wahren Begeisterung, mehr ein Muster des guten Tons als des guten Geschmacks, er ist geistvoll, aber keinesweges genial.

Die Trauerspiele von Dücis, die Lustspiele von Beaumarchais zeichneten das letzte Decennium der alten Französischen Monarchie aus, und waren die letzten lebendigen Aeußerungen der dramatischen Poesie. Dücis hatte etwas Hohes, Pathetisches, echt Tragisches im Geist und im Charakter, Beide neigten ihn mehr zu Gegenständen und Situationen hin, die das Gemüth tief bewegen, erschüttern, zerreißen, als zu sanft rührenden Lagen und Handlungen. Der große britische Dichter sprach ihn besonders an: seine Wahlverwandtschaft mit ihm gab Dücis den Muth, einige Trauerspiele von Shakspeare auf die französische Bühne zu versetzen. So erschienen sein Othello, sein Macbeth, sein Hamlet und sein König Lear. Der gewagte Versuch gefiel Mehreren, weil

Dücis wie ein neuer Procrust die riesenhafte Gestalt des britischen Aeschylus in die Regeln und Schranken des französischen Geschmacks einzuzwängen suchte, und sie bis zum Normalmaaß seiner Landsleute verkleinerte und verstümmelte. Der großartige, kühne, erhabene, aus Contrasten und Gegensätzen bestehende Charakter der Shakspeareschen Muse verschwand unter dem Französischen Gewande. Dücis hatte zu viel gemildert und verändert oder weggelassen, um die Neuerer zu befriedigen, dagegen zu viel von dem englischen Trauerspiele aufgenommen und von demselben entlehnt, um den altgläubigen Verehrern des Nationaltrauerspiels nicht ein Aergerniß zu sein, und so entstand eine Zwittergeburt, der kein langes und wahres Leben zu Theil werden konnte.

Beaumarchais' Lustspiele machten ein größeres und anhaltenderes Glück. Sie waren der Abdruck des Zeitgeistes, schilderten mit grellen Farben die Gebrechen der damaligen wirklichen Welt, schonten keinen Stand der Gesellschaft, geißelten besonders die höheren, und, wie Aristophanes, erlaubte sich der Dichter persönliche Satire. Ihr Hauptcharakter ist eine kecke, mit Verstand, Witz und Laune versetzte Unsittlichkeit, die sich nicht allein verruchten Handlungen hingiebt, sondern dieselben sogar zu Maximen erhebt, und der Ungebundenheit das Wort redet. Der Zeitgeist hatte diese Lustspiele eingegeben, der Zeitgeist huldigte ihnen und nahm sie mit einer Art von Begeisterung auf, weil er sich in denselben wiederfand, und sie ihn mit Wahrheit

und Lebendigkeit darstellten. Beaumarchais schöpfte seine komischen Charaktere nicht aus den Tiefen der menschlichen Natur; er überhob sich der Mühe, sie mit scharfen individuellen Zügen auszustatten, die Situationen aus den Charakteren selbst hervorgehen, und jene auf diese mit ächter Kunst zurückwirken zu lassen; aber er verstand es meisterhaft, Intriguen anzulegen und auszuspinnen, den Knoten zu schürzen und ihn auf eine unerwartete Art zu entwirren, überraschende Lagen für seine Personen herbeizuführen, das Lächerliche aufzufassen, der erdichteten Handlung Bewegung zu geben, das Auge und das Ohr noch mehr als den Geist zu beschäftigen; sein Dialog ist ein Muster von Kürze, von Lebendigkeit, von schalkhafter Laune, und eines Schlag auf Schlag treffenden Witzes. Der Beifall, den er fand, war ein bedeutendes Zeichen einer ausgearteten Zeit, und kündigte eine gewaltige Umwälzung der Sitten an; er war ein Vorbote der kommenden schrecklichen Zeit, und kann als der letzte Uebergang der alten Ordnung der Dinge zu der Revolution betrachtet werden.

Also fand die Revolution die Poesie in Frankreich, wie vieles andere, in einem Zustande der Mattigkeit und der Erschlaffung; das Lebensprincip war aus ihr gewichen, wie aus so manchen veralteten Verhältnissen, in welchen man sich fortschleppte, statt sich wirklich zu bewegen. Die große Umwälzung, die alles aus seinen Fugen riß, die Gesellschaft in ihre Elemente auflösete, und sie chaotisch zusammen-

warf, um aus ihnen die vermeintliche Wiedergeburt von Frankreich hervorgehen zu lassen, mußte nothwendig auf die Poesie wie auf alle höhere Künste nachtheilig wirken. Bis auf wenige Ausnahmen verstummten die Musen im wilden Kampfe aller Leidenschaften, oder konnten sich schwerlich hören und vernehmen lassen: es spielte sich um das Leben selbst, und man fühlte nicht das Bedürfniß, noch hatte man die nöthige Muße, sich mit den Künsten zu beschäftigen. Späterhin, als der Krieg begann und immer mehr um sich griff, als die Schreckenszeit ihr blutiges Haupt erhob, und mit demselben Beile die Unschuld, die Tugend, das Talent, das Genie niederhieb, ließ die Furcht vor äußeren und vor inneren Feinden keinen andern Gedanken aufkommen, als den, die einen zu bekämpfen, und den anderen zu entgehen: es gab in Frankreich auf der einen Seite nur Krieger und für die Krieger arbeitende Menschen, auf der andern Schlachtopfer und Schergen. Der Tod allein war die herrschende Macht der man fröhnte: die einen gaben, die anderen empfingen ihn. In diesem furchtbaren langen Paroxysmus konnte die Poesie keinen Reiz haben. Wie hätten erdichtetes Unglück und nach allen Regeln der Kunst geschilderte Verbrechen auf die Gemüther einwirken können, in den Jahren, wo sie von dem Gefühl oder der Ahnung des eigenen Unglücks und des Schicksals ihrer Mitbürger ergriffen und erfüllt waren? Ganz Frankreich war eine große blutige Bühne geworden, wo auf allen Punkten Begebenheiten und Handlungen vorfielen,

die alles überstiegen, was die Geschichte uns von der Art darbietet und eine höllische Phantasie erdichten könnte. Wie hätten in diesem Sturm, der alles zusammenwarf oder bedrohete, sanfte Empfindungen, Töne der Natur und der Liebe, Eingang gefunden! Manches empörte edle Gemüth hätte wol gern die Geißel der Satire über die Tyrannen und ihre niederträchtigen Helfer und Schmeichler geschwungen, Mancher hätte sie gern mit dem Feuer der Rede auf ewige Zeiten gebrandmarkt, auch hätte wol manche fromme und zugleich kühne Phantasie in die Saiten der Leyer gegriffen, um den Himmel gegen die Erde anzurufen, oder Hülfe für dieselbe zu erflehen; aber unter dem eisernen Arm der Bedrücker verschwand der Muth, der gerechte Zorn, und jede laut werdende Indignation wurde erstickt; der Glaube war verpönt, die Tempel zerstört oder geschlossen, und die als Verbrechen verscheuchte Religion konnte nur im Stillen weinen oder trösten. Bei dieser allgemeinen Unterdrückung aller Gefühle und aller sie verkündenden Stimmen hatte Delille in seinem Dithyrambus über die Unsterblichkeit der Seele, den großartigen Muth, auf das göttliche Gericht zu verweisen, André Chenier ließ Töne einer hochherzigen Wehmuth vernehmen, die sein gewaltsamer Tod bald unterbrach. Sein Bruder, Joseph Chenier, der mit einem kühnen, männlichen und echt tragischen Geiste begabt war, und der früher mit Glück versucht hatte, dem Französischen Trauerspiel einen größeren Spielraum zu eröffnen, entwürdigte sein ausge-

zeichnetes Talent, indem er auch während der Schrek-kenszeit die furchtbare Tyrannei, die sich Frankreichs bemächtigt hatte, unter dem Namen von Freiheit besang.

So mußte, mit wenigen Ausnahmen, die Revolution die Poesie zum Schweigen bringen, und sie erwachte nicht aus ihrer Ohnmacht, als Bonaparte, mit kriegerischem Ruhm gekrönt, seine Siege und die Ermüdung des Volks gebrauchte, um seine Alleinherrschaft zu gründen. Ruhe und Ordnung kehrten nach Frankreich zurück, und es fand sich wieder ein gewisser Grad von Sicherheit des Eigenthums und der Personen ein. Zwar wurde die Ruhe nur durch den Stillstand des innern, politischen Lebens erkauft, doch tröstete die Franzosen über so manchen herben Verlust die kriegerische Glorie, welche das Haupt ihres Kaisers und ihre siegreichen Waffen umstrahlte. Allein, obgleich sie das herrschende Volk wurden, wie seit der Römerzeit keines gewesen, und die Zahl so wie der Glanz ihrer Triumphe einst in der Geschichte die Wahrscheinlichkeit gegen sich haben wird, so erweckten dieselben doch nicht das poetische Genie aus seinem Schlummer und begeisterten nicht die Musen. Die Lobredner und die Schmeichler der Macht und des Ruhms fehlten nicht. Aber sie trieben nicht ihre Kunst in der Art wie Horaz und Virgil; keiner von ihnen hat seinen Helden überlebt, und die lächerlichen Uebertreibungen, die ihnen der Eigennutz eingab, sind alle vor oder mit dem ephemeren Kaiserthum untergegangen.

Mit der Restauration hob eine neue Epoche in der Französischen Litteratur und zumal in der Poesie an. Die Krieges- und Eroberungs-Periode verlor sich mit den Eroberungen, die Frankreich so viel junges, edles Blut gekostet hatte; der militairische Despotismus, der alle Freiheiten zerstört oder untergraben hatte, zerfiel in sich selbst, und fand in seinen Ausschweifungen sein eigenes Grab. Die Waffen schwiegen endlich; Frankreich, mit Europa und mit sich selbst versöhnt, genoß unter der rechtmäßigen Gewalt seiner angebornen Herrscher und den schützenden Gesetzen der von ihnen gegebenen Verfassung die ruhige ungestörte freie Entwickelung aller seiner Kräfte; die Nationalthätigkeit nahm eine neue Richtung; alle materiellen und geistigen Vermögen wurden auf die Hervorbringung von materiellen und geistigen Producten angewendet, und obgleich die aus den Bedrängnissen der Zeit hervorgegangene ernste Stimmung der Gemüther dem Nützlichen über das Schöne, den Begriffen über die Gefühle, dem Verstand und der Vernunft über die Phantasie ein entschiedenes Uebergewicht gab, und alles sich mehr zu den Wissenschaften als zu den Künsten hinneigte, so fand doch auch die Poesie williges Gehör, und es regte sich in ihr ein neues Leben.

Mehrere Ursachen hatten diese Art von Wiedergeburt der Poesie vorbereitet und entfalteten erst jetzt ihre Wirksamkeit. Der Geist des Christenthums von Chateaubriand zündete ein neues Licht an, und bewirkte eine heilsame Revolution in der Gedanken- und Gemüths-

welt, er bewies nicht die Wahrheit der Religion, aber er faßte ihre Schönheit und ihre Erhabenheit mit lebendiger Wärme auf, er setzte ihre Wahlverwandtschaft mit der Phantasie und dem Gemüth in einer harmonischen, bilderreichen Sprache auseinander; er machte auf alle ihre Berührungspunkte mit den Künsten aufmerksam, und indem er seine Mitbürger und Zeitgenossen aus dem tödtlichen Schlaf einer gänzlichen Gleichgültigkeit für die Religion erweckte, und Achtung, sei es auch nur wegen ihres poetischen Schwunges und ihrer historischen Wichtigkeit für sie forderte, führte er seine Nation zur Prüfung der Wahrheit zurück, brachte sie durch einen Seitenweg dem Heiligsten näher, und zwang sie, sich der Vergessenheit und der Verachtung, in welche bei ihr das größte Interesse der Menschheit gerathen war, zu schämen. Dabei belebte er wieder den Sinn für die Wunder und die mannichfaltige Pracht der Natur, und zwar nicht einer kleinlichen, sentimentalen, erkünstelten Liebhaberei, die man früher für Liebe der Natur ausgab, fröhnend, sondern indem er dieser Krankheit den Krieg erklärte, und auf eine großartige Art die wild erhabenen Scenen, welche Amerika ihm dargeboten hatte, vorzauberte. Er vervollkommnete den eigenthümlichen Geist, mit welchem vor ihm Rousseau und Bernardin de St. Pierre die Schönheiten der Natur geschildert hatten, nicht an sich, durch eine peinliche Aufzählung aller Einzelheiten und aller Züge ihrer Werke, sondern durch die malerische Darstellung

der Gedanken, die sie durch ihre Schöpfungen hervorruft, der Gefühle, die sie erweckt, zumal der religiösen und sittlichen Begeisterung, mit welcher sie das Gemüth schwängert und erfüllt. Es liegt freilich in dieser Art, die Natur darzustellen, viel subjective Reflexion und weniger Objectivität; aber gerade dieses war den Bedürfnissen und dem Charakter der Zeit angemessen.

Der Einfluß des Geistes des Christenthums auf die französische Poesie ist nicht zu verkennen, dieses schwungvolle, originelle Werk hat mächtig auf den Nationalgeschmack eingewirkt, und nicht allein der Prosa des Zeitalters eine neue Farbe verliehen, sondern auch den Dichtern eine neue Richtung gegeben. Chateaubriand hat unstreitig eine Schule gebildet, und, wie es immer zu gehen pflegt, sind in dieselbe auch seine Fehler, nämlich Mangel einer edlen Einfalt, Ueberladung an Bildern, eine entschiedene Vorliebe für gesuchte, wenig natürliche, öfters sogar schwülstige Wendungen übergegangen. Aber wenn die Poesie in Frankreich wieder eine höhere, ernstere Stimmung angenommen hat, wenn sie, über das Sinnliche sich erhebend, sittliche Gefühle und eine religiöse Tendenz ausgesprochen, wenn nachdem die Chöre von Thalia und Esther, und die geistlichen Gesänge von Rousseau, von Racine dem Sohn, und von Pompignan längst verhallt waren, La Martine wieder mit kräftiger und geschickter Hand in die Leyer der Propheten gegriffen hat, so gehört ein Theil die-

ser Ehre an Chateaubriand, und ihm gebührt der Dank.

Zu derselben Zeit hatte auch unstreitig Frau von Stael, auf eine verschiedene Art und in anderer Richtung, großen Antheil an der neuen Bewegung, welche sich in der französischen Litteratur ereignete. Unter allen Frauen die geschrieben haben, hat sie unstreitig die größte Fülle hoher und tiefer Gedanken, ein oft von Leidenschaften ergriffenes, aber auch von edlen, erhabenen Gefühlen durchdrungenes Gemüth, und eine lebendige kraftvolle eigenthümliche Sprache. Andere haben sie an Scharfsinn der Beobachtungen, an tiefer Menschenkenntniß, an Anmuth der Phantasie, oder an strenger Correctheit und leichter Eleganz des Styls übertroffen; aber in allem was Energie des Denkens und Empfindens erfordert, kommt keine ihr gleich, und sie überflügelt ihr ganzes Geschlecht durch den Schwung des Geistes und die reichhaltige Ader einer sittlichen Begeisterung. Was sie über einen Gegenstand nicht weiß, ersetzt sie durch glückliche Combinationen des Verstandes; was sie nicht versteht, erräth sie öfters vermöge einer Art von Divination; was sie nicht durch eine methodische Auseinandersetzung sich und Andern klar macht, zieht den Leser an durch das Helldunkel selbst, in welchem es ihm erscheint, und befördert dessen eigenes Nachdenken. Das Licht ihrer Intelligenz wird manchmal von dem Feuer ihres Temperaments und der Gluth ihrer Gefühle getrübt; sie läßt mehr

ahnen, als sie deutlich auszudrücken vermag, und bringt mehr Gedanken hervor, als sie übersehen und beherrschen kann; aber dieses Vorgefühl einer Welt von Ansichten die ihr immer vorschweben, obgleich dieselben ganz zu umfassen und dem Leser zu offenbaren, ihr nicht gegeben ist, trägt viel zu dem Eindrucke ihrer Schriften bei. In ihren Werken über Italien, und zumal in dem über Deutschland, hat sie den Franzosen einen neuen Gesichtskreis eröffnet, ihnen Schöpfungen der Kunst näher gebracht, die ihnen früher in der engen Sphäre ihres Nationalgeschmacks unbekannt geblieben waren, oder die sie aus Unwissenheit und Stolz verachteten. Sie selbst war zwar zu wenig mit den Schätzen unserer Litteratur vertraut, um deren Reichthümer den Franzosen mitzutheilen; aber sie entschleierte genug von dieser neuen Welt, um ihre Nation anzufeuern, sich in dieselbe zu begeben, fernere Entdeckungen darin zu machen, und sich an den lebendigen, bis dahin nicht benutzten Quellen der fremden Litteratur zu laben und zu erfrischen: durch ihre Begeisterung hat sie die Begeisterung die jetzt Frankreich beseelt, mächtig erregt, und ein belebendes Licht an dem sich immer mehr entfärbenden Himmel entzündet.

Von diesem Zeitpunkte an hat sich der einmal angeregte Trieb, sich in den fremden Litteraturen umzusehen, und sogar in denselben einheimisch zu werden, entwickelt, vervielfacht und verbreitet. Die nordische Litteratur hat besonderes Glück gemacht, sei es, weil

sie ganz unbekannt war, oder weil, durch ihren grellen Contrast mit den südlichen Litteraturen, zu ihren anziehenden Schönheiten sich noch der Reiz der Neuheit gesellte. Bis dahin hatten die Franzosen nur ihrer eigenen Poesie gehuldigt: sie lasen zwar mit Fleiß und Eifer die Griechen und Lateiner, aber sie verstanden die alte Litteratur nur sehr unvollkommen; sie faßten nicht ihren eigenthümlichen Charakter richtig auf, und statt sich in die Zeit der alten Dichter, in ihre Lage, ihre Denkungs- und Empfindungsart zu versetzen, verliehen sie ihnen die ihrige, und legten ihnen den französischen Maaßstab an. So verfuhren sie auch mit der Poesie der Italiener und der Spanier zu der Zeit wo sie dieselbe gründlich studirten, nämlich in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, denn seitdem haben sie die Schätze ihrer Nachbarn wenig benutzt. Aber nun entwickelte sich in ihnen ein besserer Geist: statt die fremden Litteraturen in ihre eigenen Formen einzuzwängen, erweiterten sie ihre poetische Sphäre, und um den Nationalgeschmack vielseitiger auszubilden, versuchten sie durch treue und kunstvolle Uebersetzungen den fremden Genius in sich zu übertragen, und sich selbst zu verläugnen, um andere Naturen besser zu begreifen. Die deutsche Poesie hatte ganz besonders einer günstigen Aufnahme sich zu erfreuen, und es wurde sogar Sitte und herrschender Ton, Bewunderung für dieselbe zu empfinden oder zu heucheln.

Mit der Poesie erlitt oder vielmehr erhielt auch die Philosophie in Frankreich eine totale Umwand-

lung, und konnte nur dabei gewinnen. Es giebt zwar eine Philosophie, die der Poesie nicht allein fremd, sondern ihr entgegengesetzt ist; weit entfernt sie zu beleben und zu beflügeln, kann eine solche, wenn sie sich des gebildeten Theils einer Nation bemeistert hat, tödtlich auf sie einwirken, und den Sinn für Dichtkunst, so wie ihr Lebensprincip ersticken. Eine solche war die scholastische Philosophie, die nur mit leeren Begriffen ihr Spiel trieb, eine Art von Rechenkunst des Verstandes bildete, und weit entfernt der poetischen Ader nährende Säfte zuzuführen, nur sie zu vertrocknen und zu verknöchern sich eignete. Eine solche war auch, wie wir schon gesehen haben, die materialistische Philosophie, die aus der Sinnlichkeit entstanden, auf die Sinnlichkeit berechnet und sich beziehend, alles Höhere im Menschen verkannte, läugnete, verhöhnte, und eine jede übersinnliche Tendenz bekämpfte, verlachte und niederdrückte; eine solche hatte sich aller vermeintlichen Denker in Frankreich bemächtigt, und war der Phantasie und dem Gemüth, den einzigen Quellen der wahren Poesie, eben so verderblich gewesen, als den Sitten und der Religiosität. Diese schöpferischen Vermögen der menschlichen Seele gehen in der niederen Atmosphäre, wo die Sinne allein thätig sind, unter, und gedeihen nur in den höheren, reineren Regionen, die der Idealität angehören. Zu derselben Zeit, wo das Bedürfniß des Geistigen, Ewigen, Unendlichen in den Gemüthern wieder erwachte, sie angemessene Gegenstände emsig suchen ließ, und

wo die Poesie, dieses Bedürfniß zu befriedigen, die Tändeleien des Witzes, und die geistlosen Spiele des gewöhnlichen Lebens verschmähend, mit kühnerem Flug sich über die Sinnlichkeit erhob, fühlten auch die Denker eine edle Sehnsucht nach einer besseren Philosophie, die ihnen die Mittel verschaffte, in der übersinnlichen Welt Wurzel zu fassen, und sich da anzusiedeln, wo die Poesie sie nur ahnungsvoll auf Augenblicke versetzen konnte. Der Sensualismus wurde zu Grabe getragen, die schottische Philosophie übte die denkenden Köpfe, sich herabzusenken in die Tiefen des Selbstbewußtseins, und von dort nahmen sie, unter der Leitung der deutschen Schulen, ihren Flug zu den Höhen des menschlichen Wissens; sie lernten Systeme kennen, die zwar nur mehr oder minder glückliche Versuche, das große Räthsel des Universums und des Menschen aufzulösen sind, aber schon durch ihren Zweck, durch ihren genialen Bau und die Kraft der Intelligenz, die sie voraussetzen und befördern, den menschlichen Geist über sich selbst eben so sehr erheben als der Sensualismus ihn erniedrigt und entmannt. Die Religion, die Philosophie und die Poesie haben Wahlverwandtschaft, weil sie eine und dieselbe Wurzel so wie dieselbe Tendenz haben. Aus dem Triebe zum Unendlichen entsprossen, streben sie alle drei zum Uebersinnlichen, Ewigen, und haben ihre Bestimmung so wie ihren Endpunkt auf den Höhen des Himmels.

Alle diese Ursachen wirkten um so mehr, als die

innere und äußere Ruhe Frankreichs ihre Wirksamkeit beförderten; alle trugen dazu bei, ein neues Leben in der französischen Litteratur, und besonders in der Poesie, zu erregen. Die Revolution hatte einem bestimmten Zustande der Civilisation in Frankreich ein gewaltsames Ende gemacht und eine lange Periode geschlossen. Aus der Umwälzung aller Verhältnisse und der Gestaltung einer ganz verschiedenen gesellschaftlichen Ordnung war ein neuer Zustand der Dinge hervorgegangen, und mit ihm verbreiteten sich über ganz Frankreich neue geistige Bedürfnisse, Ansichten, Ideen und Gefühle. Die Dichter bestrebten sich, der Entwickelung der Kräfte der Nation durch die Entfaltung und die Richtung ihrer eigenen Talente entgegen zu gehen; sie versuchten die alten Bahnen zu erweitern oder nie betretene zu brechen.

Bis dahin war alles eben so natürlich und mit dem Gange der Begebenheiten harmonirend als zweckmäßig, und gab gerechte und schöne Hoffnungen für die Zukunft von Frankreich. Allein auch hier gerieth der Neuerungstrieb auf Abwege und nahm den Charakter einer krankhaften Neuerungssucht an; auch hier verwechselte man Freiheit mit Ungebundenheit, und vergaß, daß, so wie die Freiheit der Handlungen ohne ein bindendes Gesetz bald ausartet, und sich selbst zerstört, eben so die Freiheit des Genies, ohne die ewigen Regeln des Geschmacks, auf die Phantasie und das Gemüth zurückstoßend wirkt. Es entstand eine neue Schule, theils von einigen talentvollen Män=

nern, die ihrer eigenen Kraft zu viel trauten, theils und in der Mehrheit von mittelmäßigen, unvermögenden, aber anmaaßenden jungen Leuten gestiftet und gebildet; sie sprachen mit Verachtung von den Schätzen der Litteratur im Zeitalter Ludwig's XIV, beschuldigten sie eines conventionellen Wesens und einer flachen, blassen, zaghaften und kraftlosen Behandlung der Poesie; sie glaubten sich weit über sie erhaben, weil sie den Grundsätzen der Kunst Hohn und Troß entgegensetzten; sie bezeichneten die ältere Litteratur, die es leichter war zu verachten als nachzuahmen, mit dem Namen der classischen, und ihre vermeintliche Originalität, ihre Art die Poesie zu handhaben, mit dem Namen der romantischen, ohne mit diesen an sich unbestimmten Benennungen bestimmte Begriffe zu verbinden; sie sahen nicht ein, daß die beiden Arten von Poesie in Hinsicht der Ur- und Grundregeln jeder Gattung zusammenfielen und identisch waren, so sehr sie auch verschieden sind in Hinsicht der Welt und der Zeit in welche sie uns versetzen, der Gegenstände die sie uns darbieten, der Bilder die sie uns vorführen, der Farben die sie auf ihre Gemälde tragen, und der Gefühle und Gedanken die sie in uns erregen. Wenn die Dichter der neuen Schule sich begnügt hätten, das eigentliche Charakteristische der sogenannten romantischen Poesie aufzufassen, nämlich, den Cyclus ihrer Darstellungen zu erweitern, die Welt der Alten verlassend, aus der Fülle des Mittelalters und der letzten Jahrhunderte ihre Gegenstände zu schöpfen; wenn sie mit

Ueber das Verhältniß
des Allgemeinen zum Besonderen
in der menschlichen Erkenntniß.

Der Mensch empfängt Eindrücke von Außen und von Innen, lange bevor er zu denken beginnt; es strömen ihm von allen Seiten und vermittelst aller Sinne mannichfaltige Vorstellungen zu, die Receptivität wird geweckt, gereizt, angesprochen, auf alle Weise bereichert und schnell entwickelt; die produktive Thätigkeit erwacht später und bildet sich langsamer aus. Der Mensch ist zwar immer thätig, auch dann, wenn er nur Eindrücke empfängt, denn wenn er nicht auf dieselben rückwirkte, so könnte er sie nicht in sich aufnehmen; allein diese Thätigkeit, die einen gewissen Stoff sich aneignet, ist noch nicht die den Stoff bearbeitende, verwandelnde, schaffende Thätigkeit. Eine solche erwacht erst mit dem besonnenen Bewußtsein das aus der Reflexion hervorgeht, und dieselbe befördert. Zwar schon bei der Ausübung des sinnlichen Anschauungsvermögens verbindet der Mensch die Mannichfaltigkeit der einzelnen Eindrücke, die er zugleich erhält, und die zusammen zu gehören scheinen, zur Einheit. Thäte er dieses nicht, so würde er keine bestimmte Gegenstände wahrnehmen. Ohne Bindungsmittel, ohne scharfe Begrenzung, ohne feste Umrisse würden sie alle in einander fließen, wie die Wasser-

Satz. Die allgemeinen Begriffe und Grundsätze haben allein absolute Wahrheit, und die individuellen Wesen so wie die einzelnen Thatsachen sind nur Erscheinungen.

Gegensatz. Die individuellen Wesen und die einzelnen Thatsachen, die uns der innere oder der äußere Sinn offenbart, haben allein Wahrheit, und die allgemeinen Begriffe und Grundsätze haben nur einen formellen Werth.

Der Mensch empfängt Eindrücke von Außen und von Innen, lange bevor er zu denken beginnt; es strömen ihm von allen Seiten und vermittelst aller Sinne mannichfaltige Vorstellungen zu, die Receptivität wird geweckt, gereizt, angesprochen, auf alle Weise bereichert und schnell entwickelt; die produktive Thätigkeit erwacht später und bildet sich langsamer aus. Der Mensch ist zwar immer thätig, auch dann, wenn er nur Eindrücke empfängt, denn wenn er nicht auf dieselben rückwirkte, so könnte er sie nicht in sich aufnehmen; allein diese Thätigkeit, die einen gewissen Stoff sich aneignet, ist noch nicht die den Stoff bearbeitende, verwandelnde, schaffende Thätigkeit. Eine solche erwacht erst mit dem besonnenen Bewußtsein das aus der Reflexion hervorgeht, und dieselbe befördert. Zwar schon bei der Ausübung des sinnlichen Anschauungsvermögens verbindet der Mensch die Mannichfaltigkeit der einzelnen Eindrücke, die er zugleich erhält, und die zusammen zu gehören scheinen, zur Einheit. Thäte er dieses nicht, so würde er keine bestimmte Gegenstände wahrnehmen. Ohne Bindungsmittel, ohne scharfe Begrenzung, ohne feste Umrisse würden sie alle in einander fließen, wie die Wasser-

tropfen in den bewegten Wellen. Die Einheit, zu welcher ein jedes Mannichfaltige sich gestaltet, ist die nothwendige Bedingung der Erscheinung der sinnlichen Welt; obgleich sie eine Wirkung unserer Thätigkeit ist, so wird sie uns doch gewissermaaßen aufgedrungen: es liegt nicht in unserer Gewalt, anders zu verfahren; wir sind unwillkührlich dazu getrieben. So entstehen für uns die Individuen, aus welchen das Weltall besteht, nämlich alle Wesen die wir anschauen und wahrnehmen, sind in jeder Hinsicht bestimmt und determinirt, dermaaßen, daß bei einem jeden, wenn gefragt wird, ob es diese oder jene Eigenschaft hat, bejahend oder verneinend geantwortet werden kann. Dasselbe findet bei uns selbst wie bei allen andern Wesen statt. Wir fühlen uns und schauen uns an als eine Einheit, troß der Mannichfaltigkeit unserer Organe und unserer so verschiedenartigen Vermögen. Nur indem wir uns selbst und die uns Umgebenden als Einheiten und Individuen betrachten, sondern wir uns von allen anderen ab, und sondern sie selbst von einander. Also sind die einzelnen Thatsachen und die Individualität das erste in unserer Erkenntniß und die Grundlage von welcher wir ausgehen, um das ganze Gebäude unserer Erkenntnisse aufzuführen.

Lange verweilt der Mensch einzig und allein in dieser Welt der Individuen, denen er sich gezwungen fühlt, eine reale Existenz beizumessen, die er von einander scharf unterscheidet und von welchen jedes ihm eigenthümliche Eigenschaften, eine gewisse Kraft und

eine bestimmte Begrenzung dieser Kraft darbietet. Es fällt der großen Masse der Menschen nicht ein, irgend einem Zweifel über das wirkliche Dasein dieser bestimmten, in sich geschlossenen Wesen Raum zu geben. Trotz den sinnlichen Erscheinungen, die auf eine kurze Zeit den Menschen irre führen können, trotz den falschen Urtheilen, die er öfters über die Eigenschaften dieses oder jenes Wesens fällt, trotz der Lebendigkeit der Bilder, die aus der Phantasie hervorgehen und die Farbe der Wirklichkeit tragen, trotz der Lebhaftigkeit mit welcher unsere Träumereien im Wachen und unsere Träume im Schlafe uns die sinnliche Welt vorzaubern, lassen wir uns doch auf die Länge nicht täuschen, und ziehen immer mit sicherer Hand eine scharfe Demarkationslinie zwischen der wahren Existenz der uns umgebenden Individuen und den gehaltlosen, luftigen Formen, welche die Sinne oder die Phantasie in gewissen Fällen uns vorspiegeln. Das Sein offenbart sich immer nur oder besteht nur für uns in einem bestimmten Dasein, und dies Dasein in der Individualität und in der Einheit eines jeden Wesens. Unter allen Einheiten, die wir wahrnehmen, und deren abgesonderte Existenz uns unwiderstehlich einleuchtet, fühlen wir uns über alle Existenzen erhaben, und sind uns der Einheit unseres eigenen Ichs und unserer eigenen Individualität bewußt. Sie ist der wahre Stützpunkt von allem was der Sinnlichkeit und dem Vorstellungsvermögen mit dem Stempel der Realität erscheint; sie ist für uns

das Centrum des Weltalls, in welches alle Strahlen der verschiedenen Wesen zusammentreffen und von welchem sie wieder zurückgeworfen und reflectirt werden. Durch die Einheit unseres Ichs oder in ihr werden uns alle Thatsachen des inneren und äußeren Ichs gegeben; sie ist zugleich ein Auge, das sich selbst sieht, und der ihm immer vorliegende Spiegel, in welchem es alles andere anschaut. Dieses Gefühl unserer Individualität ist im Anfange des Lebens dunkel, und fließt dann mit dem Gefühle des Daseins zusammen. Später, je mehr wir uns von unseren Vorstellungen unterscheiden, je mehr wir unsere sich setzende Einheit in einen bestimmten Gegensatz zu den Einheiten der uns umgebenden Individuen stellen, wird dieses Gefühl immer heller, und wird am Ende zu einer vollkommenen Besonnenheit, zu einem reflectirten und reflectirenden Bewußtsein gesteigert. Auf diese Art tritt der Mensch früh als Individuum in die Welt der Individualitäten ein, er lebt in derselben so wie er in derselben handelt, sie allein hat für ihn Realität. Selbst eine Einheit, wandelt er stets unter Einheiten, er kann sie nie ganz verlassen, aus ihnen völlig heraustreten, sich von ihnen und der seinen selbst losmachen und gewissermaaßen abschneiden, er erkennt nur einzelne Thatsachen, einzelne Handlungen, einzelne Wesen. In dieser Periode der Entwickelung hat das Besondere allein Realität, das Allgemeine existirt noch nicht oder wird von dem Besondern verwischt, und erscheint höchstens von Zeit

zu

zu Zeit in schwachen Umrissen. In dieser Periode verbleibt die große Mehrzahl der Menschen während ihres ganzen Lebens, und auch diejenigen die sich höher erheben, kehren im täglichen Treiben und Thun zu derselben zurück, und können sich nie von ihr trennen.

Später als die Auffassung und Wahrnehmung der Individuen der uns umgebenden Welt, und das Bewußtsein unserer eigenen Individualität, tritt das Allgemeine in uns auf, erhebt sich allmählig über das Ganze unserer Vorstellungen so wie unserer Gefühle, ordnet, bestimmt, beherrscht dieselben, und erscheint den Einen als die Krone des Gebäudes unserer Erkenntnisse, den Anderen als der Grundstein derselben.

Dieses Allgemeine ist doppelter Art, nämlich die allgemeinen Begriffe und die nothwendigen Ideen. Die einen sind Werke der Kunst, die anderen gehen von selbst aus dem Innern unseres Wesens hervor; diese werden uns gegeben, jene werden von uns gebildet. Die ersteren sind Produkte des Verstandes, und dienen ihm zum Leitstern und zur Norm; die zweiten sind das Höchste im Gange unserer Entwickelung; der Vernunft Stütze und Ausgangspunkt.

Die allgemeinen Begriffe werden von uns aufgestellt, vermöge eines sehr einfachen, leichten, aber doch künstlichen Verfahrens. Zu ihnen gelangen wir ohne Anleitung, getrieben und belehrt von unseren geistigen Bedürfnissen; sie sind sammt und sonders das Werk des Reflexions- und Abstractionsvermögens.

dem Geiste der Zeiten und der Völker und der einzelnen großen Gestalten der Geschichte vertrauter, ihren Dichtungen scharf gezeichnete individuelle Formen und Lokalfarben verliehen hätten; wenn sie, der Einheit des Interesse und der Handlungen unbeschadet, die Einheit der Zeit und des Orts der ersteren untergeordnet und manchmal aufgeopfert hätten; wenn sie die Monotonie und Monochromie der französischen Bühne durch eine größere Mannichfaltigkeit, und die Einförmigkeit des Schnitts und des Ganges des älteren Trauerspiels durch Abwechselung vertrieben hätten; wenn sie dem Auge des Zuschauers vieles vorgeführt hätten, was bis dahin den Ohren durch langweilige epische Tiraden vorerzählt wurde; wenn sie dies alles mit Genie gewagt und durch Genie diese Freiheiten ihrer Muse gerechtfertigt hätten, so könnte man sie nur loben, bewundern, und der französischen Litteratur zu diesem neuen Leben Glück wünschen. Allein sie gingen einen verkehrten Gang; sie geriethen von Anfang an auf Abwege, verschmähten das Hergebrachte, ohne die Kraft zu haben, sich einen bessern Weg zum Ziele zu eröffnen. Der wahren Originalität fremd, schweiften sie in das Abenteuerliche über; sie verwechselten die historische Wahrheit mit der poetischen, die Gemeinheit mit der Natürlichkeit, das Gräßliche, Ekelhafte, Zurückstoßende mit dem Tragischen; sie vermischten alle Töne in einem und demselben Gedicht; um Contraste zu erzwingen, warfen sie das Edle und das Groteske,

das Tragische und das Komische zusammen, ohne zu merken, daß das eine das andere immer aufhob und dermaaßen neutralisirte, daß der Zweck verfehlt wurde, und der Effekt sich in das Nichts auflösete. Sie verirrten sich sogar so sehr, daß sie, den Genius ihrer Sprache verkennend, ihr Gewalt anthaten, um Wortfügungen, Versarten, kühne Inversionen, bildliche Ausdrücke in dieselbe zu übertragen, die ihrem Bau und ihrer Natur ganz zuwider waren. Was dunkel, unbestimmt, in einem neblichten Duft schimmernd erscheint, kann in der deutschen Sprache noch gefallen und sogar Schönheiten hervorbringen, ist aber mit der französischen Sprache unvereinbar, wird in derselben leicht lächerlich oder sinnlos, und spricht weder die Phantasie noch das Gemüth an. Daher kommt es denn, daß viele der neueren französischen Dichter in eine wahre Barbarei der Sprache verfallen. Der jetzige Zustand der Poesie in Frankreich ist also bei weitem nicht so blühend oder so vielversprechend als die jungen Dichter der neuen Schule es wähnen und behaupten. Allein es ist eine Zeit der Gährung, und aus ihr kann noch viel Gutes hervorgehen, wenn die Hefe sich erst wird gesetzt haben; aus dem Chaos können sich noch Luft und Wärme entwickeln, und La Martine in der Elegie, Casimir Delavigne in der dramatischen Dichtkunst, und Victor Hugo in der Ode, so wenig auch sein Geschmack noch geläutert ist, können als angenehme Uebergänge zu einer bessern Zeit gelten.

Ueber das Verhältniß
des Allgemeinen zum Besonderen
in der menschlichen Erkenntniß.

wir jetzt das Verhältniß beider Arten von Erkenntniß zur Wahrheit, ihre Wechselwirkung auf einander und ihren inneren Gehalt leichter auffassen, feststellen und würdigen.

Das Besondere, wie wir es gesehen haben, tritt früher im Menschen auf als das Allgemeine; mit der Anschauung individueller Wesen und ihrer Eigenschaften, mit der Empfindung individueller Eindrücke des Gemüths fängt das geistige Leben in uns an. Der Mensch in der Kindheit nimmt in der ihn umgebenden äußern Welt Gegenstände wahr, die begrenzt, geschlossen, von einander getrennt und abgesondert ihm erscheinen. Bald unterscheidet er sich von ihnen, wie er sie unter sich unterscheidet; er ist eine Einheit, die von anderen Einheiten umgeben, aber von ihnen immer verschieden, mit ihnen einen Verkehr treibt, der nie einen Augenblick aufhört. Auch in den ersten Momenten, wo er die äußere Welt in sich aufnimmt, und indem er sich mit ihr verbindet, sich doch von ihr trennt, ist der Mensch nicht bewußtlos; aber dieses Bewußtsein, durch welches er sich selbst und die äußeren Gegenstände auffaßt, ist noch nicht eine freiwillige Thätigkeit, sondern eine unwillkührliche. Später wird durch die Reflexion dieses Bewußtsein immer lebendiger, bestimmter und wird von allem Fremdartigen gesäubert und gesondert. In dieser Periode, in welcher die Seele ihre eigene innere Thätigkeit von Tag zu Tag mehr offenbart und sich weniger leidend verhält; wo sie mehr hervor-

bringt als sie empfängt, erhebt sie sich erst zu den allgemeinen Begriffen, zu den reinen Abstractionen, und endlich zu der Anschauung der Existenzen, als festen Grundlagen ihres Denkens und ihres Thuns.

Es ergiebt sich und erhellt aus dieser Genesis unserer Erkenntnisse, daß das Besondere und das Allgemeine, obgleich das eine früheren Ursprungs in unserer Seele als das andere ist, doch beide zur Erkenntniß der Wahrheit erforderlich, ja nothwendig sind. Eins vom andern scharf trennen, ganz abschneiden, dem einen allein die Realität zusprechen, sie dem andern absprechen, Wahrheit entweder nur in der Wahrnehmung der Individuen oder in den Begriffen suchen und sehen, — wäre eine solche ausschließliche Scheidung auch möglich, — hieße so viel, als die lebendige Einheit eines organischen Körpers mit dem Messer in zwei Hälften theilen, und wähnen, durch ein solches Verfahren das Leben sicherer und besser zu begründen. Das Besondere und das Allgemeine finden nur in ihrer innigen Verbindung ihren richtigen Sinn, ihre Haltung, ihre Festigkeit, ihre Vollendung. Ohne die allgemeinen Begriffe und die abstracten Vorstellungen, die wir künstlich bilden, um sie auf die Individuen anzuwenden oder dieselben ihnen unterzuordnen, würden die Individuen uns durch ihre Vielheit und Mannichfaltigkeit erdrücken, in einer wilden Unordnung sich einander in unserm Kopf durchkreuzen und durchjagen; wir würden das Gemeinsame, das sie darbieten, nie erkennen, und eben deswegen ihre

Verschiedenheiten weniger fühlen; wir könnten ihre Eigenschaften nie einer genauen Prüfung unterwerfen, weil wir dieselben nie getrennt von den Subjecten, welchen sie anhaften, betrachten würden — mit einem Worte, wir würden die Individuen und unser eigenes Individuum zwar wahr nehmen, aber nie denken können. Die Vernunftschlüsse würden durch den Mangel allgemeiner Begriffe unmöglich gemacht werden, denn in einem jeden Vernunftschluß wird irgend etwas von einem Gegenstand entweder bejaht oder verneint, indem wir den Gegenstand unter etwas Allgemeines subsumiren, um ihm das zu- oder abzusprechen, was in dem Allgemeinen enthalten ist. Ohne dieses letztere immer vorauszuschicken, könnten wir nur besondere Urtheile fällen und würden sie nie mit einander verbinden.

Noch weniger könnten wir glauben, etwas Reelles und Gewisses zu besitzen, indem wir einzelne Gegenstände auffassen, und Individualitäten wahrnehmen, wenn allen diesen Wahrnehmungen, sie mögen nun unser eigenes Ich oder die Wesen der uns umgebenden Welt betreffen, nicht die Anschauung und die Ueberzeugung von Existenzen zum Grunde lägen. Ohne diese nothwendige Bedingung eines Wissens würden wir den Wahn, die Einbildung, die willkürliche Erschaffung von allerlei Gestalten und Begebenheiten, nie von der Wirklichkeit unterscheiden. Wir würden mit unsern Vorstellungen spielen und uns daran ergötzen, aber nie zu irgend einem Wissen gelangen. Das

Dasein, dieser gemeinsame, einfache und doch mystische Charakter, der uns das Gefühl der Realität giebt, läßt sich freilich nicht durch Beweise feststellen, nicht einmal bestimmt angeben, und noch weniger erklären, ja in Worten ausdrücken; das Dasein bleibt ein Räthsel, aber es wird zugleich so klar, so deutlich, so unwiderstehlich wahrgenommen, daß man in Wahrheit sagen kann: wäre dieses große, ursprüngliche Räthsel nicht, so würden wir nicht sbegründen, erklären, glauben können; alles würde als Nebel gestaltet uns erscheinen, und in solchen sich auflösen. Bei einer jeden Untersuchung über die Eigenschaften der Dinge liegt ihnen immer unter die Folie des Daseins als nothwendige Bedingung unseres Thun und Treibens. Wenn wir fragen: was, wo und wie? so gehen wir immer von der Wahrnehmung des Daseins aus, oder streben nach derselben.



Also muß immer das Besondere mit dem Allgemeinen verbunden sein, und auf dasselbe sich beziehen, wenn es anders Zusammenhang, wahre Bedeutung und Consistenz erhalten soll. Aber das Allgemeine setzt hinwieder das Besondere voraus, und bezieht sich auf das Individuelle. Das Allgemeine existirt nicht für sich, in sich, durch sich selbst, sondern das individuelle Dasein ist entweder seine Quelle oder sein Probierstein und die Bürgschaft seiner Realität. Die Wesen existiren in sich auch unabhängig von der Anschauung oder der Vorstellung, die der Mensch von ihnen hat; sie existiren für uns, in so fern wir sie anschauen und denken. Aber alles was wir uns

vorstellen und denken, existirt deshalb noch nicht, und die allgemeinen Begriffe, alle mögliche Abstractionen, die wir bilden oder bilden können, können nie auf die Realität Anspruch machen, welche uns die Anschauung des individuellen Daseins giebt.

Wie wir es gesehen haben, erheben wir uns zu den allgemeinen Begriffen, indem wir in ein Wort alle Aehnlichkeiten, welche die Wesen uns darbieten, zusammenfassen und alle ihre Verschiedenheiten beseitigen. Dieses Verfahren, welches uns von den Gesetzen unserer geistigen Natur auferlegt wird, ist eben so zweckmäßig als natürlich und nothwendig. Ohne ein unabhängiges, eigentliches Dasein zu haben, beruhen die allgemeinen Begriffe auf dem Dasein der Wesen. Der Baum, das Thier, der Mensch, existiren nie und nirgends im Allgemeinen, sondern es existiren nur besondere Bäume, Thiere, Menschen, unter bestimmten, von einander abweichenden individuellen Formen. Nicht vermöge der Aehnlichkeiten, die er mit andern Menschen hat, sondern vermöge der Verschiedenheiten, die ihn von allen anderen Wesen unterscheiden und trennen, hat ein Mensch ein individuelles Ich, und als solches ein wirkliches Dasein. Die allgemeinen Begriffe haben nur eine gewisse Realität, in so fern die Aehnlichkeiten, welche sie auffassen und in sich begreifen, und die Eigenschaften, die sie in eine Einheit verbinden, in den verschiedenen Wesen wirklich statt finden. Sie setzen also ein reelles Dasein voraus, sie entstehen aus einem solchen,

und beziehen sich auf dasselbe. Aber sie selbst existiren nur als Vorstellung in uns, indem wir sie denken. Außer dieser und abgesondert vom Denken existiren sie nicht; Werke unserer freien Thätigkeit, werden sie von uns gemacht und gebildet, und sind uns nicht wie die individuellen Wesen gegeben. Je höher wir auf diese Leiter der allgemeinen Begriffe steigen, um so weniger fassen wir ähnliche Kennzeichen der Wesen auf, um so mehr streifen wir Charaktere derselben ab, und entfernen uns also immer mehr von den individuellen Wesen, deren wirkliches Dasein unser Ausgangs- und Stützpunkt gewesen war. Der Begriff wird immer einfacher, denn am Ende bleibt nur als höchste Pötenz und Produkt der Verallgemeinerung der Begriff vom Wesen. Aber bei dieser Verklärung und Steigerung entblößt er sich immer mehr von allem was das wirkliche Dasein ausmacht; er wird feiner, aber zugleich gehaltloser. Aus allem diesem erhellt, daß die allgemeinen Begriffe die Anschauungen des Besondern weder entbehren noch ersetzen können; daß ihnen nie mehr Realität als den Wesen selbst zugesprochen werden kann, und daß wir uns nur dann dem wirklichen Dasein wieder anschließen, wenn wir von der Höhe, zu welcher wir uns durch das künstliche Verfahren einer immer wachsenden Verallgemeinerung erheben, wieder allmählig herabsteigen, und indem wir bei jedem Schritt immer mehr Charaktere der wirklichen Wesen aufnehmen, am Ende den festen Boden, von welchem wir ausge-

gangen waren, wieder finden und wieder zu den Individuen gelangen.

Dasselbe läßt sich sagen von den Abstractionen, die darin bestehen, daß wir die Charaktere und die Eigenschaften, welche den Wesen beiwohnen, an sich betrachten und sie trennend von den Individuen, denen sie angehören, in ihrer Absonderung zu Gegenständen unserer Untersuchungen machen. Wir behandeln auf diese Art die Begriffe von Substanz, Vermögen, Kraft, Fähigkeit, Gefühl, Gedanke, Verstand, Wille, ja sogar Sein und Dasein. Es läßt sich auch nichts gegen dieses Verfahren einwenden, so lange man nur bezweckt, die Vorstellungen, die mit diesen Wörtern verbunden sind, genau zu bestimmen, oder mit diesen Begriffen allerlei Zusammensetzungen zu versuchen, um zu sehen, in wie fern sie sich wechselseitig anziehen oder zurückstoßen: allein man muß nie vergessen, wo wir sie hergenommen und erborgt haben; wie sie sich gebildet; welchen Wesen sie eigentlich gehörten, und wie sie uns in der Wirklichkeit erschienen sind. Man muß sich vor allen Dingen hüten, ihnen ein von unsern Vorstellungen und von den Individuen, die sie uns dargeboten oder ihre Bildung veranlaßt haben, unabhängiges Dasein beizumessen. Sie sind freilich wirkliche Vorstellungen, aber um in die Wirklichkeit einzutreten, müssen diese allgemeinen Begriffe in den besonderen Wesen angeschaut werden; sie müssen in unserem eigenen Ich, oder in den anderen individuellen Einheiten, die uns umgeben, wahrgenom-

men werden. Weit entfernt, mehr Realität zu haben als die besonderen Einheiten, die wir in uns und außer uns durch den innern oder äußern Sinn anschauen und auffassen, haben sie in ihrer künstlichen Absonderung von dem reellen Dasein des Einzelnen, gar keine Realität. Läßt man dieses aus den Augen, und verfährt mit diesen Begriffen, ihres Ursprungs, ihrer Genesis und ihrer wahren Natur uneingedenk, als wären sie für sich selbst bestehend, alles bedingend und zugleich unbedingt, so kann man zwar durch sinnreiche aber willkürliche Zusammensetzungen dieser Luftsteine, Gebäude errichten und Systeme bauen, die, in sich zusammenhängend und geschlossen, der Zeit zu trotzen scheinen, die aber wie Luftgebilde und leere Phantasmagorien von der prüfenden Vernunft bald erkannt werden, keinen festen Grund haben, und eben so leicht verschwinden, wie sie entstanden sind.

Das einzige Allgemeine, das eine wirkliche Realität besitzt, nicht von uns künstlich erschaffen, sondern uns gegeben, und so zu sagen aufgedrungen wird, ist das, unserem Ich und allen anderen Wesen, denen wir die Existenz zusprechen, unterliegende, nothwendige, von unserm Willen ganz unabhängige Anschauen des Daseins. Dieses ist zwar ein gemeinsames, allen individuellen Wesen, aber nur immer in dem Besondern erscheinend, in der Individualität sich offenbarend, und dermaaßen mit ihr verbunden und verschmolzen, daß wir ein Individuum als solches nur wahrnehmen, in so fern es uns das Gefühl des Daseins giebt,

und das Dasein nur wahrnehmen, in so fern es als Individuum sich zeigt und auftritt. So wie das Gedachte und das Denken immer ein bestimmtes, besonderes, determinirtes ist, so setzt es auch immer die Einheit eines denkenden Ichs, eine individuelle Persönlichkeit voraus, so ist auch das Sein immer nur für uns ein bestimmtes, besonderes, determinirtes Dasein, die Realität ein reelles Wesen, die Wirklichkeit eine wirkliche Existenz.

Also auch hier muß das Allgemeine mit dem Besondern verbunden, vereinigt und verschmolzen bleiben, wenn das erstere Realität erhalten und behalten soll. Das gemeinsame Sein hat nur Bestand in dem Dasein der besonderen Wesen, und ist nur in ihnen vorhanden. Trennt man das Sein vom Dasein, um es unabhängig von letzterem zu betrachten und zu behandeln, so kann man es thun, ohne sich gegen die Logik zu versündigen. Aber diese Abstraction kann keinen wahren Nutzen gewähren, und zu vielen Irrthümern Anlaß geben. Sie ist an sich leer, da man das Sein im Allgemeinen und an sich weder wahrzunehmen, noch deutlich zu denken vermag, da nichts oder alles von ihm bejaht oder verneint werden kann. Den Beweis davon geben die letzten philosophischen Systeme in Deutschland. Man hat das reine Denken und das reine Sein als die Urgrundsätze alles Wissens und die Quellen alles Erkennens aufgestellt und angegeben. Man hat ihre vollkommene Identität angenommen und daraus die uner-

schütterliche Gewißheit der Objectivität unserer Erkenntnisse gefolgert. Unstreitig sind Beide identisch. Aber da das reine Denken und das reine Sein, beide leer von allem Inhalte sind, so ist das Resultat kein anderes, als die Identität der Leerheit. Wohin hat dieses Verfahren geführt und mußte es nothwendig führen? Man hat die Realität des Ichs und des uns Umgebenden im strengen Sinn des Wortes geläugnet, und die Wirklichkeit den Individuen abgesprochen, um beides dem reinen Denken und dem reinen Sein allein beizulegen. Das heißt, man hat der Abstraction, die unmöglich gewesen wäre, wenn man nicht von etwas, was uns gegeben war, ausgegangen wäre, das wirkliche Dasein zugesprochen, und es den einzelnen Wesen, die mit unwiderstehlicher Evidenz uns ihr Dasein verkünden, offenbaren, ja aufdringen, entzogen und entrissen. Das Denken setzt immer ein Gedachtes voraus, und von diesem Gedachten, um ihm Realität zuzuschreiben, frägt es sich immer: ist es ein Gegebenes, Reelles, oder ein willkürlich Erdachtes? Wenn man von allem Gedachten abstrahirt, und doch zu denken unternimmt und versucht, so wird das Denken selbst an sich der vermeintliche Gegenstand der Thätigkeit unserer Vernunft, was zwar logisch möglich ist, aber nie zur Realität führen kann. Eben so ist es auch mit dem reinen Sein beschaffen. Das Sein setzt immer einen bestimmten Gegenstand, ein determinirtes Wesen voraus, welches uns in der Anschauung sein Dasein kund giebt, und wenn wir von

allem Dasein abstrahiren, um das Sein rein aufzufassen, so frägt es sich: was existirt denn? und auf diese Frage wird uns das reine Sein die Antwort auf ewig schuldig bleiben. Denn das reine Sein kann nie den Charakter eines Wesens oder einer Eigenschaft annehmen; es bleibt nichts anders an ihm als die Verwandelung des Infinitivs in ein Substantiv vermöge der Zufügung des Geschlechtsworts.

Aus dieser Auseinandersetzung ergiebt sich, daß unsere Erkenntnisse nur dann ihre ganze Vollendung erhalten und erreichen, wenn das Allgemeine sich auf das Besondere bezieht und begründet ist, und das Besondere unter das Allgemeine geordnet, an einander gereiht wird, und sich in dasselbe gewissermaaßen auflöset und verliert. Ohne ein Besonderes, Individuelles, Daseiendes würde das Allgemeine keine Realität haben, und ohne das Allgemeine würde das Besondere keine Haltung, keinen Zusammenhang, keine wissenschaftliche Einheit bilden, und in eine unfruchtbare Anhäufung von individuellen Thatsachen ausarten.

Dieses Resultat unserer Forschung erscheint noch in einem hellern Lichte, wenn man die Geschichte der Philosophie durchgeht, und den Satz, der die Nothwendigkeit der Durchdringung des Allgemeinen und des Besondern aufstellt und ausdrückt, auf die besonderen Wissenschaften anwendet. Nur selten hat in der Behandlung der verschiedenen Wissenschaften diese doppelte Berücksichtigung und die Durchdringung des Allgemeinen und des Besondern statt gefunden. Die meisten

Irr-



Irrthümer sind daraus entstanden, daß bei den Untersuchungen über die Natur und über den Menschen abwechselnd das Allgemeine ohne das Besondere, oder das Besondere ohne das Allgemeine beachtet und betrachtet wurde, oder wenigstens daß das Eine oder das Andere ein entschiedenes Uebergewicht erhalten und eine ausschließliche Vorliebe, welche nur zur Einseitigkeit führen konnte, sich erworben hat.

Die griechische Philosophie, von ihrem ersten Beginnen an bis zu ihrer höchsten Blüthe, hat eine entschiedene Tendenz, die Wahrheit und die Realität nur in den allgemeinsten Begriffen, in den haarfeinen Abstractionen und in den nothwendigen Ideen, welche unsern Erkenntnissen die Krone aufsetzen, zu suchen, und mit deren Zusammensetzung oder Auflösung ein sinnreiches Spiel zu treiben. Das genaue, langsame, aufmerksame Beobachten der Thatsachen der äußern Natur und des innern Menschen, das bestimmte Auffassen der Individualitäten und eine strenge Bezeichnung der Verschiedenheiten der einzelnen Wesen hatte weniger Reiz für sie, als das freie Schaffen willkührlicher Combinationen und künstlicher Begriffe. Zum letztern neigten sich alle ihre Geistesanlagen. Bei dem raschen kühnen Flug ihrer schöpferischen Phantasie, wurden der Verstand und die Vernunft von dem Feuer beseelt und von dem Strome fortgerissen, die ihre Dichter und ihre Künstler entflammten und dieselben zur Unsterblichkeit trugen, die aber die Philosophie leicht auf Irrwege leiten kön-

nen. Daher kam es, daß sie oft ihre Forschungen bei dem Ende anfingen, die Natur willkührlich construirten, bevor sie ihre Theile gehörig erkannt hatten, das Weltall und das Ich genetisch erklärten, ehe sie durch innere und äußere Anschauung beides wahrgenommen hatten. Sie versetzten sich durch einen öfters genialen, immer gefährlichen Sprung von der Wirklichkeit, ohne auf sie Rücksicht zu nehmen, auf die höchsten Gipfel des Ideellen; und aus den Begriffen des Seins, der Einheit, der Nothwendigkeit, der Substanz, als dem einzigen realen Standpunkt erkühnten sie sich, alles Daseiende entweder zu läugnen und als leere Erscheinung zu verschreien, oder alles hervorgehen zu lassen aus denselben. Von der eleatischen Schule an bis zu Platon und von Platon an bis zu den Heroen der Alexandrinischen Schule, Plotin, Porphyrius, Jamblichus, Proklus, hat sich dieser Charakter der griechischen Philosophie, mit wenigen Ausnahmen, als eigenthümlich bewährt. Ihre Systeme sind dichterische Gewebe von Abstractionen; Kunstwerke, die wegen ihrer Einheit, ihres Zusammenhanges, ihrer innern Vollendung, den Forscher in Erstaunen setzen, aber sie laufen neben der Natur der Dinge fort, werden durch die Thatsachen, da sie dieselben weder erklären noch verwischen können, widerlegt, und die unendliche individuelle Mannichfaltigkeit der Wesen und ihrer Eigenschaften widerstrebt einer Einheit, die nur auf ihre Kosten geschaffen wird. Die Metaphysik der Griechen ist eine Poesie des Verstandes.

und der Vernunft, so wie ihre Mythologie eine Art von bildlicher Philosophie der productiven Einbildungskraft. Von allen Philosophen Griechenlands, die auf tiefe, weit umfassende Umsicht und Originalität Anspruch machen können, ist vielleicht Aristoteles der einzige, der, bei aller Schärfe und Feinheit seiner Abstractionen, sich mit der Auffassung der einzelnen Thatsachen ernstlich beschäftigt hat, und durch eine für seine Zeit gründliche Kenntniß der Naturgeschichte, so wie durch eine strenge Analysis der Erscheinungen des innern Menschen, das Allgemeine und das Besondere in der Wissenschaft gepflegt und zu vereinigen getrachtet hat.

Bemerkenswerth bleibt es, daß dasselbe Volk, in welchem Künstler und Dichter die seltene Gabe hatten, die individuellen charakteristischen Formen der sinnlichen Wesen zu beobachten oder zu erschaffen, dieselben sinnlich darzustellen, zugleich das Ideale aufzufassen und lebendig auszudrücken, daß dasselbe Volk, sage ich, in der Philosophie immer Abneigung oder Ungeschicklichkeit verrathen hat, dem Besondern so wie dem Allgemeinen seine Rechte zu lassen und beide in die größtmögliche Harmonie zu bringen.

Nachdem durch das ganze Mittelalter auch die besten Köpfe sich damit begnügt hatten, dem Aristoteles, später dem Platon, ihre Philosophie nachzubilden, und entweder mit den Begriffen ein geistreiches aber lebloses Spiel getrieben, oder auf den Flügeln einer großartigen Schwärmerei übersinn-

liche Ideen für übersinnliche Wesen genommen hatten, wurden die Fesseln einer blinden Anhänglichkeit an das Alterthum zerbrochen. Die menschliche Vernunft trat wieder freier, nüchterner, selbständiger auf, und öffnete sich neue Bahnen. Zwei Schulen von zwei genialen, tiefsinnigen, das ganze Gebiet des menschlichen Wissens umfassenden Geistern, gehen durch die zwei letzten Jahrhunderte durch, und aus ihnen sind alle große Philosophen, ihrer Eigenthümlichkeit und Originalität unbeschadet, hervorgegangen. Baco und Cartesius haben den Forschungen eine wesentlich verschiedene Richtung gegeben. Der erstere hat die Realität in den einzelnen individuellen Wesen, die das All der Natur ausmachen, gesucht; das Sein nur im Dasein und das wirkliche Dasein nur in den wahrnehmbaren Gegenständen des äußern und des innern Sinnes gefunden. Die Thatsachen sind ihm die Hauptsache, und bilden nach ihm den einzigen Grund alles Wissens. Das Allgemeine, Nothwendige, das in unseren Geistesverrichtungen eine so große Rolle spielt, ist ihm immer etwas künstliches, welches nur durch seine Beziehung auf die Thatsachen Realität erhält. Die Gesetze der Natur, die Gesetze unseres Empfindens, Denkens und Handelns sind nur allgemeine Formeln, unter welche wir eine große Anzahl mit einander verwandter Thatsachen zusammenfassen, die immer in engen Schranken durch andere, ihnen entgegengesetzte Thatsachen gehalten werden, durch Ausnahmen

die wir nie läugnen oder aus der Acht lassen sollen, weil sie zu spröde sind, um sich in die engen Grenzen unserer Begriffswelt einzwängen zu lassen. Cartesius ging zwar von einer Urthatsache aus, nämlich von dem Bewußtsein des eigenen Ichs, aber als er durch dieses Reflectiren über sich selbst Begriffe und Ideen vorfand oder vorzufinden glaubte, die den Charakter der Nothwendigkeit und der Allgemeinheit an sich trugen, und eben deswegen das Gepräge einer unläugbaren Realität hatten, so verließ er bald, auf diesen angebornen festen Punkt sich stützend, den Weg der Beobachtung und der Erfahrung, und überließ sich ganz dem eigenen Hang seines Genius, vermöge der raschen und kühnen Schwingen dieser Begriffe und Ideen die Wesenheit und die Realität aller Dinge zu erreichen, zu begründen und zu erklären. Er verachtete und vernachläßigte nicht die Thatsachen, noch verkannte er ihren Werth oder läugnete ihr Dasein, allein er war überzeugt, daß er ihnen mit seinen angebornen Ideen nicht allein entgegen-, sondern zuvorkommen, ihr Dasein errathen und ihre Natur gewissermaaßen im Voraus bestimmen könnte.

Diese zwei entgegengesetzten Tendenzen des Verstandes und der Vernunft, die, getrennt, zum Irrthum, in ihrer Verbindung allein zur Wahrheit führen können, haben seit Baco und Cartesius unter verschiedenen Formen in ihrer nachtheiligen schroffen Absonderung von einander fortgelebt und gewirkt. Nach

dem individuellen Charakter der Forscher und auch nach dem Nationalcharakter der Völker, hat die eine oder die andere die Oberhand gewonnen und ausschließlich geherrscht. Dadurch haben alle Wissenschaften mehr oder minder, bald auf der einen bald auf der andern Seite, durch Einseitigkeit gelitten und verloren. In den letzten fünf Decennien hat eine bestimmte Vorliebe für die Methode, alles aus feinen Abstractionen mit allgemeinen Begriffen abzuleiten, und eine wegwerfende Verachtung der Thatsachen und der Individualitäten sich in Deutschland der Gemüther bemächtigt, und der denkenden Welt eine eigenthümliche Richtung und Stimmung gegeben. Unter den Ländern, die in Hinsicht der Geistescultur die ersten genannt zu werden verdienen, hat England allein sich von dieser Krankheit frei gehalten, und die alte erprobte Bahn, die ihm Baco geöffnet hatte, nicht verlassen.

Es ist bemerkenswerth zu sehen, auf welche Abwege alle Wissenschaften gerathen sind, da wo von wenigen allgemeinen Begriffen ausgehend, und sich willkührlich auf dem höchsten Gipfel der Abstraction, ja der Einheit, stellend, der menschliche Geist versucht hat, vermöge dieser kühnen aber gewagten Stellung alles zu umfassen und zu erklären, oder vielmehr zu erschaffen und zu bestimmen.

In der Philosophie hat man bald hier die äußere Welt oder das NichtIch in das Ich, und das individuelle Ich selbst in ein allgemeines transcendentales

Ich aufgehen lassen; dort das Subjective durch das Objective, das Objective durch das Subjective aufgehoben, und zum festen Punkt den Indifferenz-Punkt, wo beide verschwinden, angenommen. Man ist noch weiter gegangen. Um dem Scheine nach etwas Reelles aufzustellen, hat man das Denken und das Sein für identisch erklärt; aber indem man von allem Dasein sich losriß, um das reine Sein aufzufassen und darzustellen, das Denken an sich selbst von einem bestimmten Gedachten, von aller Materie des Denkens entblößt aufstellte, führte der Satz der Identität des Denkens und des Seins auf ein leeres Nichts. So geschah es denn, daß man auf verschiedenen Wegen das Absolute zu erhaschen glaubte, und von ihm auszugehen wähnte, um entweder das Bedingte, Individuelle nach Belieben zu construiren, oder in einer stolzen Abgeschiedenheit sich ganz von ihnen los zu machen. So ist es denn dahin gekommen, daß die Philosophie auf die zwei Fragen, auf die alles ankommt, die Antwort schuldig geblieben ist: was ist denn wirklich, wenn man das Sein im Allgemeinen ohne ein reelles Dasein annimmt? was sind denn die Individuen, und wie erklärt man ihre Erscheinung, wenn man ihnen alle Wirklichkeit und alles reelle Dasein abspricht?

Indem die Philosophie diesen luftigen, öden, leeren Weg eingeschlagen hat, hat sie auf der einen Seite ihren Inhalt verloren, ihre Anwendung erschwert, die Wirklichkeit den Gegenständen ab-

gesprochen, die sie zu erklären berufen war und das individuelle Dasein, statt es höheren Principien unterzuordnen, denselben aufgeopfert. Auf der andern Seite hat sie durch ihre abenteuerliche Tendenz ihren Feinden Waffen in die Hand gespielt, sie haben dieselbe, mit anscheinendem Recht, als ein nutzloses Hirngespinst verschrieen. Bei der unermeßlichen Anzahl einzelner Thatsachen, welche die glückliche Pflege der Naturwissenschaften herbeiführt hat und täglich vermehrt, hat man häufig geglaubt, sich damit begnügen zu können, die Erscheinungen der äußern und innern Welt zu verbinden und die Wirkungen auf die nächsten Ursachen zu beziehen. Allein vermittelst eines solchen Verfahrens tritt man nie aus der Erscheinungswelt hinaus, kann nie in derselben unterscheiden die Realität, die unter den Erscheinungen versteckt, ihnen zur Grundlage dient, von den Erscheinungen selbst, und bewegt sich in einem Meer von Thatsachen, die, wie die Wellen entstehen und verschwinden, ohne daß man zu einem festen Punkt gelangt, welcher dem Ganzen Haltung und Consistenz gäbe, und von welchem aus man das Ganze überschauen könnte. Die zwei Pole der menschlichen Erkenntnisse sind das Allgemeine und das Besondere, das Unbedingte und das Bedingte, das Absolute und das Relative, das höhere Sein und das individuelle Dasein. Wenn man das eine ohne das andere einseitig auffaßt, ausschließlich berücksichtigt und das eine ganz beseitigt oder läugnet, um das andere zu ver-

herrlichen, so verfehlt man ganz bestimmt die Existenzen, und man erhält entweder eine nichts sagende, nichts enthaltende, nichts gebärende Einheit ohne Vielheit, aus welcher sich die Mannichfaltigkeit der Wesen nicht ableiten und mit ihr sogar nicht vereinbaren läßt; oder eine Mannichfaltigkeit ohne Einheit, die nie ein Ganzes bilden kann und die ohne wahren Zusammenhang in der Luft schwebt, weil, so lang auch die Kette der Thatsachen sei und so fest sie auch gegliedert zu sein scheine, ihr doch der letzte Ring fehlt, der allein ihr Haltung geben könnte.

Sobald die Philosophie auf einen dieser zwei Abwege geräth, verfällt sie in einen Grundirrthum, der mit einer verderblichen Fruchtbarkeit eine Menge anderer Irrthümer erzeugt, und alle anderen Wissenschaften, da sie mehr oder minder mit ihr zusammenhängen, theilen dieselbe Gefahr und dasselbe Schicksal. Es ist keinem aufmerksamen Beobachter der laufenden Zeit entgangen, daß die Politik, die Gesetzgebung, die Geschichte, die Naturwissenschaften, ja die Moral, die Religion, die Aesthetik selbst von dem Augenblick an wo die Philosophie die Realität und die Existenz nur im Allgemeinsten, Absoluten, Unbedingten hat finden und sehen wollen, dieselbe falsche Richtung genommen haben, und eben deswegen die Wahrheit verfehlt oder nur eine Seite derselben aufgefaßt haben.

In der innern Politik oder der Staatswissenschaft ist man von der Natur des Menschen ausgegangen,

um aus derselben den Ursprung der menschlichen Gesellschaft, einen sogenannten vermeintlichen Urvertrag, aus diesem Urvertrag allgemeine Normen und Grundsätze, nach welchen alle Staaten der Welt construirt und gestaltet werden sollten, zu deduciren, als wäre die Natur des Menschen, in ihren Hauptzügen zwar unabänderlich, nicht dabei einer unendlichen Mannichfaltigkeit von Formen fähig und als gäbe es unter allen Zonen und für alle Zeiten ein Ideal von Verfassung, auf alle Völker gleichmäßig anwendbar. Man vergaß dabei, daß die Staaten schon da sind und nicht erst ins Dasein gerufen werden sollen; daß sie sich unter verschiedenen Bedingungen gestaltet und aus den Bedürfnissen hervorgegangen sind; daß ein jedes Volk durch seine Lage, seine Sprache, seine physischen und geistigen Verhältnisse, und vor allem durch seine frühere Geschichte zu einer moralischen Person mit einem bestimmten Charakter erwachsen ist; daß alles dieses seine eigenthümliche Individualität bildet und daß das Besondere in seiner Natur ein entschiedenes Uebergewicht über das Allgemeine der menschlichen Natur ausübt, welches seine Verfassung genetisch erklärt und bei der Verbesserung derselben vor allem berücksichtigt und beherzigt werden muß. Man vergaß bei dieser Art, die Staatswissenschaft zu behandeln, daß der Zweck der bürgerlichen Gesellschaft für alle Staaten derselbe ist, aber daß die Mittel, den Zweck zu erzielen und zu erreichen, in das Unendliche sich verzweigen und von einander abweichen. Aus

dem Zweck allein ergeben sich nicht die Mittel zu demselben, sondern sie können nur aus den oben bezeichneten Eigenthümlichkeiten eines in einem gegebenen Raume und Zeitpunkt lebenden Staats hergeleitet werden.

So ging es auch mit der Gesetzgebung, sie mochte nun die Verhältnisse der Personen und der Sachen feststellen oder die Verbrechen und die Vergehen gegen die Freiheit, das Eigenthum, das Leben angeben, bezeichnen, bestimmen und bestrafen. Als wären die Menschen und die Völker gleichmäßige, ja identische Abdrücke eines und desselben Typus, als hätten sich nicht schon in einem jeden Staate, eben weil er ein Staat ist, eine Menge Gewohnheits- oder geschriebene Normen gebildet, die, mit seinem Leben innig verwebt und verwachsen, das Thun und das Lassen aller seiner Mitglieder bestimmen und ihnen zum allgemeinen politischen Gewissen dienen, versuchte man nach allgemeinen Grundsätzen ihre ganze Gesetzgebung umzugießen, und in eine andere zu verwandeln. Dieser anscheinende Triumph des Allgemeinen über das Besondere war von kurzer Dauer oder griff in das eigenthümliche Leben eines jeden Volks dermaaßen ein, daß sein ganzes Leben entweder zerstört oder zerrissen, oder krampfhafte Bewegungen erlitt. Die Begriffe von Recht und Pflicht, in wiefern nach ihren allgemeinsten Bestimmungen sie sich aus der Vernunft und der Freiheit als charakteristische Kennzeichen der Menschheit ergeben, sind zwar

ewiger Natur und keiner Abänderung unterworfen, allein um zur Wirklichkeit zu gelangen, müssen sie im Leben unter bestimmten Formen auftreten. Diese Formen, die aus den Verhältnissen hervorgehen und auf sie anwendbar sind, sind mannichfacher Natur und bilden das positive Recht und die positiven Pflichten eines jeden in einem besondern Staate. Die wohlerworbenen Rechte sind diejenigen, die aus der Gesetzgebung eines jeden Volks durch seine ganze Geschichte sich ergeben; solche finden bei einem jeden Volke statt, und sollen nie einem abstracten sogenannten Urrecht aufgeopfert werden. Denn es wäre eben so, als wenn man das individuelle Leben der Einzelnen aufgeben wollte, in dem Wahn, das allgemeine Leben statt dessen geltend zu machen.

Sobald man in der Staatswissenschaft und in der Gesetzgebung die geschichtliche Grundlage außer Acht ließ, um ausschließlich von allgemeinen Begriffen auszugehen, mußte natürlich folgen, daß die Geschichte selbst aus einem verkehrten Gesichtspunkte betrachtet und ihre wahre Natur verkannt und geläugnet wurde. Die richtige, vollständige Auffassung der einzelnen Thatsachen, die aus der Freiheit des Menschen oder aus der Wechselwirkung der Freiheit und der Natur aufeinander hervorgehet, die Verkettung derselben durch den Verstand, ihre lebendige Darstellung sind die wesentlichen Bestandtheile der Geschichte, und in der harmonischen Haltung derselben besteht die Vollkommenheit dieser Wissenschaft. Das

Charakteristische ist in ihr die Hauptsache, und je mehr die Begebenheiten, die Handlungen, die handelnden Personen mit ihrer ganzen Invidualität in ihr aufgestellt sind, um so mehr erreicht sie ihre Vollendung und ihr Nutzen hält gleichen Schritt mit dieser ihr eigenthümlichen gediegenen Schönheit. In der Geschichte bleibt der Willkühr des Geschichtschreibers wenig oder nichts überlassen. Die pragmatische Erzählung von dem was geschehen ist mit allen begleitenden Umständen ist seine erste Pflicht, so wie sein einziger Zweck; er wird durch die Thatsachen in einem bestimmten festen Geleise gehalten und gebunden, und darf nicht von demselben abweichen ohne den gerechten Tadel, der Wahrheit etwas zu vergeben, auf sich zu laden. In der neuern Zeit hat man dieses Ideal der Geschichte, so wie es sich aus ihrem Gegenstand und ihrem Zweck ergiebt, häufig aus den Augen gelassen, und es zu wenig idealisch gefunden, um ihm treu zu bleiben. Das Uebel hat damit angefangen, daß man die individuellen Formen vernachläßigte, um allgemeinen Betrachtungen über die Ursachen und die Resultate der Begebenheiten einen größeren Spielraum zu lassen; die charakteristischen Züge der Personen und der Handlungen wurden zu Nebendingen herabgestempelt, und schienen nur dazu dienen zu müssen, das Allgemeine zu veranlassen, herbeizuführen und in das gehörige Licht zu bringen. Dieser Mißgriff entzog nicht allein die Geschichte ihrer eigentlichen Bestimmung und benahm ihr ihre practische Anwend-

barkeit, sondern entfärbte und entseelte sie auch. Statt einer Folge von mannichfaltigen Gemälden, die in Hinsicht des Gegenstandes und der Composition so wie der Stellung der handelnden Personen und des Colorits ein frisches eigenthümliches Leben athmeten, war man auf politische, moralische, philosophische Untersuchungen beschränkt und es verschwanden in der Geschichte mit der Reichhaltigkeit des Stoffes die malerischen Formen und der eigenthümliche Schmelz der Farben. Monotonie, Einförmigkeit, ein grauer, neblichter, abstracter Anstrich sollte das alles ersetzen. Man ging noch weiter. Man begnügte sich nicht dem Allgemeinen ein entschiedenes Uebergewicht in der Geschichte über die Besonderheiten einzuräumen. Statt daß früher bei den Alten allgemeine Resultate, Maximen und Grundsätze für den besonnenen reflectirenden Leser aus der Darstellung des Individuellen sich ergaben, trachtete man jetzt, aus dem Allgemeinen das Besondere abzuleiten, und wenn die Thatsachen zu viel Sprödigkeit bewiesen um sich diesem willkührlichen Verfahren zu unterziehen, that man ihnen Gewalt an, und sie wurden beseitigt oder ohne weiteres verstümmelt. Die Weltgeschichte wurde nach Begriffen von vorne aus construirt; man ging von der allgemeinen Natur des Menschen aus, entwarf sich demgemäß ein Bild der Menschheit, verfolgte nach einer willkührlichen Stufenleiter von Perioden ihre Entwickelung, behandelte sie wie eine Einheit, nahm als ausgemacht an, daß sie einer höheren Vollkommenheit in allen ihren

Theilen nicht allein nachstrebte, sondern wirklich immer näher rückte. Nun fragte man nicht mehr, wie die Begebenheiten und Handlungen sich ereignet hatten, sondern wie sie hätten geschehen sollen. Die Kenntniß der Natur des Menschen schien es überflüssig zu machen, die Charaktere der einzelnen Menschen die uns die Geschichte vorführt, zu ergründen; die Völker mit ihrer Nationalität, ihren Lokalverhältnissen, ihrer individuellen Gestalt traten in den Hintergrund, und das ideelle Gespenst der Menschheit verdunkelte das reelle Leben der Menschen, und sollte es reichlich ersetzen. Dieses Unwesen, welches die Geschichte zu Grabe tragen würde, wenn es vorherrschend werden sollte, wurde Philosophie der Geschichte genannt. Eine solche Philosophie kennt die Geschichte nicht, und sie könnte nicht, ohne einen Selbstmord zu begehen, diesen Despotismus der Systeme als rechtmäßig anerkennen. Die wahre Philosophie der Geschichte besteht in dem Zusammenhange der Wirkungen mit ihren Ursachen: je enger, ununterbrochener, fester begründet dieser Zusammenhang, um so philosophischer im echten Sinne des Worts wird die Geschichte. Diese Verkettung der Erscheinungen in der Welt der Freiheit ist das Werk des Verstandes. Aus ihr ergeben sich unstreitig allgemeine Gesetze und Maximen, zu welchen die Vernunft mit Hülfe des Verstandes sich erhebt. Aber auf diese Art allein durchdringen sich in der Geschichte das Besondere und das Allgemeine. Das Allgemeine gründet sich auf die Thatsachen und auf die Indivi-

dualitäten, welche immer die Hauptsache sind; und die Thatsachen, auf allgemeine Gesetze zurückgeführt, erhalten von ihnen Einheit und verleihen ihnen Gehalt und Leben.

Die Naturwissenschaften empfingen auch die Rückwirkung der Tendenz des Verstandes, alles nach allgemeinen abstracten Theorien zu bestimmen und zu construiren. In Deutschland, wo eine entschiedene Vorliebe für die Systeme, ein vorherrschender Charakter des Geistes ist, wurde diese Richtung der Naturwissenschaften eben so auffallend als nachtheilig. In England und in Frankreich war dieser Mißgriff weniger fühlbar. Bei der Unermeßlichkeit der Erscheinungen im Gebiete der Natur, bei der Mannichfaltigkeit der Formen der materiellen Wesen, bei der Menge der Einwirkungen, der sich durchkreuzenden Ursachen, ist hier mehr als in jeder andern Wissenschaft, die richtige Beobachtung und Auffassung der unzählbaren Thatsachen, die sich den Sinnen offenbaren, und die Erfindung kunstreicher Experimente, welche verborgene Thatsachen zum Vorschein bringen, und die scharfsinnige Verbindung beider Mittel, um der Genesis der Natur näher zu treten, der einzige Weg, der zur Wahrheit führen kann. Freilich muß der menschliche Geist darnach trachten, Zusammenhang in die Phänomene zu bringen, das Zusammengesetzte auf das Einfache zurückzuführen, und wo möglich durch Vergleichung gleichartiger und ungleichartiger Thatsachen mehr oder minder allgemeine Formeln auf-

auffinden, unter welche die Erscheinungen subsumirt werden können; sie müssen sich beeifern, auf diese Art sich zu den Gesetzen der Natur zu erheben, indem sie zugleich alle Ausnahmen und Abweichungen von diesen Gesetzen in Anrechnung bringen. Diesem langsamen, aber sichern Gange hat die Geschichte der Natur mit ihren unzählbaren Abzweigungen, der Sternkunde, der Physik und der Chemie, ihre ununterbrochenen Fortschritte in gewissen Perioden und bei einigen Völkern zu verdanken. Aber eben weil dieser Gang langsam war, entsprach er nicht der Ungeduld des menschlichen Geistes, der so gern an's äußerste Ziel der Forschungen gelangen möchte; eben weil der Gang sicher war, schien er furchtsam, unfrei, und dem kühnen Fluge einer genialen Phantasie zu widersprechen. Bald, um sich leicht und rasch hoch emporzuschwingen, erkühnte man sich, die Beobachtungen und die Experimente, die sich doch immer nur auf einen Punkt des Raumes und eine kurze Spanne der Zeit beziehen und beschränken, zu verallgemeinern; was dieser willkührlichen Verfahrungsart sich entgegenstellte, bemühte man sich, als gleichgültig oder unbedeutend, zu beseitigen, und die unendliche Mannichfaltigkeit der noch unbekannten Erscheinungen verkennend oder läugnend, sie außer Acht zu lassen. Man freute sich seiner freien Schöpfungen, man wähnte das große Räthsel gelöst zu haben, und glaubte über der Natur zu stehen, da man öfters nur neben ihr in einem luftleeren Raume stand. Später ging man noch weiter. Man

abstrahirte von den besonderen Gesetzen der verschiedenen Sphären des Daseins und des Lebens, um sich in das allgemeine Leben und in das allgemeine Dasein zu versteigen; man schenkte den materiellen Bestandtheilen der Wesen wenig Aufmerksamkeit, weil man wenig Gewicht auf dieselben legte, und beschäftigte sich nur mit der Bestimmung und der Berechnung der wirkenden Kräfte. Die Naturkunde verwandelte sich dadurch in eine reine Dynamik der Natur. Diese Art von Behandlung schritt immer weiter vorwärts; man fand es ungenügend, kleinlich, der Würde der Wissenschaft unangemessen, die Existenz von vielen verschiedenen Kräften anzunehmen, man reduzirte sie alle auf eine oder zwei Kräfte, deren steter Antagonismus alle Phänomene erzeugen und erklären sollte, und von welchen jede zwei entgegengesetzte Pole hätte, mit denen man abwechselnd spielte. So wähnte man das unermeßliche Reich der Natur nicht allein ausgemessen, sondern construirt und erschaffen zu haben, weil man die spröde widersprechende Mannichfaltigkeit der materiellen Welt in wenige Kreise eingezwängt habe, und diese Kreise in einen alles umfassenden Kreis aufzulösen, oder aufgehen zu lassen sich einbildete. In dieser willkührlichen, erdichteten, vermeintlichen Einheit, faßte die productive Phantasie ihren Sitz, und von diesem Standpunkt aus, der Mittel durch welche sie dahin gekommen war uneingedenk, synthesirte sie nach Belieben das ganze Weltall. Auf diese Art hatte man freilich ein Gan-

zes, aber es war ein selbst gemachtes, nicht das in der Wirklichkeit gegebene; ein Gedicht über die Natur, und noch dazu ein trockenes und leeres, aber nicht die Naturgeschichte. Man konnte sich leicht Schöpfer dünken, aber das Erschaffene, statt ein Abdruck der wahren Schöpfung zu sein, lief neben derselben und erschien in seinem ephemeren Dasein wie eine Nebelgestalt, die anderen Gestalten derselben Art leicht Platz macht. Daß die Naturwissenschaften zur wahren Gesetzgebung der Natur sich allmählich erheben sollen; daß nach dem Begriffe der Natur und nach den schon gemachten Beobachtungen und Experimenten diese Gesetzgebung in der Vereinfachung der Elemente und der Gesetze bestehe; daß man also nach der größtmöglichen Verallgemeinerung der Erscheinungen streben muß, wird niemand in Abrede sein, der da weiß, was Natur und Wissenschaft sind. Isolirte, unzusammenhängende Thatsachen, wären sie auch noch so zahlreich und wichtig, können nicht das höchste und letzte Ziel der Naturforschung sein. Allein die Thatsachen bleiben immer die Hauptsache, in wie fern sie allein die Grundlage bilden, welche das ganze Gebäude tragen sollen; Stützpunkte und Leiter der Wesen, die uns bis zum unendlichen Wesen führen. Der richtige Weg ist, vom Besondern ausgehend zum Allgemeinen zu gelangen, und diese Verallgemeinerung wo möglich bis dahin zu treiben, wo sie sich in die Einheit verliert. Aber bei dieser nie zu vollendenden Arbeit müssen alle Einzelheiten und In-

dividualitäten gewissenhaft verfolgt, aufgefaßt, berücksichtigt werden, und man muß nicht glauben, daß der höchste Zweck erreicht sei, weil man ihn willkührlich zum Standpunkt nimmt, statt ihn nur immer vor Augen zu haben. Es ist ein verkehrter Gang und der nur zu Irrthümern führen kann, wenn die Philosophie mit dem Allgemeinen anfängt, in dem Wahn, aus ihm das Besondere zu errathen und abzuleiten, und sich gleich bei ihrem Beginnen in die Einheit versetzt, um die Mannichfaltigkeit zu erzeugen, dieselbe nach Belieben zu erschaffen oder sogar zu entbehren oder ersetzen.

Diesen eben bezeichneten verkehrten Gang hat man auch in den letzten Jahrzehnden in der Ethik, und der Religion, versucht, und ihnen dadurch ihre Bedeutung genommen, ihre thätige Wirksamkeit geschmälert, ihre fruchtbare Anwendung erschwert oder vernichtet, statt der Fülle der Kraft und des geistigen Genusses, die sie darboten, eine phantastische Leerheit eintreten lassen, und ein trockenes Gerippe statt eines frischen Lebens ergriffen. Die Begriffe sind durch diese Tendenz zwar immer feiner, aber am Ende gehaltlos geworden; die Ideen sind durch eine immer steigende Absonderung von allem positiven Stoff, verdünstet worden. Der Stolz und der Eigendünkel des menschlichen Geistes haben allein bei diesem unzweckmäßigen Verfahren Befriedigung, aber auch nur auf eine kurze Zeit, gefunden. Denn auch sie haben bald erkannt, daß sie wahren Reich-

thum aufgegeben hatten, und haben alle Entbehrungen einer erkünstelten Armuth gefühlt. Sehr richtig war es, in der Ethik das höchste Gesetz der Handlungen, das Absolute im Thun und Treiben des Menschen in dem Willen des ewigen alleinigen Gesetzgebers zu suchen und zu finden, und den Abdruck dieses Gesetzes in der Freiheit der Seele anzuerkennen. Denn das Gesetz läßt sich nicht ohne die Freiheit, noch die Freiheit ohne das Gesetz denken: beide sind von einander unzertrennlich; aber das Gesetz wäre eine leere Form des Rechts und der Pflicht, ohne Inhalt und Anwendung, wenn die positiven reellen Verhältnisse der Vernunft zu den Neigungen, des Willens zu den Leidenschaften, des Menschen zu sich selbst, der Menschen unter sich und zu den Dingen, nicht den Stoff zu der angebornen Form hergäben und auf diese Art die Idee mit dem Positiven sich vermählte. Doch hat man häufig das Wesen in die Form gesetzt, und die Idee zur Beherrscherin aller Rechte und Pflichten gemacht, indem man von den reellen Pflichten und Rechten ganz abstrahirte. Man wollte alles aus der Freiheit allein hervorgehen lassen, man sah in den vom Gesetz bestimmten Handlungen eine lästige und entehrende Gebundenheit der Freiheit. Die Idee allein oder die Absicht sollte über das Thun und Lassen entscheiden. Die Freiheit wurde entbunden von allen Fesseln. Der Mensch sollte keinen andern Gesetzgeber als sich selbst anerkennen, und seine Gesetzgebung darin bestehen, daß er kein positives ethisches

Gesetz annahm, und in einem jeden Augenblick die momentane Idee den Ausschlag gab. Eine jede menschliche Handlung kann und muß sogar in ethischer Hinsicht aus einem dreifachen Gesichtspunkt betrachtet und beurtheilt werden, nämlich aus der Natur der Handlung selbst, aus den Absichten des Handelnden und aus den Folgen der Handlung. Der erste Gesichtspunkt bleibt immer die Hauptsache. Vor allen Dingen muß die Natur der Handlung gesetzmäßig, d. h. moralisch gut sein. Die Absicht des Handelnden, nachdem sie rein, edel, hochherzig, oder eigennützig, gemein, bösartig ist, kann der Handlung großen Werth geben oder ihr allen Werth benehmen, aber sie kann die Natur der Handlung, sie sei nun an sich böse oder gut, nicht verändern. Die Absicht des Handelnden hat einen großen Einfluß auf die Würdigung der Person, aber kann nie zur Würdigung der Natur der Handlung dienen. Die Wirkungen der Handlung geben auch nicht einen festen sichern Maaßstab, um dieselbe zu beurtheilen. Sie können zwar in gewissen Fällen vorhergesehen, gewollt und herbeigeführt, und in so fern uns wirklich zugerechnet werden; aber sie sind doch in der That im Allgemeinen von unserem Willen und von unserem Thun unabhängig; sie werden von einer Menge Umstände erzeugt und bestimmt, die unsere Intelligenz nicht im voraus berechnen und unsere Freiheit nicht beherrschen kann. Giebt es nun bestimmte Rechte und Pflichten, Handlungen, die ka-

tegorisch geboten oder verboten sind, so giebt es eine moralische Gesetzgebung, eine wirkliche Ethik, die der Freiheit zur unwandelbaren Norm dienen muß. Wenn man aber die positive Gesetzgebung läugnet, den besondern Charakter der Handlung außer Acht läßt oder als gleichgültig betrachtet und es in das Allgemeine der Idee, die den Handelnden leitet, aufgehen läßt, so verschwindet die Ethik als solche; das Reich der Freiheit wird gesetzlos, und die Freiheit selbst, die nur diesen Namen verdient in so fern sie den ewigen Gesetzen folgt, artet in Ungebundenheit aus, wird, zur Willkühr gestempelt, eine verderbliche Kraft, die sich über die moralische Weltordnung wegsetzt oder mit dieser nach Belieben schaltet.

Auf demselben zweckwidrigen Wege bringt man auch der Religion schwere Wunden bei. Indem man das Allgemeine zum Nachtheil und auf Kosten des Besondern vorherrschen läßt, verfliegt alles Bestimmte, Individuelle, Positive; unter dem Vorwande, die Religion zu verfeinern, zu vergeistigen, zur höchsten Potenz zu erheben, bietet sie am Ende keinen festen Punkt mehr dar und verliert alle Haltbarkeit. In Hinsicht der Religion sind zwei entgegengesetzte Extreme gleich denkbar und haben in der That abwechselnd in der Weltgeschichte unter den verschiedenen Völkern ein entschiedenes Uebergewicht gehabt, und um dieselbe dreht sich, wie um zwei Pole, die Geschichte aller Religionen. Der krasse Anthropomorphismus und die reine Idealität haben sich in die Welt

getheilt und haben beide auf verschiedene Art den Geist und das Gemüth der Menschen irre geführt. Die Götter der alten Welt erschienen alle unter besonderen, bestimmten, individuellen Formen, sie mochten nun Gegenstände der Natur an sich, oder personificirte Kräfte, oder der menschlichen Gestalt und den menschlichen Zügen nachgebildete Wesen sein, wie die Götter Griechenlands und Roms, die in einem reinen, gesteigerten Anthropomorphismus bestanden. Bei den Völkern, die zu einer gewissen Höhe der Bildung gekommen waren, erhoben sich die nachdenkenden, besseren Köpfe über diese Götzen, die man für Götter ausgab, und sahen bald ein, daß einzelne Naturwesen, die nur ein bedingtes, abhängiges, ephemeres Dasein hatten, oder poetische Schöpfungen, menschlich ausgestattet, nicht der Urquell alles Seins, das lebendige Princip des Weltalls und des Menschen sein konnten; sie suchten das Absolute, Unbedingte, Unendliche auf, als den ersten Ring aller Existenzen. Allein aus Furcht, immer wieder in den Anthropomorphismus, sei er auch verfeinerter und geistiger Art, zu verfallen, glaubten sie den Begriff der Persönlichkeit bei der Erforschung der Gottheit vermeiden zu müssen, abstrahirten ganz von einem jeden besondern Dasein, und in dem Wahn, in die Tiefen des Seins sich zu versenken, entfernten sie sich von Gott, läugneten ihn, bewußt oder unbewußt, und nahmen am Ende nicht mehr ein Absolutes unendliches Wesen, sondern eine absolute, ewige, unendliche

Wesenheit ohne Wesen, ein Sein ohne Dasein an. Doch sprachen sie immer noch von Gott, fabelten und faselten viel von Religionsgefühlen, und es entstand dadurch ein eigenes psychologisches Phänomen, das man nur, so sonderbar es auch klingt, mit den Worten von atheistischem Mysticismus bezeichnen kann. Einen solchen findet man bei den Indiern und auch bei den ausgezeichnetsten Philosophen der neuplatonischen Schule. Die christliche Religion schien zwar ganz dazu geeignet, diesem Unwesen des Verstandes und der Vernunft ein Ende zu machen, und auf immer demselben zu steuern. Freilich hatten schon die Juden reinere Begriffe von der Gottheit, Begriffe, die sich gleichweit von dem Anthropomorphismus des Heidenthums und der gehaltlosen Idealität des Seins der philosophischen Schulen entfernten. Indessen der Gott der Juden zeigte sich in ihren geheiligten Büchern weit mehr in einem ausschließlichen Verhältniß zu diesem Volke, als in seinen Verhältnissen zum Weltall; er wurde als Nationalgott, nicht als alleiniges schaffendes und leitendes Princip des Universums dargestellt. Die christliche Religion allein offenbarte uns das absolute unendliche Wesen als ein, mit der höchsten Intelligenz und der höchsten Freiheit begabtes Wesen und schrieb ihm wahre Persönlichkeit zu, aber der menschliche Geist begnügte sich nicht mit diesem beseligenden Glauben, blieb nicht bei ihm stehen, und in seinem irrigen Bestreben, auch das Unbegreifliche zu begrei-

fen und in dem Wahn, sich der Wahrheit zu nähern indem er sich von aller gewöhnlichen Vorstellungsart entfernte, verfiel er wieder auf dieselben verderblichen und luftigen Lehren der frühern Philosophie. Gott im Christenthum vereinigte das Allgemeine, Absolute, Unendliche mit der höchsten Persönlichkeit und vollkommener Individualität. Aus Furcht, daß unter der Larve der Individualität der Anthropomorphismus wieder erstehe, und aus einer systematischen Vorliebe zu abgezogenen, allgemeinen, abgesonderten Begriffen, haben die Philosophen neuerer Zeit die Persönlichkeit Gottes wieder aufgehoben und an dessen Stelle das Sein ohne Dasein, die Wesenheit ohne Wesen, zum größten Nachtheil der Wahrheit und der Religiosität wieder angenommen.

Ueber

Idealismus, Materialismus und Dualismus.

Satz. Da eine jede wahre Philosophie in einer Einheit bestehen muß, so giebt es nur zwei mögliche Systeme, die sich wechselseitig ausschließen; Idealismus und Materialismus.

Gegensatz. Es giebt im Weltall zwei Principien oder einen Dualismus; allein diese zwei Prinzipien müssen sich in die Einheit verbinden lassen.

Wir werden in der Welt der sinnlichen Anschauungen geboren und erzogen. Bevor, vermöge der Reflexion, die Seele in sich selbst zurücktritt und wir das Bewußtsein zur Besonnenheit bringen, erscheint uns die sinnliche Welt die einzige wirkliche. Sie lebt in uns, wir leben in ihr. Wir unterscheiden uns zwar, trennen uns aber keinesweges von dieser äußern physischen Ordnung. Das was die Sinne durch das Gesicht, das Gehör, das Betasten erkennen, hat in unseren Augen allein Objectivität und Realität. Alle diese Gegenstände wirken auf uns, wir wirken auf sie ein. Der Raum, und was den Raum erfüllt, was sich im Raume bewegt, hat allein für uns eine wahre Existenz. Der Materialismus, der ganz natürlich aus der ersten Weltansicht hervorgeht, ist die einzige herrschende Philosophie, wenn anders so etwas diesen Namen verdient.

Sobald aber die Aufmerksamkeit und die Thätigkeit der Seele sich vom Aeußeren auf das Innere wenden, gehen wir von den Gegenständen auf die Vorstellungen, die wir von ihnen haben, und die Empfindungen die sie uns geben, zurück, nehmen uns selbst durch das Bewußtsein wahr, unterscheiden

und trennen das Ich vom Nicht-Ich. Dann bemerken wir bald, daß Vorstellungen nicht die Gegenstände selbst sind, daß wir auf eine mannichfaltige Art, vermöge unserer verschiedenen Fähigkeiten, diese Vorstellungen bearbeiten, und wir stellen der Körperwelt, der physischen, der äußern, eine andere Welt entgegen, die wir die ideelle, geistige, innere nennen.

Der gemeine Menschenverstand erkennt oder fühlt vielmehr die Existenz und die Realität dieser zwei Welten. Er lebt in denselben, ist sich ihrer Wechselwirkung bewußt, aber versucht nie und findet sich nie veranlaßt, dieselben in Harmonie zu bringen oder zu erklären.

Allein später bemächtigten sich die Forscher dieser Wahrnehmung von zwei verschiedenen Ordnungen in der erscheinenden Welt. Je mehr der Verstand sich entwickelt, um so mehr trachtet er in das Ganze der Vorstellung die größtmögliche Einheit zu bringen, und dadurch wird die Philosophie leicht dahin verführt, die eine Welt in die andere aufgehen zu lassen und die Erscheinungen der einen dermaaßen von denen der andern abzuleiten, daß die eine oder die andere rein verschwindet.

Daher die zwei Hauptverzweigungen der Philosophie, der Materialismus und der Idealismus, die sich auf den zwei Polen oder den zwei Extremen der philosophirenden Vernunft aufstellen, und wechselseitig ausschließen. Die eine führt leicht zur andern oder bringt die andere mit sich, weil die Extreme immer zugleich sich zurückstoßen und anziehen.

Der Materialismus hat sich ergeben und ergiebt sich aus folgenden Trugschlüssen:

Das Sichtbare und Fühlbare giebt uns allein die Ueberzeugung der Realität. Wir erkennen was den Raum erfüllt und sich in der Anschauung als ausgedehnt, beweglich, undurchdringlich offenbart. Das Unsichtbare, den Sinnen Unzugängliche, sogenannte Geistige ist als solches nichts Reelles, und da man nicht sagen kann, was es ist, so muß es sich aus dem Organismus erklären lassen.

Es giebt also im Weltall nur Körper, und zwar organische und unorganische. In den organischen sind einige Eigenschaften, die aus dem Spiele dieses oder jenes Organs allein abgeleitet werden können. Andere ergeben sich aus der Totalität der Organisation und sind das Resultat des Gesammtspiels aller Organe, so das Leben, die Empfindung, das Gefühl, der Gedanke, der Wille, alles was man irrig einem jedoch unbekannten Princip, Seele genannt, zugeschrieben hat.

Auch nach dem Urtheile derjenigen, die ein solches Princip annehmen, entspricht immer einer jeden Vorstellung, Empfindung, Begierde, Willensbestimmung, ein gewisser Zustand der Organisation, eine gewisse Bewegung im Körper. Durch die sinnlichen Organe nehmen wir die Gegenstände wahr; vermöge anderer Organe denken, handeln und wirken wir. Fehlt uns ein Organ, stirbt es ab, ist es schwach und krank, so sterben auch gewisse Gefühle und Gedan-



ken in uns aus, oder verlieren an Kraft und Lebendigkeit. Was ist also natürlicher als anzunehmen, daß es nur Eine Welt giebt, die körperliche, daß alles auf dieselbe sich zurückführen oder von ihr ableiten läßt, und daß das vermeintliche Geistige mit derselben zusammenfällt?

So scheinbar diese Gründe des Materialismus sind, so findet man sie doch gehaltlos bei näherer Prüfung und Beleuchtung derselben.

Der Mensch kennt eigentlich die Materie eben so wenig, und vielleicht noch weniger als den Geist. Was wir Materie nennen, ist eigentlich nur eine stets wiederkehrende sich selbst immer gleiche Erscheinung, und nicht das Wesen an sich. Wir können zwar von der einen auf das andere schließen, aber nicht immer im Allgemeinen und nicht mit apodictischer Gewißheit.

Wenn von den Formen, unter welchen die organischen Wesen uns erscheinen, die Rede ist, so betrachten wir selbst sie nur als Formen, unter welchen Kräfte verborgen liegen, Formen, aus welchen die Kräfte wirkend hervortreten, und deren sie sich als Werkzeug bedienen. Von diesen Kräften nehmen wir verschiedene an, nach den verschiedenen Wirkungen und Eigenschaften, welche die Körperwelt uns offenbart, ohne daß wir das geringste vom Wesen dieser oder jener Kraft wüßten. Die Kräfte gehören auch alle, ohne Ausnahme, der unsichtbaren Welt an, und also führt der consequente Materialismus grade wieder dahin, wo er

nicht

nicht gehen wollte, und findet sich am Ende veranlaßt, das, was er läugnete, anzunehmen.

Das Wesen der Materie, in wie weit wir es erforschen können, wenigstens das bleibende von der Materie unzertrennliche Kennzeichen, ist die Vielheit. Das Charakteristische der Seele ist die Einheit des Bewußtseins. Diese Einheit läßt sich nicht aus der Vielheit erklären, nicht einmal mit ihr und in ihr denken. Sagen, daß die Einheit aus der Totalität der körperlichen Organe oder der gesammten Vielheit entsteht, heißt nichts sagen. Denn Totalität setzt immer Mannichfaltigkeit oder Vielheit voraus, und es ist eben so unbegreiflich, wie die Einheit aus der Totalität der Organe hervorgehen, als sie von einem einzelnen Organ abgeleitet werden könnte.

Den Verrichtungen der Seele entsprechen allerdings immer ihnen angemessene Verrichtungen der Organe; wenn diese letzteren schwach oder leidend sind, so leiden auch die Thätigkeiten der Seele. Die Organe wachsen und entwickeln sich mit diesen Thätigkeiten, erscheinen mit ihnen in voller Kraft, und verschwinden dem Scheine nach mit ihnen. Dieses hat Lukrez mit dem größten Aufwand dichterischer Lebendigkeit dargestellt und ausgeführt; allein was beweiset dieses genialische Gemälde? Daß der Künstler ein Werkzeug braucht, um seinen Genius zu offenbaren; daß Mozart Töne hervorbringen muß, um seine Schöpfungen zu versinnlichen, und sie in verwandte Gemüther übergehen zu lassen; daß, je

besser das Instrument, um so besser entfaltet sich, um so größer erscheint der Geist des Saitenspielers; und daß auch der vollendeteste Meister in der Kunst aus einem verstimmten oder zerstörten Werkzeug nicht schöne Schöpfungen hervorrufen kann. Wer könnte oder wollte aus der innigen Verbindung beider folgern, daß der Spieler und das Instrument eins sind? daß die Kunst dem letzteren beiwohnt, und daß es eine Täuschung sei, den Geist und das Werkzeug zu unterscheiden?

Diese unhaltbaren Seiten des Materialismus, dessen Trugschlüsse und Widersprüche, sind von dem reflectirenden Verstand bald entdeckt, und in das gehörige Licht gestellt worden. Je mehr der Mensch in seinem Innern und mit seinem Innern gelebt, je mehr er sich in die dunkeln Schachten des Bewußtseins begeben und, mit Besonnenheit die Welt seiner Vorstellungen durchdringend, sie der äußern Welt entgegengestellt hat, um so mehr hat er sich überzeugt, daß, wenn die Philosophie einen Stützpunkt haben soll, sie mit dem Ich anheben, von ihm ausgehen muß, und daß der Materialismus ein Princip läugnet, ohne welches evidente, und von keiner Partei bezweifelte Thatsachen nicht erklärt werden können.

Allein, wie es in allen menschlichen Dingen zu geschehen pflegt, man ging nun wieder auf der entgegengesetzten Seite zu weit. Nachdem die Materie den Geist in sich aufzunehmen versucht hatte, übte der Geist gegen sie eine Art von Vergeltungsrecht

aus, und versuchte die Materie ganz schwinden zu lassen und zu vernichten; alles war materialisirt worden, jetzt wollte man alles idealisiren, um wieder zu der geliebten Einheit zu gelangen.

Bei diesem kühnen Unternehmen ging man von folgenden Sätzen aus.

Wir erkennen die äußeren Gegenstände nur vermittelst unserer Vorstellungen, Anschauungen und Empfindungen. Von diesen haben wir eine unmittelbare, von den Gegenständen nur eine mittelbare Erkenntniß. Man kann nicht beweisen, daß die Vorstellungen mit den äußeren Gegenständen vollkommen übereinstimmen. Wir sind uns eigentlich nur unserer Vorstellungen bewußt, und also können wir auch nur von ihrem Dasein und von dem Dasein des sie tragenden Ichs mit Gewißheit überzeugt sein.

Die Sinne täuschen uns sehr oft, und doch schreiben wir diesen unberedtsten Täuschungen eine objective Realität zu. Erst später werden wir uns bewußt, daß wir öfters Schein für Sein angenommen haben. So wie es partielle, einzelne Täuschungen giebt, so kann es auch eine allgemeine, der ganzen sinnlichen Welt zum Grunde liegende Täuschung geben. Die Möglichkeit einer solchen kann nicht abgeläugnet werden, und diese Möglichkeit ist schon hinreichend, um der idealistischen Ansicht das Wort zu reden.

Die Ausdehnung, die Form, die Farbe, die Bewegung, die Undurchdringlichkeit, machen nach unse-

rer Vorstellungsart das Wesen der Körperwelt aus. Das Gesicht und die Betastung sind die Haupt-Quellen dieser Grund-Ideen. Wenn wir diese Sinne nicht hätten, würde uns die Materie nicht also erscheinen. Wenn uns andere Sinne zu Theil würden, würde sie uns anders erscheinen. Wenn wir gar keine äußerlichen Sinne hätten, würde sie uns gar nicht erscheinen. Und doch lehrt uns das Bewußtsein, daß das eigentliche Ich doch immer sein würde. Ohne Raum würde es keine Körper für uns geben. Der Raum, die erste Bedingung der sinnlichen Welt, hängt entweder selbst von der Anschauung, der Ausdehnung und der Undurchdringlichkeit ab, oder er ist eine bloße Form unsers Verstandes, welche die Anschauungen voraussetzen. In beiden Fällen kann man ihnen nicht mehr Realität, als den Körpern selbst zuschreiben.

Also, da der Träger der Einheit, oder die Einheit selbst, das Ich, das alleinige unmittelbare ist, das wir erkennen; da alles andere sich uns als Modifikationen dieses Ichs darbietet, und solche, sie mögen nun die Form von sinnlichen Anschauungen oder von sinnlichen Empfindungen annehmen, sich uns immer nur als Erscheinungen darstellen, so ist es viel einfacher und der Wahrheit angemessen, nur das Dasein und die Realität von Intelligenzen anzunehmen. Diese Intelligenzen objectiviren vermöge einer Naturnothwendigkeit einen Theil ihrer Vorstellungen außer sich und schreiben ihnen eine sinnliche äußere

Realität zu, obgleich alle Vorstellungen aus ihrem Innern allein hervorgehen.

Dieses alles schien ziemlich consequent. Man freute sich, alles auf Einheit zurückgeführt zu haben, das Geistige im Menschen gerettet zu sehen, und zugleich der Schwierigkeiten, die der Raum, man mochte ihn sich leer oder ausgefüllt, endlich oder unendlich, beschränkt oder unbeschränkt denken, uns in den Weg legte, überhoben zu sein. Allein man verfiel, durch diese Aufräumung in neue Schwierigkeiten, ja in nicht leicht zu hebende Widersprüche. Indem man die Realität der Sinne oder der äußern Welt läugnete, untergrub man, ohne es zu wissen und zu wollen, alle und jede Realität.

Es ist unstreitig, daß das Ich für sich existirt; nicht allein ist es von der Sinnenwelt unabhängig, sondern in ihm und im Bewußtsein der Vorstellungen, die von außen kommen, ist uns die Sinnenwelt gegeben. Allein, wenn auf der einen Seite uns das Nicht-Ich nur vermöge des Ichs wahrnehmbar ist, so wissen wir dann erst um unser Bewußtsein, und führen dasselbe nur zur Besonnenheit, indem wir uns das Nicht-Ich oder die Sinnenwelt vorstellen und uns von derselben unterscheiden.

Beide setzen sich voraus, und erscheinen uns in ihrer ganzen Klarheit und Eigenthümlichkeit nur durch ihre Wechselwirkung.

Läugnen wir die Realität des Nicht-Ich oder der äußern Welt, so können wir die Unabhängigkeit der

sinnlichen Vorstellungen von unserm Ich nicht erklären. Noch weniger können wir dann den Unterschied begreifen und angeben, der zwischen den scheinbaren Anschauungen und Empfindungen, aus welchen die Träume bestehen, von den Anschauungen und Empfindungen, die wir wachend von den Gegenständen erhalten, statt findet. Und doch, welcher auffallender, allgemeiner, dauernder, unauslöschlicher Unterschied! Es ist zwar schwer mit Worten zu bezeichnen, worin er besteht, allein ein einziger, auch schwacher sinnlicher Eindruck ist hinreichend, um die lebendigsten zusammenhängenden Träume in ihr Nichts aufzulösen. Die Realität zerstäubt den Wahn.

Eine innere Nothwendigkeit über die wir nichts vermögen, und die troß allen Spitzfindigkeiten und Sophismen der transcendentalen Philosophie sich uns immer wieder aufdringt, spricht für die Realität der äußern Welt, wie für die Realität des Bewußtseins, der Ideen und der Gefühle, die in ihm aufgehen und sich uns offenbaren, und bricht dem reinen Idealismus, so wie dem reinen Materialismus den Stab. Zwischen denjenigen die den Geist als solchen aufheben und in die Materie versenken, und denjenigen welche die Realität der Materie, und mit ihr die der äußern Welt läugnen, stehen die Dualisten in der Mitte und in gleicher Entfernung von beiden Extremen.

Der Dualismus begreift die Existenz der äußern Welt oder der Materie eben so wenig als die der innern Welt oder des Ichs, allein er nimmt beide mit

gleicher Gewißheit und Ueberzeugung an, weil beide ihm als zwei Thatsachen mit einer unwiderstehlichen Evidenz gegeben sind. Das Ich und das Nicht-Ich, so innig verbunden, daß sie correlativ erscheinen, und doch zugleich so wesentlich von einander verschieden, einen Gegensatz zu einander bilden, werden so erst klar und deutlich. Die Seele und der Körper, die eine, den Körper nach Willkühr als ein ihr fremdes aber unterthäniges Werkzeug brauchend, leitend, beherrschend; der andere, vermöge der Eindrücke der Sinne die Seele aus ihrem Schlummer weckend, sie zur eigenen Thätigkeit reizend, ihr ein besonnenes Bewußtsein gebend, ihrem Willen Kräfte zu Gebote stellend, — sind uns beide durch eine unmittelbare Anschauung gegeben, und ihre Existenz, so wie ihre Realität, sind über alle Beweise erhaben.

Da beide Ueberzeugungen auf derselben Grundlage feststehen und beide aus Quellen derselben Art herrühren, so können wir nie die eine verwerfen ohne die andere zu untergraben; und geschieht dieses, so bleibt uns weder Halt- noch Stützpunkt, noch irgend etwas. Den wesentlichen Unterschied beider Welten und Substanzen können wir nicht angeben, noch weniger mit Sicherheit bestimmen, auf welche Art sie, mit einander verbunden, eine stete Wechselwirkung auf einander ausüben; aber so viel wissen wir, daß Ausdehnung oder Vielheit nicht Einheit, Undurchdringlichkeit nicht Persönlichkeit, Bewegung nicht Freiheit, Receptivität nicht Intelligenz ist, noch sein kann.

Ueber

das Absolute und das Relative.

Satz. So wie es nur ein Absolutes giebt, so hat auch das Absolute allein objective Wahrheit und wahres Sein.

Gegensatz. Das Relative allein existirt wirklich, und es giebt nichts Absolutes.

Nach der ersten Ansicht und einer oberflächlichen Wahrnehmung des Weltalls und des Menschen, scheint alles relativ zu sein.

Die Gegenstände außer uns stehen in unzähligen Verhältnissen zu einander; nämlich, man kann keinen einzigen auffassen oder erkennen, ohne zugleich eine Menge anderer gewahr zu werden, die ihn bedingen und von ihm bedingt werden, auf welche er einwirkt oder die auf ihn einwirken. Von einem jeden Gegenstand gehen gewissermaaßen eine Menge Fäden aus, die ihn mit einer ganzen Welt anderer Gegenstände verbinden.

So wie die Gegenstände unter sich in einer Unzahl von Verhältnissen stehen, so auch in ihrer Beziehung auf unser Ich. Unsere Vorstellungen, unsere Empfindungen, unsere Gefühle, unsere Begierden, unsere Willensbestimmungen und Handlungen üben auch alle eine stete Wechselwirkung auf einander aus, und bilden ein Ganzes. Wir empfinden und schauen die Gegenstände an so wie unsere Sinne beschaffen sind, und wie die Gegenstände, die uns umgeben dieselben afficiren. Wir urtheilen unseren Empfindungen und Anschauungen gemäß; wir begehren nachdem

die Gegenstände uns erscheinen und wir über dieselben urtheilen; unser Begehrungsvermögen bestimmt unsern Willen, unser Wille unsere Handlungen, diese letzteren wirken auf unsere Nebenmenschen, die eine Gegenwirkung auf uns hervorbringen, und so bildet sich eine Welt von Verhältnissen die wie die Räder eines Uhrwerks auf einander berechnet sind und in einander eingreifen.

Aus diesen unläugbaren Thatsachen hat man gefolgert, daß Alles was dem Menschen zufließt und von ihm ausgeht, sein Empfangen und sein Handeln, sein ganzes Fühlen, Denken, Treiben und Thun nur relativ sei; daß es an sich nichts Wahres, Schönes, Gutes gäbe, sondern nur ein als solches dem Menschen vermöge des Verhältnisses seines Wesens zu andern Wesen, Erscheinende.

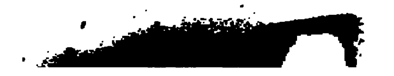
Wenn wir andere Sinne, ein anderes Denk- und Gefühlsvermögen hätten, oder wenn wir, von einer verschiedenen sinnlichen Welt umgeben, andere Gegenstände wahrnehmen könnten, würden wir andere Gesinnungen, andere Urtheile, andere Grundsätze haben. Die Wissenschaft, die Kunst, die Religion, die Tugend sind nur wie die Farben des Regenbogens, Wirkungen einer gewissen Stellung des Beobachters gegen den erscheinenden Gegenstand; so wie diese eine angenehme vorübergehende Täuschung. Mit der Veränderung der Stellung würde sich alles verändern.

Kein Philosoph hat diese Ansicht der Welt und

des Menschen mit mehr Phantasie, Witz und Laune dargestellt, als Swift in Gulliver's Reisen. Oberflächliche Leser sehen in diesem originellen Roman nur eine ergötzliche Dichtung, allein für den Scharfsinnigern und tiefer in denselben eindringenden Leser, ist er von jeher ein verführerisches Werk gewesen. Unter der Maske des Frohsinns und des Spottes wird das System der Relativität in demselben auf eine Art vorgetragen und entwickelt, welche die Wahrheit untergräbt, die Tugend erschüttert, das Schöne verneint, die Religion und die Sittenlehre, wie die Phantasmen in einem Hohlspiegel betrachtet; und indem alles Absolute geläugnet wird, verbleibt nichts, und alles geht in luftige Gestalten auf.

Es ist nicht schwer zu beweisen, daß diese Philosophie, die selbst aus der Luft gegriffen ist, keine Haltung haben kann, weil sie keinen Stützpunkt hat, und indem sie der Realität den Wahn substituirt, selbst nur als Wahn erscheinen kann.

Die Relativität setzt nothwendig voraus, daß es wirkliche Wesen giebt, und daß diese Wesen an und für sich etwas sind. Denn wenn man von Verhältnissen spricht, so frägt es sich gleich, welche Wesen stehen in Verhältnissen, oder zwischen welchen Wesen bestehen diese Verhältnisse? Sobald man annimmt, daß wirkliche Wesen vorhanden sind, so kann man aus einem derselben herausgehen und wahrnehmen, daß es durch unsichtbare Fäden mit einem oder mehreren andern Wesen zusammenhängt. Die Wesen,



die zu einander Relationen haben, können nicht selbst wieder reine Verhältnisse sein, sondern müssen nothwendig ein reelles Dasein haben, und die relativen Vorstellungen laufen doch am Ende auf etwas, das nicht relativ ist, hinaus. Wäre es anders, so könnte man eigentlich keinen Begriff von dem, was eine Relation heißt, haben, sondern alles wäre nichts als ein Schatten von einem Schatten, oder ein Wiederschein und eine Brechung von einem Lichte, das selbst wieder nur ein Wiederschein oder eine Brechung wäre; und so würde es in das Unendliche fortgehen, oder vielmehr in einen wahren Unsinn sich verlieren.

Alles Relative ist bedingt, Relationen setzen voraus, daß ein Wesen das andere bedingt, und von ihm bedingt wird. Diese Relationen, oder diese Bedingungen geben allein den wahren Schlüssel zu dem jedesmaligen Zustand und den Modifikationen der einzelnen Wesen. Aber hieraus ergiebt sich schon, daß die Realität und das Sein dieser Wesen feststehe. Ein jedes Bedingte kann zwar zu einem andern Bedingten führen, und so geschieht es auch in der That. Allein diese Progression kann doch nicht in das Unendliche fortgehen. Bedingungen müssen am Ende auf ein Unbedingtes sich beziehen und Relationen in ein Absolutes sich auflösen.

Es wäre freilich möglich, daß wir nur Relationen erkennen könnten, und daß unsere Vorstellungen so wie unsere Empfindungen, Gefühle und Handlungen, nur relativ wären; allein es ist unmöglich, weil

es sich widersprechen würde, daß es keine Wesen an sich gebe, gesetzt auch, wir könnten als solche diese Wesen nicht wahrnehmen. Daß wir aber etwas mehr erkennen können, als die Nothwendigkeit der Existenz solcher Wesen, und daß uns, vermittelst des innern Sinnes eine gewisse Erkenntniß der Natur dieser Wesen gegeben ist, beweist schon die unläugbare Thatsache, daß wir als Gegensatz zum Relativen etwas Allgemeines, Nothwendiges, Absolutes, anzunehmen uns gezwungen fühlen.

Das System derjenigen, die alles auf Relativität zurückführen, in allem, was wir zu wissen wähnen, so wie in allem, was wir thun, nur Verhältnisse sehen wollen, und alles Absolute läugnen, bildet ein eben so gefährliches als unhaltbares Extrem. Es widerspricht dermaaßen dem Bewußtsein, der eigenen, reellen Kraft und Wesenheit, und der unwiderstehlichen Evidenz gewisser Existenzen und Grundsätze, daß viele geglaubt haben, sich nicht genug von demselben entfernen zu können, und in ein anderes Extrem verfallen sind. Von der Realität des Absoluten ergriffen und durchdrungen, haben sie nicht allein das Absolute dem Relativen entgegengesetzt, sondern haben das erstere allein wollen gelten lassen.

Daher ist das System des reinen Absolutismus entstanden. Nach diesem kann man das Bedingte nur aus dem Unbedingten, das Erscheinende aus dem Uebersinnlichen, das Relative aus dem Absoluten erklären. Das eine setzt das andere immer voraus.

Daraus wurde nun gefolgert, daß das Unbedingte, Uebersinnliche, Absolute allein Sein und Realität hätte. Da das Unbedingte, Absolute nur Eins sein kann, so wurden nicht allein alle Relationen und Verhältnisse als leerer Schein beurtheilt, sondern die transcendentale Realität wurde dem bedingten Wesen selbst abgesprochen, und sie selbst zu einem etwas permanenteren Schein als dem der Relationen gemacht.

Dieser Ansicht gemäß giebt es eine höchst reale Existenz, oder wenn man es so nennen will, ein höchst reales Wesen. Aus ihm ergiebt sich auf eine unbegreifliche Art und fließt unaufhaltsam fort der unendliche Strom der Erscheinungen, die sich einander erzeugen, verdrängen, zerstören, und die alle in mannichfaltigen, unzähligen Verhältnissen zu stehen scheinen. Von diesen Erscheinungen erscheinen die einen andern Erscheinungen, die anderen erscheinen sich selbst, und nichts von allem dem hat Realität und wirkliches Sein, sondern dieser unermeßliche Wellenschaum, den man das Weltall nennt, verfliegt und verschwindet in einem jeden gegebenen Augenblick, um sich wieder zu gebären. Es existirt also ein Absolutes, welches Eins und Alles ist; Eins, weil alles andere nur ein Scheinwesen, er allein ein reelles hat; Alles, weil, was sonst noch zu sein scheint, wie Seifenblasen sich auf der Oberfläche des Absoluten bildet, aus ihm hervorgeht und in ihn wieder versinket.

Es versteht sich von selbst, daß in einem solchen System oder bei einer solchen Ansicht der Dinge das mensch-

menschliche Wissen nur in der Ueberzeugung von dem nothwendigen Sein des unbekannten Absoluten besteht, und daß alles andere nicht mehr Wesenheit und Realität haben kann als uns selbst zu Theil geworden ist, nämlich gar keine.

Also um dem Extrem zu entgehen, von wo aus alles nur relativ war, und es im Menschen und im Weltall nur Relationen gab, hat man zwar ein Absolutes angenommen, aber den Relationen selbst und den Wesen, die in denselben leben und befangen sind, alle Realität abgesprochen. Das Absolute, das Niemand erfassen und ergründen kann, von dem sich nichts prädiciren läßt als daß es das Absolute ist, erzeugt und zerstört, gebärt und zerstäubt einen immer wiederkehrenden Schein, zu welchem auch wir gehören.

Es giebt freilich in Hinsicht dieser Philosophie des Absoluten Einige die weiter gehen, und über die Natur und die Wesenheit des Absoluten sich aussprechen zu können glauben. Die Einen schreiben ihm Ausdehnung und Denkvermögen zu, machen aus ihm eine wahre Substanz und eine wahre physische Einheit, welche sich in eine unendliche Vielheit theilt, die sie aus sich hervorgehen läßt, um sie wieder in sich aufzunehmen. Die Anderen sehen das Absolute in dem was allen Scheinwesen zum Grunde liegt, und ihnen allen gemeinschaftlich angehört, die Kraft, sie mag nun im unorganischen oder organischen Leben, in der Empfindung oder im Gedanken, in der Nothwendigkeit oder in der Freiheit sich offen-

baren, denn in allen möglichen Formen bleibt sie doch immer nur eine sich stets gleiche Erscheinung und immer dieselbe. Allein so verschieden auch die Sprache aller derjenigen sein mag, die nur die Existenz und die Realität des Absoluten annehmen, so vereinigen sich doch Alle im Abläugnen der Realität aller bedingten Existenzen, und um so mehr aller Relationen und Verhältnisse der endlichen Wesen. Gegen dieses Extrem der Speculation läßt sich mit Recht vieles erinnern.

Von allem, was unser Ich oder unsere Seele sich vorstellen, fühlen, denken kann, hat und kann nichts die Evidenz und die unerschütterliche Gewißheit haben, welche mit dem Bewußtsein unserer eigenen Existenz verbunden ist. Daß wir sind, daß wir wirklich sind; daß, wenn unser Dasein nicht wirklich wäre, das Wort Wirklichkeit keinen Sinn mehr hätte; daß ein Schein, der sich selbst erscheint, ein Unding sei, dieses alles kann man zwar läugnen, aber indem man es läugnet, nicht einen Augenblick zu glauben aufhören. Keines unserer Vorstellungen, Anschauungen, Begriffe kann gewisser sein, als dieses Urbewußtsein, in welchem die Ueberzeugung vom Dasein der Seele uns gegeben ist. Das Absolute hat hier keinen Vorzug vor dem Relativen; im Gegentheil fällt alles zusammen, verdunstet und verfliegt, wenn wir selbst keine reelle Selbständigkeit besitzen, wenn wir selbst nur ein verschwindender Dunst und ein flüchtiges Phantasma sind. Mit

dem Spiegel und dem Zuschauer werden alle Gegenstände, die mit und durch diesen Spiegel dem Zuschauer gegeben sind, zerbrochen und zerstäubt. Das Absolute macht hier keine Ausnahme. Was ist die Seele als ein sich selbst reflectirender und anschauender Spiegel? Was ist der Zuschauer, wenn nicht ein Wesen, welches sich selbst in sich sieht und mit sich alles andere, von dem es sich unterscheidet?

In dem Ich ist uns das Nicht-Ich mit einer Evidenz, die, wo nicht gleichartig mit der des Ich, doch eine gleiche Wirkung hervorbringt. In der Relation des Ich zum Nicht-Ich werden uns alle Relationen gegeben, die zwischen den verschiedenen Vermögen, Fähigkeiten, Vorstellungen und Gefühlen des Ich, mit den verschiedenen Eigenschaften der sinnlichen Welt oder des Nicht-Ich statt finden. Alle diese Verhältnisse werden nicht von uns unmittelbar, sondern mittelbar aufgefaßt, nicht innerlich angeschaut, sondern vom Verstande begriffen, wenn auch nicht alle permanent, doch nach bestimmten Gesetzen und einer festen Ordnung immer wiederkehrend, und keines von ihnen, auch nicht das Verhältniß der Relationen zum Absoluten, kann mehr Realität haben als das Ich selbst.

Mit der Realität des Ichs, des Stützpunktes aller Realität und aller Wahrheit, verschwinden beide. Nichts mehr hat Haltung und einen bestimmten Sinn. Das Weltall und wir selbst, da wir alles nur vermittelst des Ich wahrnehmen, vergehen und lösen sich auf. Es kann eben so wenig von der Realität des

Absoluten und Unbedingten als von der des Bedingten die Rede sein. Will man einen Augenblick das Gegentheil behaupten, und dieses aus widersprechenden Elementen bestehende System annehmen, so versuche man das Unerklärliche zu erklären, nämlich, wie es möglich sei, daß uns mit apodictischer Gewißheit und Wahrheit das Dasein und die Realität des Absoluten gegeben werde, da wir selbst kein wirkliches Sein und keine Realität haben; wie es denkbar sei, daß einem Scheine etwas erscheine, und da das ganze Weltall nur aus einem solchen Schein bestehe, das Relative aus dem Absoluten hervorgehe; und endlich, was denn eigentlich beides verbürgt oder trägt, da das Ich, der anscheinende Träger von allem, auch in einen leeren Dunst aufgegangen ist.

Das System der allgemeinen Relativität, und das des Absoluten, welches Eins und Alles sein soll, sind also beide unhaltbar, weil sie beide Extreme sind.

Hingegen nimmt man reale, bedingte Existenzen an, und eine reale unbedingte, die uns beide in unserem Innern gegeben sind, so bleibt die Art, wie beide zusammenhängen, immer für uns ein Räthsel, aber diese, die beiden Extreme vermittelnde Ansicht entspricht wenigstens den Urthatsachen des Bewußtseins, und zwingt uns nicht, weder die eine noch die andere aufzugeben und, die Evidenz verläugnend, Gott oder uns selbst zu vernichten. Nach dieser Ansicht hat unser Ich eine reale Existenz; die Kraft, die wir in uns fühlen, oder vielmehr die wir als unser Selbst fühlen und

die unser Wesen ausmacht, ist eine Realität. Sie ist nicht immer was sie uns zu sein scheint, allein sie ist wirklich. Mit diesem Haltpunkt können wir begreifen, daß wir uns selbst in gewisser Hinsicht erscheinen, weil etwas da ist, was nicht bloß erscheint.

In dem Ich wird uns durch das Bewußtsein das Nicht-Ich, oder das Weltall gegeben. Auch dieses hat eine reale Existenz. Wir erkennen dasselbe als eine uns gegebene Thatsache, die sich uns mit unwiderstehlicher Evidenz aufdringt. Auch die äußere Welt erscheint uns nur in einem gewissen Sinn, und wir können nicht annehmen, daß sie in der That in den einzelnen Erscheinungen, so wie sie uns erscheint, beschaffen sei; allein indem wir dieses Urtheil fällen, gestehen wir ein, daß sie wirklich sei, und sich als solche uns offenbare. Unser Ich bedingt die äußere Welt, die äußere Welt bedingt unser Ich; allein das abwechselnd bedingende und bedingte, kündigt sich uns als etwas Reales, wirklich Seiendes an. Wir stehen freilich im Verhältniß zu allen Gegenständen der äußern Welt als Ursache und Wirkung, als Mittel und Zweck, empfangend und hervorbringend, leidend und handelnd; aus diesen Verhältnissen, die sehr vielen von unseren Anschauungen und Gefühlen, Urtheilen und Vorstellungen, den Charakter der Relativität aufdrücken, geht freilich nichts Absolutes hervor, aber diesen Verhältnissen in ihrer unendlichen Mannichfaltigkeit, dient etwas Reales zur Grundlage, sonst wären sie gar nicht denkbar und möglich. Noch mehr, diese Verhält-



nisse und die relativen Vorstellungen und Begriffe, die aus ihnen hervorgehen, haben Wahrheit als Verhältnisse, denn daß gewisse mit Vorstellungen begabte Wesen, unter gewissen Umständen, so und nicht anders gewisse Gegenstände sich vorstellen müssen, und in der That vorstellen, bleibt immer wahr, und kann gar nicht geläugnet werden. In dem Ich und in dem Nicht-Ich, in der Wechselwirkung, die in dem Weltall statt findet, worin alles zugleich bedingend und bedingt ist, wird uns eine dritte Existenz gegeben, die eines Wesens, welches, selbst nicht bedingt aber alles bedingend, als unbedingt und als absolut anzunehmen, wir uns genöthigt finden. Dieses Wesen, Gott, ist die realste aller Realitäten, die Quelle aller Existenzen. Aus ihm strömen sie alle aus, alle zwar abhängig von ihm, aber wirklich seiende reale Wesen. Wie dieses Absolute, das nicht ein reiner und leerer Begriff, noch weniger ein allgemeines, alles Einzelne unter sich aufnehmendes Wort, sondern ein wahres Wesen ist, in den Tiefen seiner Wesenheit sein mag; wie die anderen Wesen, und wir selbst mit ihm zusammenhangen; welcher Unterschied, außer den angegebenen, zwischen dessen Realität und Sein, und unserer Realität so wie unserem Sein existirt, können wir weder ergründen noch erforschen. Allein dieses unendliche Wesen steht in seiner geheimnißvollen Persönlichkeit ewig und unwandelbar da.

Ueber

Freiheit und Nothwendigkeit.

Satz. Es ist alles nothwendig im Weltall, und die vermeintliche Freiheit nur eine täuschende Erscheinung.

Gegensatz. Die Freiheit allein ist die reale Urkraft, und die Nothwendigkeit, die aus ihr hervorgehet, nur Schein.

Nach unseren Begriffen ist die Natur eine Verkettung von Wesen, die als Ursachen und Wirkungen verbunden, unveränderlichen Gesetzen unterworfen sind. Diese Kette, keine Lücke darbietend, keine Unterbrechung leidend, schwebt zwischen zwei unbekannten Punkten. Ihr Anfang läßt sich eben so wenig bestimmen und begreifen als ihr Ende.

Ist die Natur nichts anders als das sich offenbarende, zerspaltende, in unendliche Formen sich verzweigende Absolute, so tritt eine blinde und furchtbare Nothwendigkeit ein, von der sich nichts sagen läßt als nur, Alles was ist, ist, und Alles ist recht und gut, weil es ist. Von Sicherheit, von Bürgschaft, ja von Hoffnung des Guten kann nicht die Rede sein. Ist die Natur die Schöpfung einer unendlichen freien Intelligenz, eines persönlichen Gottes, der aus der Fülle seines ewigen Wesens, vermöge seiner Allwissenheit und Allmacht mit freiwilliger Nothwendigkeit heraus getreten ist, um überzugehen in ein getreues Abbild seiner Unendlichkeit, wo alles bewußt oder unbewußt, ohne Freiheit, ewigen Gesetzen folgt, so ist freilich, dem Scheine nach, alles eben so nothwendig im Weltall, als wenn das Absolute keine Person wäre. Dann kann man aber mit Wahrheit sagen: Alles was sein

kann, ist, weil dieses Weltall allein, im Einklang mit der Vollkommenheit Gottes, das einzig mögliche war: Alles was ist, ist, aber alles ist recht und gut, weil alles als zweckmäßiges Mittel zum höchsten Zweck, diesem Zwecke zueilt. Die Wesen, die in dieser nothwendigen Kette begriffen sind, können sich mit Zuversicht, mit Vertrauen, mit Hoffnung diesem nothwendigen Zusammenhang hingeben und unterwerfen, denn sie sind integrirende Theile der bestmöglichen Welt. Keiner wird aufgeopfert, alle sind Zweck und Mittel zugleich; aber in beiden Ansichten scheint die Sache der Freiheit gleich verloren zu gehen.

Wenn die ganze Philosophie nur darin besteht, zu sagen: Alles was ist, ist, vermöge einer blinden, eisernen Nothwendigkeit: Alles was ist, ist recht, weil es ist, und diesen traurigen und entmuthigenden Satz auszuführen, so kann von Freiheit im eigentlichen Sinne des Worts nie die Rede sein. Die Freiheit wird dann zum leeren Namen, und bezeichnet nur eine Kraft, die sich auf eine nothwendige Art das vorstellt, was sie eben so nothwendig begehren und wollen muß, und die sich der Bewegungsgründe bewußt ist, die eben so unwiderstehlich sie zur Handlung bestimmen, wie die Schwere den Körper zum Fallen zwingt. Von Gesetzen der Ethik muß man abstrahiren. Die sogenannten moralischen Gesetze unterscheiden sich in diesem System keinesweges von den sogenannten physischen. Beide sind gleich nothwendig, in Hinsicht ihrer Wirkungen so wie ihrer Resultate.

Der einzige Unterschied von beiden besteht darin, daß die physischen Gesetze von denjenigen Wesen, die ihnen gehorchen, unbewußt befolgt, und die anderen moralischen Gesetze von dem Menschen mit vorhergehender Vorstellung, Bewußtsein und Willen, in ihrer Anwendung begleitet werden. Allein in jedem besonderen Falle kann weder die Vorstellung noch der Wille anders ausfallen, als sie es jedesmal thun, und eine und dieselbe Nothwendigkeit gebietet über die Handlungen des Menschen, so wie über die Bewegungen der Himmelskörper. Der eine hat mehr physische und geistige Kräfte als der andere, aber ein jeder thut was er thun kann, und alles was er thut ist recht, weil es nicht anders sein konnte. Gewisse Handlungen sind dem Menschen nachtheilig, indem sie üble und für ihn verderbliche Folgen nach sich ziehen; andere sind ihm nützlich, indem sie ihm Annehmlichkeiten oder Vortheile verschaffen. Aber nach erfolgten Handlungen beider Art muß man mit Wahrheit sagen, daß die einen nicht von Unschuld und Verdienst, sondern von Glück, und die anderen nicht von Schuld, sondern von Unglück zeugen, und daß beide unvermeidlich waren. Auch in diesem System kann man sich ein Ideal der menschlichen Natur entwerfen, und mit ihm die einzelnen Individuen vergleichen. In einigen, die sich diesem Ideale nähern, erscheint die menschliche Natur in einer höhern Vollkommenheit; in anderen, und zwar in der Mehrheit, erscheint die Menschheit in einem verfehlten oder höchst man-

gelhaften Zustande befangen, von dem, was die ersteren sind, sehr entfernt. Allein dieses Ideal ist nur die reine Idee von der Vollkommenheit der Natur einer gegebenen Art von Wesen, auf die wir nie gefallen wären, wenn die wirkliche Welt ihre Elemente uns nicht manchmal dargeboten hätte. Dieses Ideal giebt uns zwar an, was Wesen dieser Art unter glücklichen Umständen sind oder sein können, aber bildet keineswegs eine feste Norm von dem, was diese Wesen sein sollen. Es können auch dergleichen Ideale von einer Thier- oder Pflanzenart aufgefaßt und aufgestellt werden. Sie entstehen alle auf dieselbe Weise, und in dem System der Nothwendigkeit sind sie nichts anderes, auch für den Menschen, als das fixirte Bild von denjenigen Individuen dieser Gattung, die von der Hand der Natur am vollkommensten ausgeprägt sind. Befragt man einzig und allein den Verstand, der nur begreift was er erklären kann, und die Vernunft, in so fern sie durch Vernunftschlüsse verfährt und ihre Sätze beweiset, so scheint das System der Nothwendigkeit erwiesen. Alles wird auf bedingte Wirkungen und bedingende Ursachen bezogen. Man steigt längs einer unabsehbaren Leiter oder Kette von einer Ursache zur andern, indem die nächste Ursache sich immer wieder als Wirkung gestaltet, bis die Kette sich in den undurchdringlichen Nebel oder in die unendliche Leere des Absoluten verliert. Die Freiheit verschwindet; sie ist mit diesem System unvereinbar, denn ihr Wesen besteht in dem

Vermögen, eine Folge von Handlungen anzuheben und zu beginnen, die nicht in einer andern vorhergehenden, dieselbe bedingenden Reihe ihr Prinzip hat.

Allein es ist leichter, die Freiheit zu läugnen oder sie irgend einer vorgefaßten Meinung aufzuopfern, als sie in seinem Innern zu verläugnen oder das Gefühl derselben ganz zu unterdrücken. Die Evidenz der Freiheit spricht sich als unmittelbare und transcendentale Anschauung aus. Man braucht dieselbe nicht zu beweisen; sie wird auch unwillkührlich von uns wahrgenommen. Wenn wir uns selbst in dem allgemeinen Zusammenhange der Wesen denken, so huldigen wir der Nothwendigkeit, oder wenigstens glauben uns in derselben befangen. Aber wenn wir uns in unserem Sein und in unserer Wesenheit wahrnehmen und fühlen, so bricht die Kette der Nothwendigkeit ab, und wir treten als Wesen auf, die zwar integrirende Theile der Natur sind, allein in der Sphäre der moralischen Handlungen von der Natur unabhängig sind.

Ein Extrem führt immer zum andern, so auch hier. Die Nothwendigkeit des Einen und Absoluten hatte die Freiheit verschlungen, oder vielmehr war sie in diesem Abgrunde untergegangen. Aber die Thatsache der Freiheit kündigt sich uns mit einer solchen Gewißheit an, diese Thatsache ist dermaaßen eine Ur- und Hauptthatsache des Bewußtseins, daß das System des Absoluten durch dieselbe allein schon widerlegt wird, da es weder die Freiheit mit der blinden Nothwendigkeit in Harmonie bringen kann, noch die innere Stimme der



letzteren unterdrücken. Es war eben so wichtig als natürlich, diese Thatsache in das hellste Licht zu setzen, sie von den ihr verwandten Thatsachen zu unterscheiden, und die Nothwendigkeit in dieser Hinsicht zu bekämpfen. Allein nachdem man allenthalben nur Nothwendigkeit gesehen hatte, versuchte man allenthalben nur Freiheit zu sehen. Die Freiheit wurde zur einzigen wirklichen reellen Kraft erhoben, alles andere sank zum Schein herunter. Die Seele wurde das sich setzende Ich. Durch eine freie Thatsache setzte sie alles andere. Das ganze Weltall sollte gewissermaaßen aus dieser Thatsache hervorgehen. Die Nothwendigkeit wurde zum bloßen Gegensatz des Ich gestempelt, und dadurch in eine reine Erscheinung verwandelt.

Bei dieser schöpferischen Kraft, die der Seele verliehen wurde, und indem man ihr eine göttliche Gewalt ertheilte und zuschrieb, vergaß man, daß, wenn die Freiheit eine unzweifelhafte Thatsache ist, die Nothwendigkeit nicht minder als eine solche sich uns offenbart; daß, wenn die eine sich uns durch den innern Sinn und die intellectuelle Anschauung verkündet, die andere mit derselben Evidenz uns von außen aufgedrungen wird; wenn die erste in der moralischen Welt, wo es auf Handlungen ankommt, allein mit den Ideen des Rechts und der Pflicht, mit dem Bewußtsein des Verdienstes oder der Schuld zu vereinigen ist, die zweite in der Natur, wo nur von Ursachen und Wirkungen gehandelt wird, in der Verstandeswelt, wo nur vom Begreifen und Erklären die Rede ist, — sich eben so wenig wie die erste läugnen läßt.

Aus allem diesem ergiebt sich, daß beide Systeme, in dem was sie als Thatsache anerkennen, Recht, und in dem was sie als Thatsache verwerfen, Unrecht haben. Beide verfallen in ein Extrem: die Absolutisten, indem sie die Nothwendigkeit als das einzige, wahre Prinzip aufstellen und die Freiheit in derselben untergehen lassen; die Autonomisten, indem sie die Freiheit als die einzige reelle, schaffende Kraft annehmen und die Realität der Nothwendigkeit verneinen. Beide sind aus einer einseitigen Liebe zur Einheit in diesen Irrthum gerathen, und um dieselbe dem Scheine nach hervorzubringen und zu construiren, haben sie geflissentlich das eine oder das andere aus den Augen gelassen.

Und doch ist die Entgegensetzung der Nothwendigkeit und der Freiheit eine sich immer wieder erzeugende und troß allen Spitzfindigkeiten sich uns mit einer unwiderstehlichen Evidenz aufdringende Thatsache.

Wir beweisen die Nothwendigkeit vermöge Vernunftschlüsse, und erkennen also dieselbe mittelbar. Wir fühlen das Dasein der Freiheit, und erkennen dieselbe unmittelbar. Daher entsteht für uns eine doppelte Ordnung der Dinge, die physische und die moralische, die der Natur und die der Freiheit, das Reich der bedingten und das der unbedingten Kraft. In der ersten herrscht ein alles bestimmendes und jeden Widerstand erdrückendes Gesetz; in der zweiten gebietet das Gesetz freiwilligen Gehorsam, und kündigt sich durch den Widerstand, den er vorfindet, an, er mag den Sieg über dasselbe tragen oder ihm unterliegen.

Die Nothwendigkeit selbst am äußersten Ende der Kette löset sich in eine freie Handlung auf, in die freiwillige Thatsache des persönlichen Gottes, die Welt zu erschaffen. Die Freiheit, indem sie das Gesetz Gottes, das unbedingt gebietet oder verbietet, anerkennt, folgt auch einer gewissen Nothwendigkeit, die aber eine freiwillige Nothwendigkeit ist.

Die freie Intelligenz Gottes hat alles vorhergesehen, gewollt, angeordnet, und also auch die Handlungen der freien Menschen, sonst könnte das Weltall keine Einheit und keine Totalität bilden; aber eben so wahr ist es, daß die Freiheit sich selbst bestimmt, weil sie sich so bestimmen will, ohne irgend eine zwingende Vorstellung oder eine äußere Ursache.

Wie lassen sich nun diese zwei Wahrheiten in Harmonie bringen? Wie kann man Freiheit und Nothwendigkeit zusammen reimen, ohne die eine der andern aufzuopfern? Dieses ist das große Räthsel. Es zu lösen, ist uns nicht gegeben. Irgendwo und auf irgend eine Art müssen die beiden Welten, die der Freiheit und die der Nothwendigkeit, zusammentreffen und eine Einheit bilden. Allein um diese Einheit künstlich hervorzubringen, können und sollen wir nicht eine dieser zwei Hauptthatsachen, die beide eine gleiche Evidenz mit sich führen und in sich tragen, für eine leere Erscheinung erklären und in das Licht der andern, der allein Realität zugeschrieben wird, verschwinden und untergehen lassen.

Ueber

Eudämonismus und Ethik.

Satz. Es giebt nur angenehme oder unangenehme Empfindungen, schädliche oder nützliche Dinge. Die Sittlichkeit bestehet in der Kunst, die einen zu vermeiden, die anderen zu erhalten und zu bewahren. Eudämonismus allein ist die wahre Ethik.

Gegensatz. Es giebt Pflichten und Rechte, die über alles andere erhaben sind. Die Ethik ist die Theorie von beiden, und der Begriff der Vollkommenheit gleicht sie mit allen anderen Forderungen der menschlichen Natur aus.

Sobald man dem Menschen die Freiheit zuerkennt, und annimmt, daß er mit Einsicht und Bewußtsein handelt, daß bei ihm die Vorstellung das Begehren, das Begehren den Willen, der Wille die Handlung herbeiführt; so kann man sich auch nicht den Menschen ohne Gesetze denken, die sein Thun und sein Lassen bestimmen oder bestimmen sollen.

Das Wissen um dieses Gesetz oder das Bewußtsein dieses Gesetzes mit den ihn begleitenden oder aus ihm entspringenden Gefühlen nennen wir das Gewissen.

Welches ist die Natur dieses Gesetzes, oder worin besteht sein eigentliches Wesen; sei es in Hinsicht der Handlungen, die es uns gebietet oder verbietet; sei es in Hinsicht der Beweggründe, die uns dieselben eingeben oder eingeben sollen; sei es endlich in Hinsicht der Folgen unsers Thuns und Lassens?

In zwei Hauptsysteme über die Beantwortung dieser Fragen theilt sich die denkende Welt. Beide schließen sich wechselseitig aus, fassen nur eine Seite des Gegenstandes auf, und stellen dieselbe in das grellste Licht; beide sprechen ein Extrem aus. Das eine ist das der reinen strengen gebietenden Pflicht, das andere das der Glückseligkeit.

Die Ansicht, die dem ersten zu Grunde liegt, ist folgende.

Es giebt gewisse Handlungen, die, sobald sie von uns gedacht werden, sich als allgemein und nothwendig gebotene oder verbotene Handlungen ankündigen. Diese Handlungen sind die Pflichten.

Mit dem Begriff der Pflicht ist der ihrer Allgemeinheit und Nothwendigkeit unzertrennlich verbunden, und zugleich ein diesem Begriff entsprechendes Gefühl des uns inwohnenden freiwilligen Zwanges.

Das Recht ist der Pflicht correlativ. Das eine bestimmt was gethan werden darf, das andere was gethan werden soll. Mit dem Rechte, eine Sache zu thun oder zu unterlassen, hängt die Pflicht der anderen Menschen, dieses Recht nicht zu verletzen, zusammen. Mit der Pflicht, eine Handlung zu thun oder zu unterlassen, hängt das Recht zusammen, alles zu dürfen was zur Erfüllung dieser Pflicht nothwendig ist.

Es giebt also positive Rechte und positive Pflichten, die ursprünglich vom Gesetz, welches in uns von der Hand Gottes niedergelegt ist, gegeben sind. Da dieses Gesetz in uns als rein objectiv erscheint und gedacht werden muß, und wir durch intellectuelle Anschauung sein Dasein in uns wahrnehmen, so kann man es, wenn man nicht die Vernunft mit Vernunftschlüssen verwechselt, die practische Vernunft nennen.

Die Folgen die dieses Gesetz und dessen strenge Beobachtung mit sich führen, können und müssen

uns gleichgültig sein, da sie nicht von uns abhängen, wir sie nicht übersehen können, sie sich in die Unendlichkeit verzweigen und verlieren, aus zufälligen Ursachen und nicht aus der Freiheit hervorgehen. Ob es angenehm oder schmerzhaft, nützlich oder schädlich in einem gegebenen Fall sein mag, seinen Pflichten nachzuleben, darauf kommt es hier gar nicht an; ob die Handlung, welche die Pflicht gebietet, in einer gegebenen Zeit Glück oder Unglück gebärt, kann und soll keinen Einfluß auf die Erfüllung derselben haben. Sobald ein Gebot oder ein Verbot sich mit Allgemeinheit, Nothwendigkeit und Objectivität ankündigt und als solches aus unserem Gewissen und unserer Vernunft hervortritt, so müssen für uns alle etwanigen Folgen desselben in Hinsicht der Individuen oder der Gesammtheit verschwinden.

Also sollen Betrachtungen, die aus den angenehmen oder unangenehmen Gefühlen, aus der Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit gewisser Handlungen zu einem bestimmten Zweck, uns nicht zu denselben bestimmen oder als Beweggründe bei uns vorwalten. Achtung und Ehrfurcht gegen das Gesetz sollen hier allein den Ausschlag geben. Es sind die einzigen Motive, welche die Ethik gelten läßt. Es wird uns unbedingt von einer höheren Stimme etwas befohlen, und wir sollen ohne weiteres diesem Befehl freiwilligen Gehorsam leisten, weil wir mit uns selbst in Widerspruch gerathen würden, wenn wir uns dem entziehen wollten.

Dieses System ist unstreitig das der reinen Moral. Es faßt eine Seite der menschlichen Natur richtig auf, und stellt dieselbe in ihrer Absonderung von allem Fremdartigen oder Verwandten scharf und grell dar. Allein im Menschen existirt nichts vereinzelt: denn jeder Mensch bildet eine Einheit. Nichts kann also der Wahrheit gemäß in einer totalen Abgeschiedenheit und Abschneidung von einem andern betrachtet werden. Nun hat unstreitig die Pflicht Berührung und Verbindung mit dem Vergnügen und dem Schmerz; mit dem Nützlichen und Schädlichen; mit dem Glück und dem Unglück der Einzelnen und der Staaten; mit Gefühlen und Ideen mannigfacher Art. Die Wahrheit fordert also, daß man die Pflicht mit allen diesen verschiedenen Bestandtheilen der geistigen und moralischen Natur des Menschen in Harmonie bringe. Ohne die Pflicht mit demselben zu vermischen, und indem man ihr ihr eigenes Gebiet und ihre eigene Gesetzgebung läßt, müssen alle die Punkte, — und um mich eines astronomischen Ausdrucks zu bedienen — die Knoten, in welchen ihre Bahn andere Bahnen berührt, mit ihnen zusammentrifft, oder sie durchschneidet, nicht allein angegeben und bezeichnet, sondern in ihrer Wechselwirkung aufgefaßt und berücksichtigt werden. Ohne eine solche Vielseitigkeit wird ein jedes Moral-System immer mangelhaft und im Widerspruch mit der menschlichen Natur erscheinen.

Alles, was die strengen und ausschließlichen Anhänger der reinen Pflicht verläugnen, verdammen, verwerfen, nimmt der Eudämonismus auf, und gründet darauf seine Lehrbegriffe. Er geht von dem Angenehmen oder Nützlichen, von Gefühlen und Berechnungen aus, es sei nun, daß er alle diese Prinzipien der menschlichen Thätigkeit, alle diese verschiedenen Gegenstände des Begehrens mit einander zu verbinden und auszugleichen versucht, oder daß er einen derselben als Grundbegriff oder Hauptansicht in der Ethik aufstellt.

So mannichfaltig auch die Formen sein mögen, unter welchen der Eudämonismus aufgetreten ist, so vereinigen sich doch die Systeme dieser Gattung in einer und derselben Wurzel, nämlich in dem Interesse höherer oder niedrigerer Art, feinerer oder gröberer Natur, als dem einzigen und rechtmäßigen Princip unsers Thuns und Lassens. Der reine Begriff einer unbedingten Pflicht, die von allen anderen unabhängig, ja ihm öfters entgegengesetzt, ohne weiteres Gehorsam erheischt und erhalten muß, geht in allen diesen Systemen verloren und im Interesse unter.

Die Eudämonisten, welche dem gröbern Eigennutz oder dem sinnlichen Vergnügen huldigen, tragen ihre verderbliche Lehre folgendermaaßen vor, oder können ungefähr folgendes sagen:

Jedes lebende Wesen will fortleben und sein Leben genießen. Jedes empfindende Wesen sucht Vergnügen, fürchtet und meidet Schmerz.

So auch der Mensch. In dieser Hinsicht hat er nichts vor den Thieren voraus. Eine jede Gattung derselben sucht Befriedigung ihrer Bedürfnisse und Triebe, ihrer Organisation und der Natur, der sie umgebenden Gegenstände gemäß. Der Zweck ist derselbe, die Mittel ihn zu erreichen sind verschieden. Der Mensch handelt mit Bewußtsein und Verstand; er stellt sich vor dem Handeln die Wirkung vor, die er hervorbringen will, um etwas Gutes zu erzielen und etwas Böses zu vermeiden; er berechnet und wählt die Mittel, beides zu erreichen. Das Thier folgt blindlings dem Triebe der es zu einer gewissen Handlung hinreizt, und die Mittel, so wie die Werkzeuge die es dazu anwendet, findet es in seinen Organen niedergelegt und vorbereitet. Bei Gelegenheit des Gegenstandes, der ihm von seinem Bedürfniß angegeben wird, treten sie aus ihrer geheimnißvollen Verborgenheit hervor. Vermöge seines Verstandes und seiner Vernunft begnügt sich der Mensch nicht mit der augenblicklichen angenehmen Empfindung oder mit der zeitigen Entfernung des Schmerzes, sondern strebt nach einem Ideal von Sensualismus, indem er die größtmögliche Summe von mannichfaltigen, in Hinsicht des Grades auf das höchste gesteigerten Vergnügen für die Dauer zu verwirklichen und um sich zu vereinigen trachtet. Hingegen ist das Thier das Kind des mächtigen Augenblicks, und auch da, wo es scheint für die Zukunft zu arbeiten, und einen Zweck zu fassen und Mittel für denselben anzuwenden, folgt es

nur der natürlichen Richtung seiner Organe, die, durch irgend eine sinnliche Empfindung in Thätigkeit gesetzt, wie die Cylinder einer Flötenuhr ihr Spiel abspielen. Der Mensch thut mehr. Die Zeit in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft eintheilend, nimmt er seinen Stützpunkt in den Erfahrungen der ersteren, und erhält von sich selbst, die zweite der letzteren aufzuopfern. Er faßt den Begriff des Nützlichen in seiner ganzen Ausdehnung; um gewisse Güter und gewisse Quellen des Vergnügens auf eine entferntere Zeit zu erwerben und sich zu sichern, unterzieht er sich freiwillig in einem bestimmten Zeitpunkt Entbehrungen, ja Mühseligkeiten und Leiden. Das Thier ist dessen ganz unfähig; da es keinen Begriff fassen kann, so kann es auch nicht den der Zeit und den des Nützlichen haben. —

Wenn der Mensch kein anderes Gesetz seines Thuns und Lassens zu befolgen hat, als dem Vergnügen nachzustreben, und sich dem Schmerz zu entziehen; das ihm Nützliche zu suchen und sich anzueignen; das ihm Schädliche und Nachtheilige zu entfernen und zu vermeiden, so giebt es keine Tugend und kein Laster, sondern nur Klugheit und Glück oder Unklugheit und Unglück. In diesem System kann von Ethik nicht die Rede sein, denn es existirt keine feste Norm, nichts Gebietendes, Unbedingtes, Allgemeines, gleichbindend für alle Menschen und alle Zeiten, sondern alles ist, in Hinsicht der Handlungen, rein relativ, individuell, willkührlich, nach Ort und

Zeit abwechselnd und verschieden. Ein jeder hat Recht, wenn ein jeder nur seinen Geschmack, seine Neigung, seine Ansichten befragt und befolgt, heute als gleichgültig oder unangenehm verwirft, was er gestern vielleicht angenehm oder wichtig fand, und nur seinen eigenen Berechnungen vertrauend, nicht nach dem Urtheil der anderen das Schädliche und das Nützliche beurtheilt. Allein Alle hätten Unrecht, wenn ein jeder seine Empfindungen und Gefühle zur Norm erheben, sie den anderen auflegen und aufzwingen, und das, was ihm nützlich oder schädlich scheint, als allgemein gültig aufstellen wollte.

Der materialistische Egoismus ist also das Charakteristische dieses Systems. Berechnete und gutrechnende Selbstsucht, die ihr Höchstes in einer wo möglich ununterbrochenen und immer steigenden Reihe angenehmer sinnlicher Empfindungen sucht, entspricht allein der Natur des Menschen, seiner Bestimmung und den ewigen Gesetzen, die das Weltall beherrschen. Dieses System, welches die Fehler und die Laster des Menschen zu Tugenden stempelt, und die Unvollkommenheit, sogar die Verworfenheit der Gesinnungen zu Vollkommenheiten erheben will, hat von jeher die Besten und Edelsten empört und den Ansprüchen des Gewissens Hohn gesprochen. Denn es fand viel kürzer und sicherer, alle feineren Gefühle zu läugnen, als dieselben zu erklären, zu befriedigen und mit seinen Lehren in Harmonie zu bringen.

Um diese Gefühle zu retten und den Eudämonismus mit ihnen in Einklang zu setzen, haben Andere ihn geläutert, verfeinert, gewissermaaßen idealisirt. Von den sinnlichen, angenehmen Empfindungen rein abstrahirend oder wenigstens sie im Hintergrunde aufstellend, das Nützliche als etwas Untergeordnetes einem höhern Zweck aufopfernd, haben sie versucht, die Norm der Handlungen und die Bestimmung des Menschen auf die Befriedigung von Bedürfnissen und Neigungen, die sie die moralischen genannt haben, zu gründen.

Sie haben gesagt und sagen, daß es einen moralischen Sinn giebt, der uns für ein gewisses Vergnügen ganz eigener, feinerer, höherer Art empfänglich macht, ein Vergnügen, das aus unseren freiwilligen Handlungen hervorgeht oder welches dieselben mit sich führen. Dieses Vergnügen ist zugleich die Norm der Handlungen, insofern alle diejenigen, welche dieses Vergnügen dem Menschen geben können, gethan werden sollen; es ist der Bewegungsgrund der Handlungen, in so fern dieses Vergnügen unser Thun bestimmt, und die Folge der Handlungen, in so fern dieselben dieses Vergnügen als ihre natürliche und nothwendige Wirkung hervorbringen. Dieses angenehme, begeisternde, belohnende Gefühl nimmt verschiedene Formen und verschiedene Namen an, je nachdem wir es von unsern eigenen Handlungen oder von den Handlungen der andern Menschen erhalten und empfangen. Im ersten Fall ist es Selbstbilli-

gung oder Zufriedenheit mit sich selbst, im zweiten Achtung und manchmal Bewunderung. Handlungen, die diesem Gefühl entgegengesetzt sind, erzeugen in uns, statt Vergnügen, Schmerz. Thun wir Handlungen dieser Art selbst, so empfinden wir das peinigende Gefühl des Selbsttadels oder der Selbstverachtung; thun andere dergleichen, so flößen sie uns Verachtung, ja Abscheu ein. Dieses moralische Gefühl, von allen anderen verschieden, allen anderen in Hinsicht der Dauer, der Lebendigkeit, der Reinheit und seines beglückenden und erhebenden oder niederdrückenden Charakters überlegen, kann allein über die Seligkeit des Lebens entscheiden. Haben wir Ursache, mit unserm Thun und Lassen einverstanden und zufrieden zu sein, so kann dieses Gefühl alles Gute was uns widerfährt erhöhen, und alles was uns abgeht ersetzen. Ist dieses Gefühl abwesend oder straft es uns, statt uns zu belohnen, so verschwinden oder erblassen alle anderen angenehmen Empfindungen und Gefühle.

Man kann dieses Gefühl des geistigen Vergnügens, welches die tugendhaften Handlungen begleitet, oder ihnen folgt, auf andere mit ihm verwandte Gefühle zurückführen und es mit verschiedenen Namen benennen. So hat man es Sympathie genannt, weil in der That, wenn wir sehen, daß andere Menschen solche Handlungen begehen, wir mit ihnen sympathisiren oder mitfühlen, und wenn wir dergleichen Handlungen thun, so fühlen die anderen Men-

schen theilnehmend und billigend mit uns. So haben es andere das Gefühl des moralisch Schönen und Erhabenen genannt, und in der That hat dieses Gefühl viel von dem reinen Vergnügen, welches uns die Werke der Kunst geben. Allein man mag es nennen wie man will, so bleibt es immer ein Vergnügen eigener, höherer Art, welches, dem materialistischen Egoismus entgegengesetzt, ihm dem Stab bricht, und das, als einziger Zweck, einziger Bewegungsgrund, einzige Basis der moralischen Handlungen, eine Art von uneigennützigem Eigennutz und von übersinnlichem Vergnügen aufstellt.

Unter diesem Gesichtspunkt erscheint der Eudämonismus der Würde der menschlichen Natur, der Tugend und dem Wohl der Gesellschaft angemessen, entsprechend und in seinen Folgen wohlthätig. Hier ist vom sinnlich Angenehmen, Nützlichen und Selbstsüchtigen nicht mehr die Rede. Im Gegentheil kann man seine höchste Glückseligkeit darin setzen und finden, allem sinnlichen Vergnügen freiwillig zu entsagen, um des belohnenden Gefühls, auf dieselben Verzicht gethan zu haben, in seinem Innern sich bewußt zu sein. Man kann ein jedes Privatinteresse außer Acht lassen, sogar es mit der größten Bereitwilligkeit aufopfern, und nur für das Wohl der anderen, für die Erhaltung und die Wohlfahrt der Gesellschaft, des Staats, des Menschengeschlechts leben und sterben, um nur die herzerhebende Ueberzeugung zu gewinnen, daß man einer solchen Hingebung fähig war. Allein



bei dieser edeln, preiswürdigen, seltenen Denk- und Handlungsweise geht doch der strenge Begriff der gebietenden, unbedingten Pflicht verloren. Diese Ansicht vom Leben und vom Menschen hat an und für sich nichts Allgemeines, Nothwendiges. Man kann nicht behaupten, daß es allen Menschen obliege, dieses Gefühl zu allen Zeiten und unter allen Verhältnissen und Bedingungen zu haben, und daß es von ihnen kategorisch gefordert werde. Wer es besitzt oder dessen fähig ist, wird es bei anderen lieben, hochschätzen, bewundern, diese Gesinnung allein der Würde des Menschen angemessen halten und die entgegengesetzte als eine gemeine, niedrige betrachten; aber man wird dieses moralische Gefühl eben so wenig wie das Gefühl für das Schöne und Erhabene den anderen Menschen als eigentliche Pflicht auflegen können, noch dasselbe bei allen voraussetzen, noch von ihnen, daß sie ihm gemäß handeln, verlangen dürfen. Am Ende, wenn einer das sinnliche Vergnügen dem moralischen Gefühl vorzieht, das allgemeine Beste dem persönlichen nachsetzt, und keinen Sinn für das Höhere, Reinere hat, so kann er mit dem Schein der Wahrheit die Anhänger eines feineren Eudämonismus zum Schweigen bringen, indem er behaupten wird, daß es keine strenge, unbedingte, allgemeine Norm gebe, und daß, sobald man alles auf Empfindung und Gefühl zurückführe oder auf das Nützliche gründe, ein jeder Mensch Richter in seiner eigenen Sache sei, und nur sich selbst, seinen Geschmack und seine Individualität zu befragen habe.

Beide Systeme, das auf den reinen und strengen Begriff der Pflicht alles beziehende, und das des groben oder feinen Eudämonismus sind beide einseitig, ausschließend, und in so fern beide von der Wahrheit entfernt. Das eine faßt eine der Hauptseiten der menschlichen Natur auf, erkennt die Gewalt und die Macht des Gewissens an, und giebt ihm, was ihm gebührt, verkennt aber einen eben so ursprünglichen Trieb des Menschen, der ihm nicht erlaubt, sein Vergnügen, seinen Nutzen, seine Glückseligkeit ganz außer Acht und aus den Augen zu lassen. Das andere huldigt den eigennützigen Trieben der höheren oder niederen Gattung, und thut es auf Kosten der Pflicht, dessen Dasein, Gewalt und unbedingte Rechte es läugnet. In dem ersten erscheint der Mensch nur als ein moralisches Wesen, und wird als ein solches behandelt. In dem zweiten haben seine Gefühle und seine Empfindungen nicht allein das Uebergewicht, sondern die Alleinherrschaft; der Verstand und die Vernunft werden nur gebraucht, zwischen den verschiedenen Empfindungen und Gefühlen zu wählen, und mit nüchterner Besonnenheit ihre Mannichfaltigkeit, Lebendigkeit und Dauer zu sichern.

Zwischen beiden oder über denselben steht ein drittes System oder vielmehr ein dritter Begriff, der die Anhänger der strengen Pflicht und die der Glückseligkeitslehre näher bringen und zur Vermittlung, wie zur Ausgleichung ihrer wechselseitigen Aussprüche dienen kann; dieser Begriff ist der der Vollkommenheit.



Von der absoluten Vollkommenheit kann hier nicht die Rede sein; sie gehört dem unendlichen Wesen allein, und bleibt sein unvergängliches Besitzthum.

Die Vollkommenheit, von welcher wir sprechen, ist eine relative, nämlich die Vollkommenheit der menschlichen Natur. Diese Vollkommenheit besteht in der harmonischen Entwicklung aller Kräfte und aller Vermögen des Menschen.

Diese harmonische Entwicklung ist für den Menschen Zweck an sich selbst; so lange er nicht aus der menschlichen Natur heraustritt, braucht man ihm keinen andern Zweck zu setzen; die Einheit derselben findet sich in der Zweckmäßigkeit.

Alles was ist, ist, und da bei endlichen Wesen und Dingen das Sein nur in einem steten Werden besteht und bestehen kann, so müssen bei einem jeden solcher Wesen alle die Vermögen, Fähigkeiten, Anlagen, die dessen Natur ausmachen und bestimmen, sich entfalten und entwickeln; alle Bedürfnisse und Triebe, die in demselben als Keime niedergelegt wurden, müssen berücksichtigt und befriedigt werden. Nichts soll in der menschlichen Natur beseitigt, vernachlässigt, noch weniger erstickt und zerstört werden. Je vielseitiger, je reichlicher der Mensch begabt ist, um so mehr muß auch seine Bildung mannichfaltig und vielseitig ausfallen.

Allein alle Fähigkeiten und Vermögen können weder zugleich, noch in demselben Grade gepflegt werden und zur Reife gelangen. Nicht zugleich,

weil mehrere dieser Kräfte schon die Entwickelung von anderen voraussetzen oder bedürfen, um sich selbst entwickeln zu können; nicht in demselben Grade, denn alle haben nicht dieselbe Würde noch denselben Werth, und sie würden sich nur wechselseitig zerstören, wenn man sie alle gleichmäßig auszubilden versuchte.

Die Vollkommenheit des Menschen besteht also nicht darin, daß die physischen Kräfte und Fähigkeiten den geistigen aufgeopfert werden, noch weniger die letzteren den ersten; nicht darin, daß die Sinne ein entschiedenes Uebergewicht über die Phantasie oder die Phantasie über die Sinne erhalten, daß der Verstand die Vernunft oder die Vernunft den Verstand zum Schweigen bringe, daß man dem gröberen Vergnügen ganz entsage oder sich ihm ganz hingebe, daß man ein Gefühl bis zur Leidenschaft steigere, sich von dieser beherrschen lasse, und allen anderen Gefühlen fremd bleibe, daß man die äußeren Güter, die Gesundheit, den Reichthum, die Ehrenstellen, den Ruhm entweder überschätze oder verachte; mit einem Worte, daß irgend etwas in der menschlichen Natur und im menschlichen Leben ausschließlich emporrage und alles andere hebe oder überflügele: sondern die Vollkommenheit fordert, daß ein jedes, dem Ganzen gemäß und nach seinem eigenthümlichen Werth, Aufmerksamkeit und Pflege erhalte, auf eine Weise und in einem Grade, der, weit entfernt die Harmonie zu stören, dieselbe vielmehr begründe und befördere.

Daraus ergiebt sich schon, daß es dem Begriff



der Vollkommenheit entgegen ist, den reinen unbedingten Begriff der Pflicht, als die einzige Norm, den einzigen Zweck, den einzigen Gegenstand des Willens gelten zu lassen. Die reine Moralität, die dem Gesetz Gottes huldigt und folgt, hat unstreitig den höchsten Werth, nimmt die erste Stelle in der Oekonomie unserer Natur ein, und verdient Ehrfurcht, wie sie Gehorsam fordert. Daraus ergiebt sich, daß da, wo das Gesetz Gottes gebietet oder verbietet, ihm unbedingt gefolgt werden muß, und daß es, in Collision mit anderen Elementen der Vollkommenheit oder anderen Gegenständen des Begehrens begriffen, nie unterliegen, sondern immer Allem überlegen sein, bei allen Gelegenheiten den Ausschlag geben soll. Allein die reine Moralität bleibt doch immer nur ein Bestandtheil der Vollkommenheit, eine Seite des geistigen, innern Menschen, eine Positivität, die einer Negativität ähnlich sieht, da bei allem sonstigen Thun und Treiben des Menschen doch die Hauptsache zu sein scheint, die Pflicht nie aufzuopfern oder gegen sie anzustoßen. Immer der Pflicht gemäß handeln, aber dabei vermöge feiner Sinne, eines kräftigen und gewandten Körperbaues, eines tiefen, mit allem Schönen erfüllten Gemüths, einer lebendigen und alles belebenden Phantasie, eines schnellen, scharfsinnigen, thätigen Verstandes, einer ruhigen, klaren, hohen Vernunft, vermöge mannichfaltiger Fertigkeiten, gemäßigter Triebe, geregelter Neigungen, sich die physischen Kräfte dienstbar zu machen, die Welt an-

zueignen, und auf diese Art alle wahren Güter der Erde wo möglich um sich vereinigen, entspricht allein der vielseitigen Natur des Menschen. In der harmonischen Verbindung und Entwickelung des ganzen Menschen und seiner Verhältnisse zu der Gesammt-Natur besteht die Vollkommenheit, und also die Bestimmung der Menschheit. In der höchst möglichen, innigen und dauerhaften Vereinigung aller Vorzüge, welche die Vermögen des Menschen erzielen, und die umgebende Natur und der Zufall ihm zuführen können, besteht das höchste Gut. Die Pflicht, oder die Befolgung derselben, die Tugend, ist zwar ein Hauptbestandtheil dieses Grundbegriffs; allein man muß nie außer Acht lassen, daß es noch andere giebt, die nicht vergessen, vernachläßigt, ja aufgeopfert werden sollen, wenn in einzelnen Fällen die Pflicht, das Oberhaupt des Menschen, es nicht förmlich erheischt.

Das System der reinen, strengen, allgemein unbedingt gebietenden Pflicht läßt sich also mit dem Eudämonismus zusammen reimen und in Harmonie bringen. Die eine schließt den andern nicht aus, und keines von Beiden muß also ausschließlich als Norm und Zweck angenommen werden. Die Pflicht gebietet oder verbietet, aber es giebt viele Verhältnisse und eine Menge von Handlungen, in Hinsicht welcher sie weder das eine noch das andere thut. Die Pflicht will vor allen anderen Dingen befolgt sein; sie kann und soll nie als Mittel zu irgend einem belie-



digen Zweck gebraucht werden, sondern sie erscheint immer als Zweck an sich selbst. Aber neben diesem Zweck giebt es eine große Anzahl anderer bedingter unschuldiger, nicht verbotener Zwecke, die einen relativen Werth haben, und als Mittel zu denselben können wir viele Gegenstände entweder schätzen oder verachten, begehren oder mit Gleichgültigkeit ansehen, suchen oder fliehen. Das Bedürfniß giebt sie uns an; durch Erfahrung und mit Verstand können wir sie beurtheilen; die Klugheit lehrt uns, wie wir uns gegen sie zu verhalten haben.

Es ist nicht allein erlaubt, sondern vernünftig, sie bei unserm Thun und Lassen zu berücksichtigen, sie zu vermeiden oder zu erhalten, sie zu wünschen und zu erstreben, wohl verstanden, mit dem Vorbehalt, daß es der Pflicht unbeschadet geschehen kann.

Ist keiner der Bestandtheile des Eudämonismus ohne weiteres zu verachten und zu verwerfen, können sie alle ihren Platz neben der strengen reinen unbedingten Pflicht finden, so muß es um so leichter sein, den feinen geläuterten Eudämonismus zu retten, und ihn mit der wahren Ethik in Einklang zu bringen.

Die Ethik stellt allgemeine und unbedingte Gesetze auf, welche die Norm unseres Verhaltens und Verfahrens auf ewige Zeiten festsetzen, Gesetze, nach denen die Handlungen, welche durch unsere Verhältnisse veranlaßt werden, hervorgehen, und die einer unendlichen Menge von Anwendungen fähig sind.

Diese Positivität der ethischen Gesetze, diese ge-

bietende Gewalt der Pflicht fordert Gehorsam, kann und soll ihn immer erhalten. Nicht, weil die Beobachtung der Pflicht, die Kämpfe und Opfer, die ihr oft vorangehen, ein herzerhebendes Gefühl in uns erzeugen; nicht, weil ein pflichtgemäßes Leben Schönes, Ganzes darbietet, den Zuschauern so wie in uns selbst Würde verräth und Achtung der Menschheit beweiset; nicht, weil eine gute Handlung öfters segensreiche Früchte trägt, unserer eigenen Person oder dem Gemeinwesen Nutzen bringt, sollen wir die Pflicht beobachten, unser Leben nach ihren Vorschriften bestimmen, gute oder große Thaten verrichten; sondern die Pflicht bliebe noch die Pflicht, wenn sie auch keine dieser heilsamen Wirkungen hervorbrächte, und wir müßten ihr noch huldigen, wenn sie auch das Gegentheil von dem allen mit sich führte. Allein wir können nicht umhin, diese die Pflicht begleitenden oder ihr folgenden beglückenden Gefühle, Umstände und Begebenheiten, die noch unseren späteren Nachkommen preiswürdig erscheinen werden, zu erkennen, zu bemerken, gehörig zu würdigen und werthzuschätzen. Wir sollen nicht die Pflicht mit dem Vergnügen, auch edlerer höherer Art, vermischen und verwechseln; allein daraus folgt nicht, daß man die Pflicht ohne Freude und Liebe üben kann und üben muß. Im Gegentheil, die Liebe des moralisch Schönen, und die Freude, die Würde des Menschen in sich selbst zu fühlen, dienen der Pflicht nicht zur Begründung noch zum Motive, aber sind die himmlische Begleitung

und die belebende Belohnung ihrer Erfüllung. Die nützlichen und heilsamen Folgen der strengen Tugend, mögen sie das Individuum selbst betreffen oder sich auf kleinere oder größere menschliche Vereine beziehen, sind weder zu verläugnen noch zu verachten. Sie können freilich nie das Princip der Ethik abgeben, denn sie sind nicht unabänderlich, sondern vielmehr von der Natur der Umstände abhängig; dabei sind sie schwer im Voraus zu berechnen, und die Berechnung derselben fällt allemal anders aus nach dem Standpunkt, aus welchem man sie anstellt. Sie haben also mit den unbedingten und allgemeinen Gesetzen Gottes nichts gemein; allein, obgleich die Nützlichkeit der Tugend nicht das Wesen derselben ausmacht, so ist sie doch unzweifelhaft und beachtungswerth.

Der Begriff der reinen strengen Pflicht ist unstreitig eine Hauptseite der menschlichen Natur, und sogar ihr charakteristischer Stempel; aber der Eudämonismus findet sich auch in dieser Natur gegründet, und muß mit der Pflicht in Harmonie gebracht werden, wenn man anders der Wahrheit gemäß die Bestimmung des Menschen in seiner Vollkommenheit, und diese Vollkommenheit nicht in der einseitigen und ausschließlichen Ausbildung einzelner Eigenschaften und Fähigkeiten, sondern in der vielseitigsten Entwickelung aller Anlagen des Menschen sehen und setzen will.

Ueber

eigennützige und reine Liebe.

Satz. Es giebt nur eigennützige Neigungen, und was man Liebe nennt, löst sich immer in eine solche auf.

Gegensatz. Es giebt eine reine Liebe, der eigennützigen nicht allein fremd, sondern ganz entgegengesetzt.

Der oben abgehandelte Gegenstand bringt natürlich eine andere Frage in Erinnerung. Giebt es nur eine sinnliche Liebe, ist die Liebe immer nur ein eigennütziger Trieb, der auch da, wo sie einen höhern Charakter anzunehmen scheint, ihre Quelle in der Selbstsucht hat? oder giebt es eine reine Liebe, einen uneigennützigen Trieb, der, mit dem ersten dem Namen nach verwandt, himmelweit von ihm verschieden ist?

Diese Gegensätze haben unstreitig Berührungspunkte und Verwandtschaften mit den Prinzipien der Ethik und den verschiedenen Meinungen über ihren Ursprung und ihre Natur. Allein so viel Aehnlichkeit und Verbindung zwischen ihnen und den verschiedenen Systemen über das höchste Gut sein möge, so sind sie doch von ganz verschiedener Natur. Die Ethik hat eine reine, allgemeine, nothwendige Objectivität. In der Liebe, wie man sie auch denken mag, handelt es sich immer von Gefühlen, und sie gehört ausschließlich zur Gemüthswelt.

Viele haben behauptet, die Liebe, wenn man dieselbe gehörig zersetzt und zergliedert, sei am Ende und im Grunde immer nur eine sinnliche Lust oder mindestens ein selbstsüchtiger Trieb, der seine Befriedigung immer nur in der äußern Welt sucht.

Diejenigen, die dieser entwürdigenden Meinung anhangen, gehen von der Voraussetzung aus, daß der Mensch, wenn er sich einem Gegenstand nähert, welcher Natur dieser auch sein mag, immer nur nach Vergnügen trachtet und Genuß sucht.

Den Gegenstand oder die Person, die uns Vergnügen und Genuß verspricht, besitzen, ist in einem solchen Fall die erste Bedingung der Glückseligkeit für den Menschen. Der Besitz allein sichert uns das Gut, nach welchem wir streben, und schließt die anderen Menschen davon aus. Die Liebe setzt eine solche Tendenz, sich eines Gegenstandes auf diese Art zu bemächtigen, immer voraus.

Die gewöhnliche, sinnliche Liebe bezieht sich also immer auf uns selbst. Wir lieben uns in den Anderen, und lieben die Anderen unserer selbst wegen. Das Vergnügen und der Genuß, die wir von den Sachen und von den Personen erwarten, sind freilich von sehr verschiedener Art. Es mögen uns die Geistesgaben oder der schöne edle Charakter oder die Tugenden oder die äußeren Vorzüge der Gestalt, des Ranges, der Macht zu einer Person hinziehen und uns für sie dermaaßen einnehmen, daß wir uns nur in ihrem Besitz und in ihrer Gunst glücklich fühlen können, so sehen wir doch immer nur in ihr ein Mittel zu irgend einem uns beliebigen Zweck, und bedienen uns ihrer als eines Werkzeuges zu unseren selbstsüchtigen Absichten.

Daß die Liebe etwas anderes, ja etwas von dem

ganz verschiedenes sei, wird ein jeder der Liebe empfunden oder eingeflößt hat, mit fester Ueberzeugung behaupten. Die oben aufgestellte Lehre wird ihn mit einem tiefen und gerechten Unwillen gegen diese erniedrigende und höchst entwürdigende Lehre erfüllen.

Es ist schon an sich ein unglückliches und unheilbringendes Vorhaben, die Liebe mit dem Verstande zergliedern zu wollen. Das Gefühl läßt sich nicht in seine Elemente auflösen; es wird durch dergleichen Versuche in seiner Wesenheit zerstört und vernichtet: sei es, daß es vermöge seiner Einfachheit einer jeden Analysis widerstrebe, oder, daß seine Natur in der geheimnißvollen Mischung verschiedenartiger Elemente bestehe, die gerade durch eine künstliche Trennung derselben verflieget, verschwindet und nichts von dem, was ihr eigenthümlich schien, behält.

Wäre auch die Zergliederung der Gefühle rathsam, ja möglich, so würde doch diejenige, die zum Resultat nur Selbstsucht in der Liebe sucht, sieht und findet, gewiß nicht die richtige sein. Daß etwas Egoismus sich auch in die edelsten uneigennützigsten Gefühle einschleicht, beweiset eben so wenig, daß solche Gefühle nur Egoismus sind, als der Umstand, daß es keinen Körper gäbe, in welchem nicht verschiedene Gasarten eindringen oder sich erzeugen, beweisen würde, daß alle Körper nur aus gasartigen Stoffen bestehen.

Diese sogenannte Theorie widerspricht den Phänomenen und allen Thatsachen, welche die Liebe, sie mag nun als eigentliche Liebe oder als Freundschaft

oder als Familienliebe erscheinen, darbietet. Wie kann man alles auf kalte Berechnung zurückführen da wo das bewegte Gemüth keine Berechnung zuläßt? wie kann man den sinnlichen Trieb zum Vergnügen wahrnehmen oder vermuthen da wo man sich freiwillig des geliebten Gegenstandes willen moralischen und physischen Leiden aussetzt? wie kann man aus dem Eigennutz ein Verhältniß, in welchem man sich selbst aufopfert, ableiten? Denn wie oft giebt man nicht Gesundheit, Wohlstand, ja das Leben selbst hin, um den, den man liebt, zu pflegen, zu retten und zu erhalten?

Von der Herabwürdigung der menschlichen Natur, welche das vermeintliche System, Alles auf Eigennutz oder sinnliches Vergnügen zu beziehen, mit Recht empört, in ihrem Innern reinere Gefühle, edlere Bedürfnisse wahrnehmend, von ihrem eigenen Bewußtsein und herzerhebenden Erfahrungen belehrt, überzeugt, daß um den Menschen zur wahren Größe anzuspornen, man ihn alles Großartigen fähig halten muß, und es viel besser sei, ihn um etwas in dieser Hinsicht zu überschätzen als ihn zu erniedrigen, — haben andere geglaubt, der Mensch könne eine so geläuterte, von allem Irdischen befreite, von aller Beziehung auf sein eigenes Ich so unabhängige Liebe empfinden, daß man sie eine reine Liebe nennen könne, da sie ohne irgend ein persönliches Interesse von allem Fremdartigen getrennt sei und auf das höchste steigen könne.

Das Ideal einer solchen Liebe, des vollkommensten aller Gefühle, kann allein das allervollkommenste Wesen einflößen. Gott allein verdient so geliebt zu werden, und das unendliche Wesen kann allein der Gegenstand einer solchen in das Unendliche fortschreitenden Liebe sein. Nicht weil er uns mit Gaben und Wohlthaten aller Art überhäuft hat, und wir alles was wir besitzen von ihm erhalten; nicht allein weil es das seligste Gefühl ist sich mit ihm zu verbinden, zu vereinigen und uns in ihn zu versenken, sollen wir ihn auf diese Art lieben, sondern die Heroen dieser Liebe, die heilige Theresia und der nicht heilig gesprochene Fenelon, wähnen, daß, wenn wir auch der ewigen Seligkeit verlustig werden sollten, so müßten wir die Gottheit auf diese Art lieben, einzig und allein weil sie die Gottheit ist, wegen ihrer unendlichen Vollkommenheit.

Um dies Ideal der reinen Liebe aufzustellen, hat man sich genöthigt gesehen, Unmöglichkeiten zu erdichten und Voraussetzungen zu machen, die Widersprüche enthalten, und eigentlich keinen Sinn haben. Ein Wesen, welches Gott uneigennützig und ohne Rücksicht im höchsten Grade lieben könnte, wäre schon dadurch der Seligkeit würdig, wenn es nicht schon in diesem überirdischen beseligenden Gefühle dieselbe besäße. Gott würde nicht Gott sein, wenn er ein solches auserkohrnes Wesen nicht der höchsten Glückseligkeit theilhaftig machte; aber welcher Mensch gelangt zu dieser unerreichten Höhe? Um den ange-

deuteten Widerspruch sogar nur denken zu können, müßte man dem unendlichen Wesen eine Unvollkommenheit, ja eine Ungerechtigkeit zuschreiben. Aber damit wird die reine Liebe selbst unmöglich, denn eine solche gebührt nur einem vollkommenen, unendlichen Gegenstande.

Die reine Liebe kann nur im Gegensatz zur sinnlichen oder zur eigennützigen Liebe in ihrem eigenthümlichen Lichte und in ihrer innern Natur aufgefaßt werden, und als solche ist es nur dem Menschen gegeben, sie zu empfinden und in diesem Gefühl sein höchstes Glück so wie seine höchste Würde zu finden. Die sinnliche Liebe strebt nur nach sinnlichem Genuß, nach materieller Vereinigung und Durchdringung zweier Wesen. Reiz gilt hier mehr als Schönheit; die äußere Gestalt mehr als die innere Harmonie; wilde Hingebung mehr als Anmuth und Würde. Anmuth und Schönheit sind hier höchstens Mittel zum Genuß. Mit dem Genuß verfliegt das Bedürfniß, mit dem Bedürfniß das Sehnen nach dem ausschließlichen Besitz des geliebten Gegenstandes.

Die wahre Liebe will vor allen Dingen sich von der Innigkeit der gegenseitigen Gefühle überzeugen. Auf diese allein legt sie einen wirklichen unbegrenzten Werth. Alles andere, was für die sinnliche Liebe zur Hauptsache wird, ist für die wahre Liebe nur Nebensache und erregt nur ihre Sehnsucht, als Zeichen der innigen lebendigen Empfindungen zweier verwandten Seelen. Vollkommene Durch-

dringung und Verschmelzung derselben ist das höchste Ziel der wahren Liebe, und kann ihr allein Glückseligkeit gewähren. Ein jeder Schritt, welcher sie diesem Ideale näher bringt, sei er auch dem Scheine nach noch so unbedeutend, giebt den Liebenden mehr Freude als der Besitz ihres Gegenstandes der sinnlichen Liebe geben und verschaffen kann. Vor allen Dingen wollen sich die Liebenden wechselseitig geistig besitzen und finden sich beiderseits nur in einer freiwilligen totalen Hingebung selig. Ein jeder liebt in dem andern alles was auch schon in der Idee gut, edel, schön, der Huldigung der Menschheit würdig erscheint. Wer ist Zweck, wer ist Mittel in diesem zarten innigen Verhältniß? Keiner von beiden. Es giebt vielmehr weder Zweck noch Mittel für sie außerhalb der Liebe, die zugleich Mittel und Zweck an sich ist. In dieser Verläugnung seines Ich's, die da macht, daß man sich selbst vergißt, daß man nichts auf sich, sondern alles auf den geliebten Gegenstand bezieht, liegt freilich die höchste Glückseligkeit; allein da ein jeder der Liebenden nur an die Glückseligkeit des Andern denkt, so genießt er die seinige absichtslos, man könnte sagen ungewollt, aber nicht unbewußt.

Wer einer solchen Liebe fähig ist, wer aus den Händen der Natur diese höhere Gewalt, ja diese Genialität des Gemüths empfing, der liebt auch in niederer untergeordneter Potenz uneigennützig seine Freunde, alle Gegenstände, welche der Himmel



um ihn vereinigt hat, und vor allen sein Vaterland. Während daß die eigennützige Liebe alles auf sich selbst bezieht, und in den anderen nur das schätzt und sucht, was ihr nach einer kalten und klugen Berechnung Vortheil oder Genuß verspricht, bezieht sich das edlere, reinere liebende Gemüth auf die Anderen und tritt immer aus sich selbst heraus. Ein solcher Mensch liebt zwar in seinem Freunde, seinen Eltern, seiner Gattin, seinen Kindern die Eigenschaften des Geistes und des Herzens, die sie auszeichnen, er liebt die Dienste die sie ihm geleistet, die Wohlthaten die sie ihm erzeigt, die schönen Tage die er ihnen verdankt, er liebt ihre Liebe zu ihm. Allein er scheint dies alles nicht zu wissen, außer in den wenigen Augenblicken, wo er sich Rechenschaft von seinem Thun und Lassen geben will. Der Mensch überläßt sich dann der Gewalt der Wahlverwandtschaften, welche diese Gegenstände seiner Liebe mit ihm haben. Er liebt sie, weil sie sind, was sie sind, weil er selbst ist, was er ist; weil ihr Glück, ihm anvertraut, von ihm abhängt. Für sie leiden, wäre für ihn eine Art höherer geistiger Wollust, und in den Fall zu kommen, ihnen alles, ja das Leben selbst aufzuopfern, würde für ihn die Krone der Liebe und des Lebens sein.

Die reinste, erhabenste Liebe ist unstreitig die Liebe zu Gott, zu dem erhabensten aller Wesen. An ihn, den Unsichtbaren, denken, als wäre er sichtbar, ihn, den Unendlichen, in sich aufnehmen, in so weit die

End-

Endlichkeit es zuläßt, oder vielmehr selbst in ihn zu versenken; ihn, den Allgütigen, auch im Unglück mit inniger Freude anbeten, weil er die ganze empfindende und lebendige Schöpfung und ihre größtmögliche Seligkeit zu seinem Zweck macht; ihn, den Allerweisesten, bewundern wegen der vollkommenen Harmonie der Dinge, die er angeordnet, und nicht allein weil wir selbst ein Glied der großen Kette der Dinge sind; ihm, dem Gerechtesten, uns mit Demuth unterwerfen, ob wir gleich wegen unserer Sünden diese Gerechtigkeit zu fürchten haben; — darin besteht die Liebe Gottes, und nicht in einem erzwungenen Gehorsam, in einer verkappten Furcht, in dem geheimen Wunsch, Gott zu bestechen, in dem stets erneuerten Versuch, ihn für uns zu gewinnen. Allein so uneigennützig diese Liebe auch sei und sein muß, oder vielmehr weil sie uneigennützig ist, versetzt sie den Menschen in den seligsten Zustand, wird für ihn die Quelle der reinsten Wonne, und giebt ihm Gefühle, die in Hinsicht ihrer Dauer, so wie ihrer steten Steigerung, ihm ein Vorbote der Unsterblichkeit sind. Er liebt nicht Gott um glücklich zu sein, sondern er ist glücklich weil er Gott liebt.



Ueber

Glauben und Unglauben.

Satz. Der Unglaube allein bewahrt vor Aberglauben und vor Schwärmerei.

Gegensatz. Der Glaube allein sichert gegen den Aberglauben, so wie gegen die Schwärmerei, indem er die wahre Frömmigkeit erzeugt.

Der Unglaube ist der Hang oder die Gewohnheit, nichts als wahr anzunehmen, als das, was man selbst sinnlich wahrgenommen hat oder wahrnehmen kann.

Die den Unglauben am weitesten treiben, lassen nur die Wahrnehmungen der äußeren Sinne gelten. Was ihnen nicht äußerlich erscheint, es sei als Anschauung oder als Empfindung, was dem innren Sinn allein, es sei als Gefühl oder Anschauung, sich offenbart, ist in ihren Augen eine leere Täuschung, oder könnte es wenigstens sein; welches in Hinsicht der Gewißheit auf eins hinausläuft.

Hat der Unglaube einmal diesen Schritt gethan, so muß er, um consequent zu sein, die ganze übersinnliche Welt in Zweifel ziehen, oder vielmehr dieselbe läugnen. Für ihn hat nur dasjenige Realität, was gesehen, gehört, geschmeckt und betastet werden kann.

Sobald man das Uebersinnliche als ein reines Phantasiegebilde verwirft, so bleibt nichts anderes als der grobe Materialismus. Der reflectirende Unglaube nimmt nur das an, was verstanden werden kann, und wähnt, dasjenige vollkommen zu verstehen und zu erkennen, was wir mit unseren Sinnen fas-

sen. Ein doppelter Irrthum, da der Mensch vieles annehmen muß, was über seinen Verstand geht, und er eben so wenig die sinnlichen Anschauungen und Empfindungen, als das, was ihnen zur Grundlage dient, zu verstehen vermag.

Der Unglaube geht noch weiter. Die Natur der Vernunft verkennend, schützt er oft dieselbe vor, um sein Abläugnen gewisser Existenzen zu rechtfertigen. Er sieht die Vernunft nur in Vernunftschlüssen, und verfehlt dadurch ihr wahres eigentliches Wesen; er fordert von ihr, zu beweisen, was, als eine Urwahrheit, sich allen Beweisen entzieht, und behauptet, alles, was solche Beweise nicht zuläßt, verwerfen zu dürfen und sogar zu müssen.

Diese drei Stufen oder diese drei Quellen des Unglaubens, nämlich: nur den sinnlichen Wahrnehmungen Realität zuzuschreiben; nur als wahr anzunehmen, was verstanden werden kann, und endlich Gewißheit nur in den Vernunftschlüssen zu finden, führen nothwendig den consequenten Unglauben zum Atheismus; denn sinnlich kann man Gott nicht wahrnehmen, verstehen kann man ihn eben so wenig, und nie hat die Vernunft eine Existenz beweisen können.

Des Unglaubens Gegensatz ist der Aberglaube. Der erste glaubt nichts Uebersinnliches, der zweite spielt gewissermaaßen alles in die übersinnliche Welt. Der eine traut zu viel und allein der sinnlichen Wahrnehmung, dem Verstand, den Vernunftschlüssen, und verschließt sich geflissentlich die höhere Welt, zu wel-

cher diese Flügel nicht erheben können. Der andere befragt die sinnliche Wahrnehmung, den Verstand und die Vernunft gar nicht oder wenig; auch in den Dingen, die ihnen zugänglich sind, und über welche ihnen der Ausspruch gebührt, spricht er ihnen Hohn und Troß, und folgt einem unwiderstehlichen Hang, der ihn beständig zum Unverständlichen, Unbegreiflichen treibt.

Statt die Erscheinungen der physischen und moralischen Welt mit unbefangenen Augen zu beobachten, richtig aufzufassen, ihre Gesetze zu erforschen, festzuhalten, anzuwenden, und sie wechselseitig als Ursachen und Wirkungen aus einander zu erklären, oder, wenn er ihren wahren Zusammenhang nicht zu erkennen vermag, der Unwissenheit und des Unvermögens des Menschen sich bewußt, kein Urtheil zu fällen, erdichtet der Aberglaube lieber allerlei Verhältnisse zwischen den Erscheinungen der physischen und der moralischen Welt um die einen von den anderen abzuleiten, verbindet mit einander was in der Wirklichkeit ganz getrennt dasteht, verkennt oder verschmäht die Naturordnung, um an ihre Stelle eine phantastische Welt zu erschaffen, wo alles abenteuerlich erscheint, und nichts natürlich geschieht.

Der Aberglaube kommt theils von Unwissenheit her, theils aber auch von einer lebendigen Phantasie, welche die Welt nach Belieben modelt, erdichtet und umschafft. Bald rührt er von einem kleinmüthigen Charakter, der alles, was ihn umgiebt, als gefahrvoll

fürchtet, bald von einem schwärmerisch empfindsamen Gemüthe her, welches alles belebt und bedeutend machen möchte.

Da der Aberglaube gern allenthalben unmittelbare Einwirkung höherer Wesen sieht und annimmt, und allen Gegenständen eine prophetische Bedeutsamkeit zuschreibt, hat er unstreitig Wahlverwandtschaft mit der Dichtkunst und ist selbst eine Art von Gedicht. Hinwieder kann die Dichtkunst leicht dem Aberglauben neue Kraft verleihen, wenn man ihr eigentliches Wesen und ihre wahre Bestimmung verkennt.

Der Unglaube schützt nicht vor dem Aberglauben. Man hat Freigeister gesehen, die von einer Menge abergläubischer Vorstellungen wie mit Fesseln gebunden waren. Die Seele des Menschen kann die Leere der Negativität nicht lange ertragen, und füllt der Mensch diese Leere nicht mit positiven Wahrheiten aus, so muß er es mit Irrthümern thun. Die Vernunft verlangt zu wissen oder zu glauben. Da das menschliche Wissen theils beschränkt, theils schwankend ist, so kann der philosophische Glaube allein die Vernunft befriedigen, indem sie in ihrem Innern und in ihrer Tiefe Wahrheiten auffindet, die ihr zur Beruhigung und zum Stützpunkte dienen. Verliert die Vernunft diesen Halt, läugnet sie die Existenz des unendlichen Wesens die ihr durch eine intellectuelle, unmittelbare Anschauung offenbart wird, so hat der Mensch gegen die unbekannten Größen der Natur keine Bürgschaft mehr. Zwischen Furcht und Hoffnung schwebend, der erste-

ren besonders hingegeben, die unbestimmbare Gewalt der im großen Weltall wirkenden geheimen Kräfte ahnend, und vor ihr zurückbebend, bevölkert er öfters die Welt mit Dämonen, die über sein Schicksal entscheiden, und jeden Augenblick es schrecklich machen können.

Der Glaube allein kann dem Unwesen des Unglaubens und des Aberglaubens ein Ende machen. Er allein vermittelt die beiden Extreme.

Der Glaube ist eine Ueberzeugung, nicht aus Vernunftschlüssen, sondern aus dem Wesen der Vernunft selbst geschöpft, und aus ihrer Tiefe hervorgehend; ein unwiderstehliches Fürwahrhalten gewisser Thatsachen des innern Sinnes, die uns als objective Existenzen aufgedrungen werden. Indem sie uns die Seele, die Freiheit und die Gottheit offenbaren, erheben sie uns über die sinnlichen Schranken, und öffnen uns die ewigen Pforten der übersinnlichen Welt. Dieser Glaube ist zugleich der Anfangs- und der Endpunkt des menschlichen Wissens. Von ihm geht alles aus, zu ihm kehrt alles zurück. Wer ihn nicht in der Wurzel seines Gemüths findet, der findet ihn nirgends, und für den giebt es auch nichts anderes sicheres, unzweifelhaftes und gewisses.

Dieser Glaube, die Vernunft selbst in ihrer Wesenheit aufgefaßt, ist die Grundlage aller Vernunftschlüsse; auf diesem festen Punkt müssen sie alle beruhen, oder sie schweben in der Leere. Allein, wenn sie einmal an diese goldene und unbezwingliche Kette befestigt sind,



der ähnlich die, nach Homer's Ausspruch, vom Throne Jupiters ausgeht, so kann der Mensch mit voller Zuversicht die Vernunftschlüsse ausdehnen und in ihrer Anwendung so weit gehen, wie es ihm die Zeit und die Umstände erlauben. Er läßt der schließenden Vernunft, so wie dem Verstande ihre Rechte, er beweis't was bewiesen werden kann, sucht zu verstehen was zu verstehen ist, erkennt den Gang der Natur, forscht nach dem Zusammenhang der Ursachen und der Wirkungen, und so lange von Erscheinungen die Rede ist, tritt er nie aus dieser Verkettung heraus. Indem er dieses thut, schlägt er den Aberglauben zu Boden und verschließt ihm die phantastische Welt seiner eigenen winzigen Schöpfungen, in welcher er so gern der Vernunft Hohn spricht, und dem Verstand Stillschweigen gebietet. Aber zugleich steuert und wirkt der Glaube dem Unglauben entgegen, indem er den sinnlichen Wahrnehmungen reelle Existenzen unterlegt, eine Vernunft annimmt, die höher steht als die, welche Vernunftschlüsse bauet, und nur das, was zur Verstandeswelt gehört, zu begreifen sich bemüht.

Man kann zwar Glauben und Gottlosigkeit, Unglauben und Schwärmerei in sich verbinden, aber in der Regel bringt Unglauben Gottlosigkeit mit sich, und die Schwärmerei zeigt sich nur manchmal im Gefolge des Glaubens, als ein Auswuchs desselben.

Die Gottlosigkeit lebt im Sinnlichen, Materiellen, Endlichen befangen; sie kann allenfalls einen überirdischen persönlichen Gott annehmen, allein

dann denkt sie sich ihn um die menschlichen Handlungen und das menschliche Schicksal unbekümmert und unbesorgt, oder vielmehr sie denkt gar nicht an ihn, und diese Leere ist höchstens für sie eine unstäte, schwankende Meinung, die keinen Einfluß auf das Thun und Lassen hat. Obgleich im Allgemeinen also Unglaube und Gottlosigkeit zusammenhängen und eine stete Wechselwirkung über einander ausüben, so giebt es doch einzelne Beispiele vom Gegentheil. Ein Mann von hohem Geiste, von einem leidenschaftlosen edlen Charakter, der eine moralische Erziehung genossen, und welchen die Umstände vom Laster entfernt haben, kann auch dann noch in seinen Sitten Reinheit, in seinen Handlungen Tugend zeigen, wenn durch das Uebergewicht seines Verstandes über sein Gemüth und die Verirrung seiner Vernunft er allen Glauben an Gott verloren hat; ja er kann sogar, einen innern Hang zum Uebersinnlichen bewahrend und nährend, oft sehnlich wünschen, daß es eine unsichtbare Welt gäbe, in welcher er sich Gottes und der Unsterblichkeit zu erfreuen hätte. Auch kann ein in gottlosen Neigungen, Begierden, Handlungen versunkener Mensch doch noch des in der Kindheit eingesogenen Glaubens an Gott, an Unsterblichkeit, an Vergeltung sich nicht erwehren. Dieser Glaube wird sich zwar nur in augenblicklichen Aufwallungen, in vorübergehender Reue, in unwillkührlichen Eindrükken offenbaren, allein er beurkundet doch auf eine erfreuliche Weise, daß die Früchte der ersten Erziehung



nicht ganz verschwunden sind. Diese Beispiele sind in beiden Fällen und Voraussetzungen Ausnahmen von der Regel, nach welcher der Unglaube und die Gottlosigkeit sich wechselseitig erzeugen und verstärken.

Das dieser Krankheit des menschlichen Gemüths entgegengesetzte Gebrechen ist die Schwärmerei. Ihre Kennzeichen sind leicht aufzufassen und aufzustellen. Sie entspringt aus einem irre geleiteten, blinden, der Würde der menschlichen Natur entgegengesetzten Glauben. Statt mit dem Verstande so weit zu gehen, als es dem Menschen gegeben ist, verschmäht und verhöhnt die Schwärmerei den Verstand. Statt der Vernunft einzuräumen, was ihr gebührt, und sich dann dem Glauben in aller Demuth hinzugeben, verläumdet die Schwärmerei die Vernunft, und spricht ihr alles Vermögen, zur Wahrheit zu gelangen, ab. Statt in der Welt der wahrnehmbaren, erklärlichen Dinge mit Vergnügen zu handeln, legt die Schwärmerei keinen großen Werth auf die thätige Tugend, sondern einzig und allein auf Gefühle, Gebete und geistige Verzuckungen. Statt überzeugt zu sein, daß kein Mensch zu übernatürlichen Gaben oder zu einer wirklichen Vereinigung mit Gott und der übersinnlichen Welt gelangen könne, wähnt die Schwärmerei solcher Gaben theilhaftig zu sein, oder werden zu können, und rühmt sich mit stolzer Demuth eines innigeren ausschließlichen Verkehrs mit Gott. Statt das Gesetz Gottes als den Polarstern des menschlichen Lebens zu betrach-

ten, und es immer im Auge zu haben, um sich durch ihn in den Verwickelungen der Verhältnisse und in dem Getümmel der Leidenschaften zu orientiren, setzt die Schwärmerei ihre trüben, dunkeln, wilden Gefühle über das Gesetz, ordnet die bestimmtesten, heiligsten Pflichten ihrem vermeintlichen höhern Beruf unter, und behandelt dieselben wie bloße Mittel, die sie dem sich selbst erschaffenen Zweck aufopfern kann und muß.

Von der Gottlosigkeit, die nach dem Uebersinnlichen, Unsichtbaren, Geheimnißvollen der Religion gar nicht trachtet, und außer dem Sinnlichen nichts ahnet, wünscht und will, und von der Schwärmerei, die durch phantastische Bilder die Wirklichkeit der sichtbaren Welt verdrängt und durch erdichtete Mittel sich der von ihr erträumten Welt zu bemächtigen glaubt, von diesen beiden Extremen gleich entfernt, tritt die wahre Frömmigkeit einher. Mit demüthigem Vertrauen, mit einfacher, herzlicher Ergebung, mit unbefangener Würde geschmückt, athmet und lebt sie gern in der übersinnlichen Welt; allein aus Ansichten und Gefühlen, die dieser Welt entlehnt sind, handelt und wirkt sie, wohlwollend und wohlthätig in der sichtbaren Welt, und bewährt sich dadurch als ächte Tochter der Religion.

Der Begriff der wahren Frömmigkeit fällt mit dem der Religion zusammen. Denn das Wesen der Religion besteht nicht in den rein objectiven Gegenständen des Glaubens, der Liebe, der Hoffnung, son-

dern in dem subjectiven Verschmelzen dieser objectiven Gegenstände mit dem Gemüth des Menschen. Glaube, Liebe, Hoffnung, alle drei sich auf die übersinnliche Welt beziehend, haben alle drei etwas Unendliches an sich. Indem der Mensch das Unsichtbare glaubt, liebt und hofft, nimmt leicht seine ganze Existenz den Anstrich eines unschuldigen Mysticismus an, der nichts anderes ist, als das Aufnehmen der übersinnlichen Welt in das Gemüth, und das sehnsuchtsvolle Versenken des Gemüths in dieselbe Welt.

Der Mensch hat einen angebornen Hang zum Mysticismus, weil alles in der Natur, und die Natur selbst, jeder Theil des Weltalls und das Weltall in seiner Totalität, ihm ein Geheimniß erscheint und bleibt. Er kann auf der einen Seite weder durch seinen Verstand diese ihn umgebenden Mysterien durchdringen und erklären, noch durch seine Vernunft alle Existenzen umfassen; andererseits erkennt er genug, um zu wissen, daß obgleich alles dem geistigen Auge verschleiert ist, doch hinter diesem Schleier die Wesen liegen, wie sie sind. Auf dem Schleier selbst erscheinen sie nur, indem sie ihn mit flüchtigen Gestalten, glänzenden Farben und einem vielfach gebrochenen und zurückgeworfenen Lichte bedecken. Vermöge seiner Intelligenz kann der Mensch diesen Schleier nicht ganz lüften, allein sein Gemüth, das in seinen Ahnungen so wie in seinen Wünschen etwas Unendliches verräth, verweilt gern, seines unsterblichen Ursprungs sich bewußt, in dieser verschleierten geheimnißvollen Welt. Nicht aus eitler Neugierde, sondern von einer unwidersteh-

lichen Sehnsucht getrieben, verlieren wir uns in den unermeßlichen Ocean der Existenzen, und versenken uns freiwillig mit einem wollüstigen Grauen in denselben. Dieser Mysticismus findet sich mehr oder weniger entwickelt. Allen Religionen liegen die großen und ewigen Geheimnisse des Weltalls und der Menschen zum Grunde, und die Mythen, die Symbole, die Bilder treiben nur auf der Oberfläche dieses dunkeln und unerforschten Grundes ihr buntes und leichtes Spiel. Hinter den personifizirten Symbolen der ägyptischen und indischen Religionen, hinter dem Fetischismus oder dem Gottesdienst der Natur unter seinen unendlich mannichfaltigen Formen, von der Sternverehrung an bis zur Anbetung der Pflanze; hinter dem heitern glänzenden Olymp der Griechen und den idealisch menschlichen Gestalten die ihn belebten, lag das ewige Chaos, die uralte Nacht, das immer sich gleiche große All, und die, den Menschen und Göttern gebietende, alles beherrschende und zwingende Nothwendigkeit des Schicksals. Alles dieses war dem menschlichen Auge zwar unerforschlich, aber erfüllte das menschliche Gemüth mit einer geheimen Scheu, einer Art bald erhebender, bald niederschlagender Furcht, und einer unbestimmten aber stets wiederkehrenden Sehnsucht.

Keiner Religion ist dieser Mysticismus eigenthümlicher und einheimischer als der christlichen, dessen Heimath, die übersinnliche Welt, sich in allen Lehren, Vorschriften, Gesetzen, Hoffnungen, die sie dem Menschen darbietet, beurkundet und ausspricht. Hier

findet der Verstand viel Unbegreifliches, die Vernunft wenig zu folgern und zu forschen; aber eine unermeßliche, übersinnliche Welt öffnet sich der Phantasie und dem Gemüth. Aus diesen gehen Hoffnung und Liebe hervor, und der Mensch wird von einem unaussprechlichen und unersättlichen Begehren getrieben, sich den ewigen, unsichtbaren Gegenständen seiner Hoffnung und seiner Liebe zu nähern. Zu diesem nie ganz befriedigten Wunsch und immer von neuem versuchten Fluge leihen ihm die Phantasie und das Gemüth die ohnmächtigen Flügel, die ihn zwar nie bis in das innere Heiligthum führen, aber bis auf die Schwelle desselben erheben. Da verweilt er nun mit herzerhebendem Gefühl, von der Gegenwart unbefriedigt, durch den Gedanken der Zukunft gestärkt, die undurchdringlichen Geheimnisse ahnend, anbetend, ohne ihnen näher treten zu können, die Augen auf den Schleier geheftet, ohne ihn heben zu dürfen, seine Schwäche und sein Unvermögen in tiefer Demuth anerkennend, ohne von denselben entmuthigt oder niedergedrückt zu werden. So betrachtet der Mensch mit Ehrfurcht die Höhen und die Tiefen der Religion. In seinem jetzigen Zustand wird er von denselben zugleich angezogen und zurückgestoßen: indem er öfters betrauert, daß sein Vermögen und seine Kräfte seinen Wünschen und Bedürfnissen so sehr nachstehen, so freut er sich doch, solcher Bedürfnisse und solcher Wünsche, die seine Kräfte überflügeln, fähig zu sein.

Ueber
italienische und spanische Poesie
in den fünf letzten Dezennien.

Als Anhang zur Abhandlung über classische und romantische Poesie.

Auch hier spricht sich in den Urtheilen der Satz, daß Italien und Spanien viel, und der Gegensatz, daß sie nichts geleistet haben, aus.

In den südlichen Halbinseln, in Italien und in Spanien, wo früher eine so originelle, lebendige, mannichfaltige Poesie zugleich so viel Blüthen und Früchte getragen hatte, schien die schöpferische Phantasie ausgestorben. Zu einer Zeit wo im übrigen Europa die Muse kaum einige Versuche wagte, hatte Dante die dichterische Sprache erschaffen und seinen Adlerflug in die Hölle und in den Himmel mit gleicher Kraft und mit gleichem Erfolg genommen. Petrarca und Boccacio hatten diese Sprache zu einer Vollendung gebracht, welche den späteren Jahrhunderten in dieser Hinsicht nichts mehr zu thun übrig ließ. Das herrliche ihnen vorliegende Werkzeug benutzten meisterhaft zu ihren genialen Werken die großen Dichter des funfzehnten und der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts. Seit diesem Culminirungspunkt, zu welchem Ariost und Tasso die Poesie erhoben hatten, trat eine Periode der Ermattung und der Erschlaffung ein, von welcher das italienische Genie sich nie erholt hat. Die poetische Bewegung der Gemüther war allmählich aus dem Leben gewichen mit der immer mehr abnehmenden Freiheit der Städte, mit der politischen Bedeutsamkeit von Italien, mit dem Fall der päpstlichen Gewalt, und durch die Kriege, welche Frank-



reich, Oesterreich, Spanien in der Halbinsel gegen einander führten, wo Italien zugleich das Theater war und die Beute abgab, wo es sich nur um die Frage spielte, welcher fremden Macht das Land gehorchen und gehören sollte. Von den drei Elementen, aus welchen das Ritterthum, diese Seele des Mittelalters, bestand, hatten die Italiener die abenteuerliche Tapferkeit, die mit dem Wundervollen so nahe verwandt war, aufgefaßt und dargestellt. Viel weniger hatten sie die Minne, die ritterliche Liebe, begriffen, gefühlt und geschildert, und wenn man Dante ausnimmt, in welchem der Geist des Christenthums das Vorherrschende ist, haben die Italiener das religiöse Element in der Poesie, wo nicht verschmäht, doch verkannt und vernachläßigt. Dieses von der Natur so reichlich begabte Volk eignet sich ganz besonders zu gewissen Dichtungsarten, liebt sie leidenschaftlich, und hat sie mit Glück gepflegt, während es weder Talent noch Sinn für andere verräth. Die epische und die lyrische Poesie hat es immer besonders angesprochen, und Italien besitzt in beiden Meisterstücke, die es mit den gediegensten und gelungensten Werken aller Zeiten aufnehmen können; allein in der dramatischen Poesie, es sei im Trauerspiel oder im Lustspiel, sind sie gegen andere Nationen sehr zurückgeblieben. Diese Erscheinung erklärt sich hinlänglich aus dem Nationalcharakter. Eine lebhafte Einbildungskraft, ein natürlicher, leicht fassender und leicht combinirender Verstand, ein schneller, schlagender Witz, eine un-

getrübte Munterkeit, die alle Spiele der Laune gern treibt, und das Leben selbst nur wie ein Spiel nimmt, eine angeborne Vorliebe für einen gewissen äußern Pomp der Sprache, die leicht zu allen Arten von Uebertreibung führt, sind die Hauptzüge der Nationalindividualität der Italiener von den Alpen bis zur Meerenge von Messina, mit Nüanzen, die da machen, daß das eine oder das andere bei dieser oder jener Völkerschaft mehr hervortritt. Der Italiener hat in der Regel mehr Phantasie als Gemüth, er sucht weit mehr sinnliche Empfindungen sich zu verschaffen, als moralische Gefühle in sich zu nähren und zu entwickeln; die ihn umgebende objective Welt hat zu viel Reize für ihn, um der Gedankenwelt und dem innern reflectirenden Wesen in ihm nicht entgegen zu stehen; er fordert auch von seinen Dichtern, ihn in eine objective Welt von ihrer Erfindung zu versetzen. Die Leidenschaftlichkeit seines Charakters läßt ihn leicht alles Maaß in den Ausdrücken überschreiten; seine Gefühle sind heftig, mehr als innig, daher liebt er nicht und vermeidet sogar Einfachheit und die prunklose Wahrheit der Sprache des Herzens; leicht verwechselt er das Pathetische mit dem Deklamatorischen, das Pomphafte mit dem Großartigen, das Würdevolle mit dem Schwülstigen; ihm gelten oft Anstrengung für Kraft und hyperbolische Bilder für erhabene.

Bei solchen charakteristischen Eigenschaften des Geistes war es schwer, daß das wahre, echte Trauer-



spiel bei den Italienern aufkommen und Glück machen konnte. Die Richtung des Nationalgeistes theilt sich gewöhnlich den Dichtern mit, zumal den dramatischen, da sie ganz besonders für das Volk arbeiten, und demselben gefallen wollen. Maffei war der erste, der in seiner Merope sich der Einfachheit, der Würde des Trauerspiels und der wahren Sprache der Affecte befleißigte. Seine Verdienste wurden mehr bewundert als tief gefühlt; er fand Nachahmer, allein es gelang ihm doch nicht, eine durchgreifende Revolution in der dramatischen Dichtkunst herbeizuführen. Diese Ehre war Alfieri vorbehalten; er war mit einem ernsten, leidenschaftlichen Charakter geboren, aber zu diesem gesellte sich ein Geist, der Wahlverwandtschaft mit allen hohen, großartigen, erhabenen Gedanken und Gesinnungen hatte. Nach einer wilden, geräuschvollen Jugend, wo er zwar sinnlich schwelgte, aber stets einen bestimmten Hang zum Abenteuerlichen verrieth, blieb ihm bis an sein Ende das Bedürfniß, heftige Gemüthsbewegungen zu fühlen, zu schildern, und sie in die Seele der andern übergehen zu lassen. Stolz, unabhängig, war er ein enthusiastischer Freund und Verfechter der bürgerlichen und politischen Freiheit. Allein die der alten Republiken, die aus den Sitten und den Gesinnungen hervorging, sprach ihn weit mehr an, als die aus den künstlichen Formen des Verstandes sich ergebende der neueren Zeiten. Die edeln, kraftvollen, großen Gestalten Griechenlands und Roms schwebten immer seiner

Phantasie vor, als Ideale, die er lebendig und energisch darzustellen strebte. Im Anfange der französischen Revolution glaubte er, getäuscht wie so Viele, die Blüthe einer schönen Zeit aufgehen zu sehen; später, als sie von Blut triefend, Verbrechen und Greuel aller Art erzeugte, überschüttete er sie mit gerechten Verwünschungen, und Bonaparte's Despotismus, der, unter dem Schein der Freiheit, Italien zerrüttete und unterjochte, erregte in ihm einen unversöhnlichen Haß. Spät, erst in seinem reiferen Alter, lernte er die griechischen Tragiker in der Ursprache kennen; sie begeisterten ihn dermaaßen, daß er sie als alleinige Muster der wahren tragischen Kunst immer vor Augen hatte, doch drang er nicht tief in ihre Eigenthümlichkeit ein, und unterschied nicht gehörig, was ihrer Zeit, so wie ihrer Individualität zugehörte, von dem was der tragischen Kunst wesentlich war. Daher kam es denn, daß er auch noch in denjenigen seiner Trauerspiele, deren Gegenstand aus der neuen Geschichte entlehnt war, dem Schnitt der Alten getreu blieb, in Hinsicht der Einfachheit der Handlung, der kleinen Zahl der handelnden Personen und des Colorits der Sprache. Doch konnte er nicht, und versuchte es nicht einmal, den Chor, dieses Hauptelement der alten Tragödie, auf die Bühne versetzen. Trotz dieser Nachahmung, die Alfieri wagte, und die er mehr im Sinn hatte, als er sie wirklich durchführte, hat er in seinen dramatischen Schöpfungen nur sich selbst abgespiegelt, und alle tra-

gen vor allen Dingen den Stempel seiner eigenen Individualität. Ein Charakter und ein Geist wie der seinige, hoch, energisch, von der Meinung unabhängig, sich selbst vertrauend, kann noch will sich selbst verläugnen, seine Denkens- und Empfindungsart ablegen, um sich in eine fremdartige zu versetzen, und eine solche, sei es auch nur in den Stunden des Dichtens, anzunehmen; zu einer totalen Verläugnung war er zu stark ausgeprägt, zu spröde und zu stolz. Man findet Alfieri in allen seinen Trauerspielen unter dem Namen seiner Helden wieder. Der Leser und der Zuschauer vergeben es ihm, weil man eine so ausgezeichnete, große Natur gern vortreten sieht. Aber eine gewisse ermüdende Einförmigkeit und zu wenig Objectivität in der Wahl und in der Behandlung seines Stoffs sind von dieser Eigenthümlichkeit unzertrennlich. Von Natur wenig zu sanften Gefühlen, zu zarten Verhältnissen und rührenden Situationen gestimmt, hat er nur Sinn für das pathetisch Erhabene, welches aus dem Kampf der starken, gewaltigen, wilden Leidenschaften unter sich, mit den Umständen, mit andern gleichartigen Leidenschaften entsteht, und schildert nur immer ergreifendes, schreckhaftes Unglück und großartige Verbrechen. Man merkt es auf jeder Seite seiner Gedichte, daß Freiheit, Ruhm, Macht, Herrschsucht allein seine Brust aufschwellen und sympathetisch auf ihn wirken. Er versteht es zwar auch, die Liebe darzustellen, aber es sind nicht ihre sanften Rührungen, sondern ihre hef-

tigen Bewegungen, die leicht in Wuth und Verzweiflung ausarten. Vergebens würde man in seinen Gedichten die Harmonie der Töne, die Melodie des Versbaues, die Weichheit und den Schmelz der Sprache suchen, die uns in dem sonst schwachen Metastasio gefallen und uns seine Kraftlosigkeit verschmerzen lassen. Der Vers des Alfieri ist hart, seine Sprache rauh, aber kräftig, gebieterisch, ausdrucksvoll, und er hat dem italienischen Idiome bei einer reichen Gedankenfülle eine Kürze, eine prunklose Nüchternheit verliehen, die ihr ziemlich fremd waren, und die man in den besten Prosaikern nur selten wahrnimmt. In einer höchst bewegten Zeit, die auch Italien durchzog und es aus seiner Apathie wo nicht wirklich erweckte doch aufrüttelte, erscheint Alfieri wie eine höhere, imponirende Gestalt, über seine Zeit und seine Nation erhaben. Seine Landsleute waren ihm nicht gewachsen, aber sie wurden doch von ihm ergriffen. Der Mensch war in ihm größer als der Dichter, aber beide, in eins verschmolzen, haben in das Volk Gesinnungen und Gedanken niedergelegt, die, wie fruchtbare Keime, einst vielleicht noch aufgehen können. Bis jetzt sind in Italien Alfieri's Trauerspiele viel gelesen und gepriesen worden, aber sie sind weniger und seltener aufgeführt, es sei, daß es an tüchtigen, genialen, der Aufgabe gewachsenen Schauspielern gefehlt, es sei, daß manche, ihrer eigenen Schwäche und Unwürdigkeit sich bewußte Regierungen die hochherzigen

Gesinnungen, die in Alfieri so kräftig ausgesprochen sind, gescheut und gefürchtet haben. Alfieri's Genie hat in der neuen Bahn, die er dem Trauerspiel geöffnet hat, nicht allein Bewunderer, sondern Nachfolger und Nachahmer gefunden. Unter ihnen verdienen Monti und Niccolini einer ehrenvollen Erwähnung. Der erste kommt unstreitig Alfieri am nächsten; er hat vielleicht mehr Gemüth als sein großer Vorgänger, obgleich er ihm in Hinsicht der Energie und der Gedankenfülle nachsteht. Auch hat er nur wenige Trauerspiele gedichtet; seine Anlagen und Neigungen zogen ihn weit mehr zur lyrischen Dichtkunst. Kein italienischer Dichter hat ihn in der eigentlichen Ode übertroffen. Chiabrera weit überlegen, tragen seine Oden das Gepräge einer wahren Begeisterung, und fließen wild und brausend in der Tiefe wie ein Waldstrom, oder erheben sich mit Adlerflug zu den höchsten Gipfeln der Poesie. Die großen Begebenheiten, die ganz Italien erschütterten, durch alle Adern der Halbinsel liefen, die Gegenwart umwälzten und eine schöne Zukunft zu verheißen schienen, haben mächtig auf die Muse von Monti eingewirkt. Hingerissen von den Siegen und den weitaussehenden Plänen Bonaparte's hat er ihm gehuldigt, seine Thaten und seinen Ruhm besungen. Man kann nicht läugnen, daß das Lob, welches er ihm spendet, nicht immer in den gehörigen Schranken der Mäßigung bleibt, und sich der Uebertreibung schuldig macht; aber was allenfalls mit dieser Uebertreibung den Leser

versöhnt, ist der Umstand, daß es nicht von einer niedrigen, berechneten Schmeichelei, sondern von einer wahren Begeisterung eingegeben, seine Quelle in einer leider! getäuschten Vaterlandsliebe hatte.

Vor der Periode wo Alfieri so mächtig auftrat, schien das Lustspiel, bis dahin in Italien wenig gepflegt, sich günstigerer Zeiten zu erfreuen. So munter, so witzig und muthwillig, so voll komischer Laune auch das italienische Volk im Allgemeinen ist, so sehr leicht es auch das Lächerliche auffaßt und darstellt, so hat es doch eigentlich wenig Sinn für das höhere, mit Kunst entworfene, durchgeführte, vollendete Lustspiel, und hat sich seit Machiavelli's Mandragola selten zu wirklichen Charakterstücken erhoben. Es ist nicht schwer, diese Erscheinung zu erklären. Der gesellschaftliche Ton und alle Reibungen und Contraste, welche das gesellige Leben entwickelt, sind in Italien seltener als in Frankreich. Eine komische Laune, die Spott mit Ernst versetzend, und sich keck und kühn über alles auslassend, alle Verhältnisse in ihrer Ausgelassenheit bedrohte oder angriffe, wäre leicht den Regierungen ein Stein des Anstoßes, den sie mit Gewalt aus dem Wege räumen würden. Sie erlauben einen derben gemeinen Spaß, der geschwind verfliegt, aber nicht eine aus der Tiefe geschöpfte und tief eingreifende dramatische Satire. Auch hat der Italiener es immer lieber mit einer spielenden, abenteuerlichen Phantasie, als mit der Anstrengung des Verstandes und einer anhaltenden reflectirenden Aufmerk-

samkeit zu thun; ihm ist ein gesundes, kräftiges Lachen mehr werth, als das Lächeln, welches ein mit Genialität und Kunst sorgfältig ausgearbeitetes komisches Produkt erregt; er sucht auf der Bühne nichts anders als reine Ergetzung und augenblickliche Zerstreuung. Gozzi, der Volksmärchen auf dramatische Art bearbeitete, und diese geistreich, obgleich phantastisch und abenteuerlich dem Nationalgeschmack darbot, machte weit mehr Glück als Goldoni, der einen ernsteren Ton anstimmte, Charaktere zu zeichnen versuchte, und dem Lustspiel sogar eine ethische Tendenz zu geben wagte. Die Posse war in Italien von jeher einheimisch, und wird es noch lange bleiben; sie ist aus dem Volke hervorgegangen, und der Nationalgeist findet sich ganz in derselben wieder. Schon die Römer zogen die atellanischen Spiele des Witzes den Lustspielen des Plautus und des Terenz vor; das Groteske, Carrikirte war in denselben vorherrschend, und tritt noch heute in den italienischen Possen mit einer Wahrheit, einer Lebendigkeit, einem Erfindungsgeist, einer unerschöpflichen Drolligkeit auf, die alles übertrifft, was andere Völker in dieser Art aufzuweisen haben.

In den anderen Dichtungsarten haben die Italiener der neuern Zeit nichts Vorzügliches geleistet. Seit dem Ricciardetto des Nicolo Carteromaco, der in der Manier von Ariosto dichtete, aber sehr weit hinter ihm zurückblieb, und den Versuchen des Abate Frugoni, ist die romantisch-epische Dichtung nicht mehr bearbeitet worden. In der Elegie hat Pindemonte seinen

harmonischen Versen einen melancholischen Anstrich und einen reflectirenden Charakter gegeben, die bis dahin den Italienern ziemlich fremd geblieben waren. Die Fabeln von Pignotti haben das Verdienst der Erfindung, aber sie haben den einfachen, ungezwungenen Ton, der den größten Reiz dieser Dichtungsart ausmacht, verfehlt, und die hochtrabende, mit Bildern überladene Erzählung dieses Dichters erscheint öfters als eine wahre Versündigung gegen den guten Geschmack.

Die schöne Zeit der originellen, genialen Nationalpoesie der Spanier, die mit der heroischen Periode dieses einst mächtigen Staats und dieses edlen Volks zusammenfällt, und die sich auch noch unter den schwachen Regierungen des aussterbenden österreichischen Stammes erhielt, scheint unter dem Scepter der Bourbonen unwiderruflich verloren gegangen zu sein. Die kräftige, hohe Individualität der spanischen Nation, welche sie von allen anderen Nationen unterscheidet, und aus tiefer Religiosität, schwärmerischer Liebe, wahrer Begeisterung für König und Vaterland, Anhänglichkeit an das Alterthümliche, aus einer eigenen Beharrlichkeit in den Grundsätzen und Gesinnungen, und einem alles durchdringenden Ernste zusammengesetzt zu sein scheint, hatte sich früher in der Nationalpoesie auf eine herrliche Art ausgeprägt, und ihr einen Schwung verliehen, der den Bedürfnissen des Geistes und des Gemüths der Spanier angemessen war; es war ein einheimischer Baum, der

dem Boden entwachsen, nur unter dieser Sonne, in dieser ätherisch balsamischen Luft zu der Höhe und Kraft, die wir an ihm bewundern, gedeihen konnte. Schon unter dem siechen Carl II. hatte die Nachahmung der französischen Litteratur der Poesie eine falsche Richtung gegeben; als das Bourbonische Haus den Thron bestieg, mußte natürlich dieser Uebelstand zunehmen. Die Verhältnisse mit Frankreich vermehrten sich und wurden immer inniger, es gab der Berührungspunkte viel; obgleich weder der melancholische, träge, sorglose Philipp V., noch der schwache, der Liebe zu seiner Gemahlin ganz hingegebene Ferdinand VI., noch der in den Fortschritten der materiellen Künste, der Staatswirthschaft und der Verwaltung vertiefte Carl III. sich gewiß nicht vornahmen, die spanische Litteratur in eine französische zu verwandeln, so geschah es doch wie von selbst, und die Poesie büßte in Spanien mit ihrer Originalität ihr wahres Leben ein. Zwei in jeder Hinsicht des Geistes, des Charakters und der Sitten verschiedene, ja entgegengesetzte Nationen, wie die spanische und französische sind, können unmöglich sich wechselseitig nachahmen, und ihren Kunstgeschmack gegen einander austauschen, ohne daß die eine oder die andere, und vielleicht beide, wesentlich verlieren. Also schleppte sich die spanische Poesie in fremden Fußstapfen langsam und kraftlos fort, und führte ein erborgtes, blasses, frostiges Leben. Einzelne angenehme Stimmen, wie Inez de la Cruz, eine amerikanische Nonne in ihren

geistlichen Sonnetten, — Luzan, der neben seiner schwerfälligen großen Poesie, in welcher er öfters gegen die ältere spanische Poesie einen ungerechten Krieg führte, ganz artige, kleine Gedichte machte, — Yriarte, der von den Staatsgeschäften sich durch geistreiche Fabeln zu erholen suchte, — Moratin, der die Bühne mit einigen Lustspielen feinerer Art, die als Conversationsstücke nicht ohne Verdienst sind, bereicherte, — und vor allen Valdez, der in seinen Oden an bessere Zeiten erinnert, ließen sich zwar hören, aber diese ausgezeichneten Männer blieben nicht allein gegen ihre früheren großen Vorgänger zurück, sondern erreichten nicht einmal die Höhe, zu welcher, von der Natur bestimmt, sie in einer schwungvolleren Periode sich hätten erheben können.

Also auch aus dieser Darstellung des spätern und jetzigen Zustandes der Poesie in den südlichen Halbinseln, ergiebt sich was wir schon im Allgemeinen mit verschiedenen Abstufungen ausgesprochen haben, daß unser Zeitalter, außer in Deutschland und in England, sowohl in Beziehung auf die Producte der Dichter, als auch auf die Bedürfnisse und die Tendenz der Leser, kein poetisches sei: es hat wenig frische, edle, zur Unsterblichkeit sich eignende und berufene Gedichte hervorgebracht, es giebt noch weniger Hoffnungen, sogar in den beiden obenbenannten reichhaltigern Ländern. So bringt es der Gang des menschlichen Geschlechts mit sich. In seiner Jugend sind die Phantasie und das Gemüth vorherrschend, später überflügeln der Verstand und die Vernunft in ihrer

Entwickelung diese schaffenden Vermögen. Das Nützliche wird vor allem gesucht und gepflegt, man hat Bedürfnisse anderer Art; die Einen begnügen sich mit der Verfeinerung der Sinnlichkeit; die Anderen, geistiger gestimmt, forschen nach Wahrheit; beide sind der dichterischen Imagination feind oder abhold. Der Erfindungsgeist vervollkommnet die materiellen Bedingungen des Lebens, und beschäftigt sich mit der wirklichen Welt, statt sich in die idealischen Gefilde der Imagination zu verlieren. Der Trieb, zu wissen was da ist, erstickt den Trieb, schöne oder erhabene Träume und Gebilde zu erschaffen; es ist bis jetzt das Loos des Menschen gewesen, nur das eine, es sei in sich oder außre sich, zu pflegen, und eine harmonische Entwickelung aller Kräfte und aller Vermögen hat noch nie bei irgend einem Volke statt gefunden. Vielleicht kommt einst eine Zeit, wo man vielseitiger zu Werke gehen wird, wo man vom Wissen weder zu viel noch zu wenig hoffen, von den materiellen Künsten und von den Genüssen, welche sie verschaffen, weder zu viel noch zu wenig erwarten, oder, auf die äußerste Grenze beider gelangt, wo man, ohne die Wirklichkeit zu vernachlässigen, sich wieder mit gesteigerter Kraft und neuem Vergnügen in die Welt der Phantasie und des Gemüths begeben wird, um ihr neue Schätze abzugewinnen.





